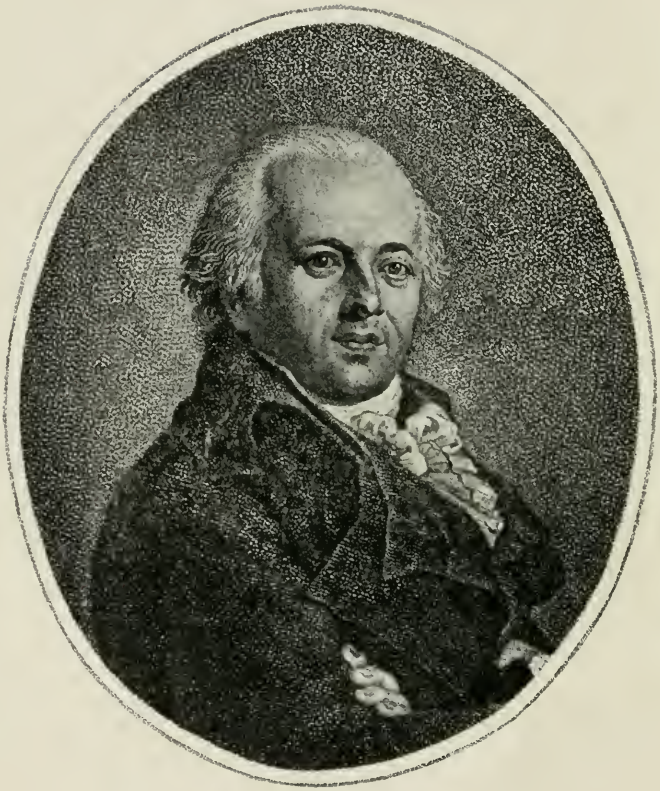
THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

MUSIC
LIBRARY

Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich XV
(Unter der Leitung von Gustav Gugitz)
Joh. Friedr. Reichardt, Vertraute Briefe I



Joh. Friedr. Reichardt
Ant. Graff pinx. 1794, Riedel sculp. Lips. 1814

Johann Friedrich Reichardt

Vertraute Briefe

geschrieben
auf einer Reise
nach Wien und den
Österreichischen Staaten zu Ende des
Jahres 1808 und zu Anfang 1809
Eingeleitet und erläutert
von
Gustav Gugitz

Erster Band

Mit dreiunddreißig Bildbeigaben

1·9·1·5

München bei Georg Müller

Betreffs der Einleitung, der erstmalig mitgeteilten Stellen
und der Originalbilder alle Rechte vorbehalten

Music
Library
ML
246
R27/v
v.1

Eduard Hauſtein und Heinrich Rübel

in alter herzlicher Freundſchaft

1624154

Einleitung

Reichardts vertraute Briefe, die im folgenden ihre Auferstehung feiern, dem Musikhistoriker zwar eine längst bekannte, wenn auch in ihrer alten, von zahlreichen Druckfehlern entstellten und registerlosen Form kaum bequem und nur unerquicklich zu benützende Quelle, gehören zugleich zu den rauschendsten Huldigungen, die Wien als alte Kulturstätte wie als Sammelpunkt unverwüstlicher Volkskraft, ewiger Lebenslust und liebenswürdiger Natürlichkeit, worin dem Künstler allein das Herz aufgeht, erfahren hat. In eine völlig überquellende Hymne auf Wiener kulturelle und soziale Betätigung, die in der gerechten Würdigung Josefs II. gipfelt, unter dem sich aller Umschwung zum Fortschritt vollzogen, klingt Reichardts Abschiedsbrief von Wien im Jahre 1809 aus, zu überschwänglich, als daß sie selbst bei den Gefeierten nicht auf Widerspruch gestoßen wäre. Kaum hatten die Wiener noch je vordem ihre Vorzüge so strahlend beleuchtet und ihre Fehler so schonend bemäntelt gesehen, ja noch war Nicolais kalte und höhnische Kritik, welche blindlings aus Wien ein armseliges, türkisches Dorf machte, unvergessen, so daß die Wiener selbst dieses Lob stutzig machte und den Verdacht der Ironie erweckte.

Freilich hat Wien von jeher das Schicksal gehabt, immer exzentrisch von norddeutschen Reisenden geschildert und beurteilt zu werden und während der eine schon a priori mit der Absicht kam, alles anzuschwärzen und zu vernichten, überließ sich mancher andere kritiklos dem ihm bereiteten Wohlleben. Ohne selbst Nicolai völlig in die erste Kategorie zu reihen, so entschied bei ihm doch nur der kalte Utilitarier, demgegenüber sich auch Goethe in mancher Invektive entrüstete, und um das Lob eines Reichardt nicht ver-

dächtig erscheinen zu lassen, finden wir bei ihm das, was ein Nicolai nicht hatte, und womit er allein in Wien Glück machen konnte: Das Auge und das Herz eines Künstlers.

Man muß indessen auch die übrigen Verhältnisse verstehen lernen, unter welchen Reichardt[1]) nach Wien kam, um seine Begeisterung besser erfassen zu können. Als im Jahre 1808 Reichardt wieder Wien betrat, waren 25 Jahre seit seiner ersten Anwesenheit verflossen, kein Wunder, wenn er nun die Saat in die Halme geschossen fand, und der erfreuliche Fortschritt, der im Jahre 1783 noch in einem bescheidenen Keime lag, nun doppelt auf ihn ein-

1) Johann Friedrich Reichardt, Komponist und musikalischer Schriftsteller, geb den 25. November zu Königsberg in Preußen, studierte daselbst und zu Leipzig, machte dann Reisen in Deutschland, ward 1774 Sekretär bei der kgl. Domänenkammer, 1775 aber von Friedrich II. als Kapellmeister berufen. In dieser Stellung suchte er durch ein Concert spirituel die Musik zu heben und vereinigte hierzu die Hofkapelle mit der des Thronerben. Von 1782—1791 erschien sein Hauptwerk, das „Kunstmagazin". Friedrichs II. Tod feierte er durch eine Trauerkantate und Friedrich Wilhelms II. Krönung durch ein Te Deum. In der Folge wegen seiner republikanischen Gesinnung vom König entlassen, lebte er eine Zeitlang auf seinem Gut zu Giebichenstein, dann zu Hamburg, wo er ein Journal „Frankreich" herausgab, und ward später Salinendirektor in Halle. Im Jahre 1802 weilte er zum zweiten Male in Paris und wurde daselbst mit vielen Ehren aufgenommen. Als 1806 die Franzosen Halle einnahmen, entfloh R., der kurz vorher eine Schrift gegen Napoleon veröffentlicht hatte, und hielt sich abwechselnd zu Danzig, Königsberg und Memel auf. Nachdem er durch den Frieden von Tilsit westfälischer Untertan geworden, erhielt er 1808 die Kapellmeisterstelle zu Kassel, doch ward seine Stellung infolge seiner eigenmächtigen Handlungsweise bald so unhaltbar, daß er sich wieder nach Giebichenstein zurückzog, wo er den 27. Juni 1814 starb. Obwohl R. im ganzen mehr Tongelehrter als Tonkünstler war und seine Werke mehr als Erzeugnisse seines Studiums als seines Genies zu betrachten sind, so hat er doch auch als Komponist Anerkennenswertes geleistet und u. a. die Lieder Goethes mit Glück in Musik gesetzt.

stürmte. Sein Erstaunen sieht ohnehin etwas merkwürdig aus, wie als ob er nach seinen ersten Erfahrungen gar nicht erwartet hätte, nun nach fünfundzwanzig Jahren solche kulturell entwickelte, geschmackvolle und in weltbürgerlichem Sinne umgängliche Gesellschaft vorzufinden, während die josefinischen Reformen und Gründungen, die nun längst Wurzel gefaßt und sich bewährt hatten, doch enge mit dieser verknüpft waren; lebten doch noch viele, die den Umschwung mit herbeigeführt hatten.

Aber nicht allein in dem frohen Anblick dieser Entwicklung und in dem unbefangenen Genuß derselben lag Reichardts Wohlbehagen, sondern auch in rein persönlichen Momenten; er kam völlig wie ein wurzelloser Mann nach Wien, und kein Boden wäre für ihn, den rastlos tätigen, stets lebenslustigen und temperamentvollen Künstler geeigneter gewesen, neue Wurzeln zu schlagen als eben Wien im Jahre 1808. Reichardt, der flammende Patriot, und Reichardt, der berühmte Musiker, mußten um diese Zeit auf ihre Rechnung kommen und dies auch begeistert zum Ausdruck bringen.

Reichardt, der im Jahre 1806 wegen seiner Schrift „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulat" bei dem Einzug der Franzosen in Halle fliehen mußte, war durch den Frieden von Tilsit westfälischer Untertan unter Jerôme geworden und hatte 1808 die Kapellmeisterstelle in Kassel erhalten. Er, der leidenschaftliche Patriot, war indessen nicht geeignet, mit der gehörigen Vorsicht in der Nähe des westfälischen Hofes zu leben[1]). Amtliche Kollisionen mit dem Hof und den Behörden, dadurch entstandene Kränkungen, unbesonnene Äußerungen, die dem Beleidigten entfahren, erweckten

1) Ich folge hier der Darstellung von H. Steffens, Was ich erlebte. Breslau, 1842, 6. Bd., S. 80 ff.

Feindschaft, und die alten Beschuldigungen, die nicht verhehlte preußische Gesinnung, machten seine Lage immer bedenklicher. So wurde er nach dem südlichen Deutschland und nach Wien geschickt, anscheinend, um Sänger und Sängerinnen für die Oper in Kassel aufzusuchen und anzuwerben, in der Tat aber durch die Veranstaltung seiner Freunde, um ihn zu entfernen.

Wie sehr mußte nun Reichardt das Herz aufgehen, als er sich plötzlich an einen Ort versetzt sah, wo sich ein neuer Kampf gegen den fränkischen Usurpator vorbereitete, wo alles mit fieberhaften Rüstungen hierfür beschäftigt war, kurz, wo der Mittelpunkt der unentwegten Feindschaft gegenüber Napoleon bestand, und sich mit ihm noch andere Landsleute, um nur Varnhagen, Leo von Seckendorff, Jak. Sal. Bartholdy, Friedrich v. Schlegel, Grolmann, Pfuel usw. zu nennen, eingefunden hatten, um ihren Arm oder Kopf der Sache Österreichs und mit ihr der Deutschlands zu weihen. Hier konnte er, der glühende Hasser Napoleons, auch seinen Gefühlen sicher freien Lauf lassen, mit den prächtigen Lani wehren siegesfreudig aufjubeln, vor deren Ansturm zum erstenmal der französische Adler wieder zurückgetragen werden mußte, den begeisterten Vorabend eines vernichtenden Volkskrieges mitempfinden und die noch ungebrochene Volkskraft mit Bewunderung sehen, die ihn in die Österreich so ehrenden Worte ausbrechen läßt. „Es ist aber auch vielleicht die einzige Nation, die ihr Mark noch beisammen hat!" (s. I, S. 210). So sind denn auch diese Briefe eine unumgängliche Quelle für die politische und patriotische Stimmung Österreichs vor dem Ausbruch des Krieges von 1809 geworden, von dem auch Reichardt sich mehr versprach, als er zu halten vermochte.

Konnte sich also Reichardt inmitten dieser Kampfvorbe-

reitungen wohl genug fühlen, wieviel mehr erst als Künstler und Musiker, als welcher er gerade um diese Zeit

Allerley gsellschaft, frewden viel
mehr musikos und instrument

fand denn anderswo. Das ganze gesellschaftliche Leben beschränkte sich auf musikalische Ausübungen, die einzige gesellschaftliche Betätigung, die damals der Regierung nicht verdächtig war und geduldet werden mußte, da sie dem südlichen Volkscharakter auch so sehr entsprach. Die Geschichte der Musik dieser Zeit ist daher zugleich die Geschichte der Gesellschaft, was man in Worten verschweigen mußte, durfte noch wenigstens die Musik ausströmen und sie war das einigende Band, das völlig alle Klassen gleichmäßig umschlang und näherte. Sie war das Losungswort der Gesittung in Wien geworden, mit dem man überall sein Auskommen finden konnte. Mit Recht schreiben die „Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. Wien, 1808, S. 39": „Die Tonkunst wirkt hier täglich das Wunder, das man sonst nur der Liebe zuschrieb: Sie macht alle Stände gleich. Adelige und Bürgerliche, Fürsten und ihre Vasallen, Vorgesetzte und ihre Untergebenen, sitzen an einem Pulte beisammen und vergessen über der Harmonie der Töne die Disharmonie ihres Standes. Dem ausübenden Musiker öffnen sich alle Paläste und alle Börsen, und der Komponist von einiger Bedeutung wird mit all der Auszeichnung behandelt, die er sich nur immer wünschen kann, was bei manchem dieser Herren sehr viel sagen mag."

Kein Wunder, daß Reichardt, dem es sehr darum zu tun war, in Wien auch materielle Vorteile zu ernten und festen Fuß zu fassen, aus diesen Verhältnissen vor allem reichen Gewinn zog. Er gehörte damals zu den großen musikalischen Namen, sowohl als Komponist wie als Schriftsteller

über die Kunst stand er nunmehr in der vordersten Reihe, was bei seiner ersten Anwesenheit nicht der Fall war. Fast alle Männer von Bedeutung in ganz Deutschland, Männer von der verschiedensten Art, waren inzwischen zu irgendeiner Zeit seine Freunde gewesen; er hatte mit Lavater, sowie mit Goethe in Freundschaft gestanden. Sein persönlicher Charakter war unbefleckt, seine geistigen Fähigkeiten bedeutend und auf anderen Gebieten ebenso wie in der Musik ausgebildet. So waren ihm alle, selbst die höchsten, musikalischen Kreise von Wien geöffnet. Viel wechselndes Geschick und manches Ungemach hatte er in den letzten Jahren erfahren, was ihm durch den Kontrast die Aufmerksamkeiten, die ihm jetzt erwiesen wurden, doppelt erfreulich machte, jede Seite des Buches ist von dieser Genugtuung voll.

Bald war ihm der Auftrag einer Oper geworden und mit seiner Verbindung mit dem Hause Lobkowitz, damals im musikalischen Mäzenatentum strahlend, eröffneten sich zahlreiche andere. So glaubte auch Reichardt, der sonst freilich schärfer über Wiener musikalische Verhältnisse zu urteilen pflegte, mit gleicher Liebenswürdigkeit erwidern zu müssen. „Alles stellt er nun in rosigem Licht dar, sich selbst dabei aber auch immer in den Mittelpunkt“[1]).

Wir müssen ihm nun unter den größten Lobeserklärungen der „geschmackvollen“ Soupers, der „reizenden“ Theegesellschaften, der „angenehmen“ musikalischen Zirkel, der „lieblichen“ Virtuosinnen, der „herrlichen“ Komponisten, der „großen“ Beschützer der Kunst, der „vortrefflichen“ Sängerinnen, der „erstaunenswürdigen“ Szenen im Gewühl der großen Kaiserstadt, der Humanität und Herablassung der angesehensten Personen, der Unbefangenheit und des vorurteilsfreien Tones derselben durch

1) Thayer-Riemann, Beethoven, 3. Bd., S. 183.

alle die vornehmen Musik- und Kunstzirkel folgen, vom Hochadel angefangen über die Salons der Parvenüs der Hochfinanz, die sich an Kultur nicht spotten ließen und sie bar bezahlten, bis zum feinen Bürgerhaus und der Tanzmusik der Vorstadt. Und wir haben damit einen getreuen Chronisten dieser musikalischen Kreise vor uns, was ihm um so mehr zu danken ist, als man sich vielfach an ihn allein halten muß.

Sehr klar zeigt sich bereits in Reichardts Briefen, wie die Kunstmusik nicht mehr lange das Besitztum der exklusiven Kreise bleiben sollte, wennschon es die „Zeit des letzten glänzenden Aufflackerns des aristokratischen Musikkultus, dieser erlöschenden Flamme"[1]) war. Damals setzte die Demokratisierung der Kunstmusik bereits ein, die nun aus dem Besitze der Adeligen und Reichen vorerst in die kunstliebenden, bürgerlichen Privatkreise überging, um schließlich Gemeingut aller Kreise zu werden. Die Berufsmusiker suchten schon nicht mehr einen prunkliebenden Fürsten als Mäzen, sondern hielten sich überhaupt an das zahlende Publikum. Noch immer war freilich das nichtöffentliche Musikleben Wiens reichhaltiger als das öffentliche, und der Musikhistoriker wird es Dank wissen, daß gerade ein Reichardt als ein im allgemeinen unverfänglicher Zeuge für jene intimeren musikalischen Betätigungen, die nicht in die Öffentlichkeit drangen, gewonnen wurde und das Wiener musikalische Publikum, „das seit Jahrhunderten das Größte und Beste in der Musik besaß" (s. II, S. 133) so eingehend schilderte. Er hat uns pikante und merkwürdige Züge von der damals noch so patriarchalischen Färbung der Musikpflege überliefert, die freilich nicht von egoistischen Zügen frei ist, neben dem Lobkowitzschen Haus, „der wahren

1) S. E. Hanslick, Gesch. des Konzertwesens in Wien, W. 1869, I, S. 49.

Residenz und Akademie der Musik", sind es aber besonders die Salons der Bankierfamilien Pereira, Arnstein, Puthon, Hönig von Henikstein, welche Reichardt, indem er sich dabei sehr selbstgefällig zum Mittelpunkt machte, in ihrer schön vermittelnden und gesellschaftlich gleichmachenden Sendung feiert. Nur durch die Musik wurde hier die Künstlerwelt, der gebildete Mittelstand und der hohe Adel verbunden. Unwillkürlich, durch diese soziale Bedeutung der Musik gezwungen, die „eine freie Annäherung in einem Grade bewirkte, von dem unsere demokratisch doch so vorgeschrittene Zeit keine Ahnung mehr hat"[1]), wußte Reichardt das ganze Kulturbild Wiens in dieser Zeit aufrollen, da ihn die Musik eben mit den verschiedensten Ständen und Bestrebungen vertraut machte.

Mit dem ganzen Temperament, dessen Reichardt fähig war, sehen wir ihn bei seinem vorgerückten Alter in bewunderungswürdiger Weise unermüdlich nach allen Kulturäußerungen Wiens spüren, sei es, daß er heute in den höchsten Kunstgenüssen schwelgen konnte und morgen in dem lauten, sorglosen Trubel des niederen Volkes in den Vorstadttanzsälen sich vergnüglich mitbewegte. Obschon er nun jede Äußerung des Wiener Kulturlebens mit zuviel gleichmäßigem Lob übergießt und sie kritiklos begeistert aufnimmt, und viele glatte Worte und barocke Höflichkeitsschnörkel mit unterlaufen — das Wort „schön" und „groß" ist überhaupt eine stehende Floskel bei ihm, auf mancher Seite finden wir es wahllos über ein dutzendmal —, obwohl manche Schmeichelei mehr verdrießt als erfreut und gewisse Gesellschaftskreise sicher genierte, wie wir sehen werden, so ist jedenfalls die Parallele, die er zwischen der theresianischen und josefinischen Zeit zieht und die die befriedigenden Ergebnisse des josefi-

1) S. E. Hanslick, l. c., I, S. 50.

nischen Geistes in das rechte Licht setzt, aufrichtig gemeint.

So sehr sich nun auch Reichardt bemühte, sich die Gegenliebe zu gewinnen, so wollte sie sich doch bei den verschiedenen Stimmen der literarischen Kritik nicht einstellen, obschon das Buch trotz seines hohen Preises (34 fl. W. C.!!) verschlungen worden zu sein scheint. „Der Sammler, Wien 1810, Nr. 19" schreibt wenigstens: „Die hiesige elegante Welt zerliest sich jetzt eigentlich an einem Buche, das den berühmten Kapellmeister zum Verfasser hat und einzig für sie geschrieben zu sein scheint."

Von musikalischer Seite ließ sich die „Allg. Musik.-Ztg., Lpzg. 1810, Nr. 18, 19 u. 25" vernehmen. Sie wendet sich zuerst gegen die geschwätzige Breite und fährt fort: „(Reichardt) spricht als ein Mann von Kopf, von mannigfaltigen Kenntnissen, von viel Welt, spricht mit großer Gewandtheit und noch größerer Lebhaftigkeit; die Unbequemlichkeit des eigenen Denkens mutet er seinen Lesern nirgends zu; die Menge der kleinen Schilderungen, Anekdoten, Bemerkungen über berühmte oder doch vornehme Personen und vielerlei andere Dinge — bringt ebenmäßig die Breite in die Länge, und die wiewohl seltenen ausführlichen Betrachtungen, namentlich auch über Musik, enthalten so viel Treffendes, daß die große lesende Welt über dem allen und (nochmals sei's erwähnt) über der Lebhaftigkeit, die von einem Orte, von einem Schmause, Konzerte, Schauspiel zum andern, fort, immer forttreibt, die großen Schwächen — z. B. die gänzliche Unbedeutendheit in so vielem, was berichtet, die immer hervor sich drängende, allzu liebe Ichheit, die Fehlerhaftigkeit des Stils usw. — gern vergeben oder auch nicht einmal bemerken wird." Rezensent findet weiter, daß Reichardts Urteile über alles, was Musik und Musiker in Wien betrifft,

weit, ja oft bis zum direkten Widerspruch, von denen abstehen, welche er bis dahin über österreichische Musiker und deren Werke in früheren Schriften aller Art fällte. Daß Reichardt es hier mit einer captatio benevolentiae versucht hat, liegt vielleicht auf der Hand, um so mehr, wenn man bedenkt, daß es ihm als Musikkritiker stets schwer ankam, das Bessere oder das Beste anzuerkennen; „er konnte sogar von Mozart nur sagen, er habe einige gute Sachen geschrieben. Ernste musikalische Fragen zu beantworten, fehlte ihm sowohl Wissen wie Anschauung[1]." Rezensent wirft schließlich Reichardt vor, daß er den von ihm angeführten Musikern nichts gesagt habe, indem er sie fast alle lobt, aber auch nur mit einigen flüchtigen Redensarten. Desgleichen wird die Komplimentenmacherei, besonders den schönen Frauen gegenüber, gerügt.

Auch die Wiener lokalen Blätter nahmen nur widerstrebend die Huldigungen Reichardts hin, obschon sie seine Bereitwilligkeit zu loben in einen gerechten Gegensatz zu Nicolai stellten. Aber der übertriebene Weihrauch kam selbst ihnen verdächtig vor. So schreiben die „Annalen der Literatur und Kunst, Wien 1810, 1. Bd. S. 96ff." u. a.: „So sehr es den Österreicher freut, wenn sich's ein Fremder bei einer wohlbesetzten Tafel gut schmecken läßt, wenn er die Ausübung seiner Kunstfertigkeiten mit Vergnügen anhört, wenn er manche Anstalten und Verfügungen seiner Regierung loben hört und wenn er ihm nicht gar allen Sinn für höhere, wissenschaftliche Bildung abspricht: so gern sieht er es, wenn ein Schriftsteller in seinen Werken mit Mäßigung und Wahrheit davon Erwähnung macht, wenn er nichts übertreibt, worüber derselbe einst erröten müßte, wenn seine Angaben alle den Stempel des unbestochenen freien Urteils an sich tragen." Rezensent

1) S. Reißmann, Musikkonversationslexik., 8. Bd., S. 276f.

wünschte das Lob Reichardts tiefer begründet, „damit es diejenigen, welche darin gerühmt sind, mit voller Gültigkeit freuen könne, und damit die Ausländer sehen, daß das Urteil des Herrn Verfassers durch nichts bestochen, nur die freie Ansicht der Dinge, wie er sie fand, ausgesprochen habe." Sodann wendet der Kritiker sich gegen einige Unrichtigkeiten, so gegen einige Personenverwechslungen, was im Kommentar nun richtiggestellt wurde, und daß Reichardt verschiedenen Persönlichkeiten einen Rang oder eine Stelle verleiht, die sie nie besessen, so war Spielmann nie Finanzminister. Auch über den Apollosaal soll Reichardt unrichtige Bemerkungen gemacht haben. Getadelt wird noch, daß er sich zu sehr den Eingebungen des Augenblicks ohne weitere Überlegung überlassen und das beständige Eigenlob. „Im ganzen", schließt der Rezensent, „spricht sich in diesen Briefen aber viel Gutmütigkeit und ein teilnehmender Kunstsinn lebhaft aus. Sie lassen sich, ohne gerade sehr interessant zu sein, nicht ohne Vergnügen lesen und zeigen wenigstens, daß Hr. Reichardt die ehrenvolle und freundschaftliche Aufnahme in Wien nicht mit Undank und höhnischen Ausfällen erwiderte."

Auch eine andere lokale Stimme, die des „Sammlers, Wien 1810, Nr. 19 u. 20" schließt sich im allgemeinen der vorhergehenden an. Der „Sammler" läßt sich ironisierend über die allerdings stellenweise unerträgliche Komplimentenschneiderei aus, sowie über die genaue Aufzählung der Gastereien. „Die Leser erfahren hier umständlich mit Namen und Charakter (wie in den Affichen des berühmten Augendoktors Hette zu Regensburg) nicht bloß die liberalen Spender dieser Gastgebote, sondern auch oft sogar noch die Personen, welche auf beiden Seiten des Hrn. Verfassers ihn unterhielten oder vielmehr von ihm unterhalten wurden." Der „Sammler" ironisiert weiter die

Entdeckung, daß in Wien ganz umgängliche und geschmackvolle Leute wären, und wendet sich gegen Reichardts Meinung, daß die Wiener nicht literarisch wären, was nicht gerade in minderen natürlichen Anlagen, sondern in tiefer liegenden Gründen läge. Auch der „Sammler" hebt einige Flüchtigkeiten hervor und ganz besonders — und dies mit Recht — die zahllos in entstellter, oft unkenntlicher Weise gebrachten Personennamen[1]).

Obschon die Wiener Kritik im allgemeinen, wenn an heimische Verhältnisse gerührt wurde, sehr empfindlich war, so muß man sie doch im großen ganzen noch recht rücksichtsvoll nennen, wenn man die rein literarische Kritik Deutschlands etwa in der Stimme der „Jenaischen Allg. Litt. Zeitung, 1810, Nr. 142, Sp. 529ff." vernimmt, welche u. a. schreibt: „Diese Briefe gehören nicht den Reisebeschreibungen, sondern den Reiseerzählungen an. Zu jenen fehlt es ihnen an Würde und Größe des Gegenstandes, an Lauterkeit, Reinheit und Tiefe des Gefühls, an ergreifender Lebendigkeit des Vortrags und an dem Geiste, der einem Stoffe Form und Bildung, Haltung und Rundung zu geben versteht; und zu diesen eignen sie sich durch die Alltäglichkeit des Geschehenen, durch die Gemeinheit des Empfundenen und durch die fast an Leere grenzende Einfachheit des Vortrages, wie durch den Mangel an Reife und Vollendung. Rez. kann zwar dem

1) Auch die „Briefe des jungen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern usw. Wien, 1811, 7. H., S. 45" nehmen auf eine Stelle in den „Vertrauten Briefen" (s. I, S. 108) Bezug, indem sie schreiben: „Ein Vierter endlich (der aber nach sein Stylum ein Ausländer seyn muß) ärgert sich, daß die Reisenden, die nach Mitternacht auf der Post in ein Gasthof ankommen, nichts mehr z'essen kriegen, da man doch im ganzen Ausland zu jeder Stund so gar mit warmen Speisen bedient werden kann. Der Ausländer muß also nicht wissen, daß unsere meisten Wirthinen gnädige Fraun spielen ..."

Verf. das Verdienſt, wahr zu ſein, nicht abſprechen, aber ſchon dieſes Verdienſt, welches vielmehr als Pflicht angeſehen werden muß, darf hier um ſo weniger zur Entſchuldigung der übrigen Fehler und Mängel angezogen werden, da man berechtigt iſt, von einem Manne wie R., etwas Beſſeres zu erwarten . . ." Schließlich wird noch die Arroganz, das umſtändliche Detail über Kleinigkeiten, der Glaube, als wenn mit Namen und Worten alles geſagt wäre, abgekanzelt.

Nicht weniger unliebenswürdig behandelt die „Zeitung für die elegante Welt, 1810, Nr. 24 u. 27" Reichardts Buch. „Wollte man dieſe Briefe mit einem Worte charakteriſieren, ſo müßte man ſie ein amüſantes Geſchwätz nennen. Man gerät bei der Lektüre derſelben gerade in die nämliche Stimmung, in welcher man ſich befindet, wenn jemand in einer Geſellſchaft, um dieſe zu unterhalten, alles auskramt, was ihm ſoeben von ſeinen Reiſen einfällt, um nur das Geſpräch nicht ausgehen zu laſſen und immer das Wort zu behalten. Umſonſt ſucht man in dieſen Briefen ſowohl nach einem Stoff, der es, ſo wie es hier gegeben iſt, verdiente, daß man ſich lange dabei verweilte, noch auch nach einer Darſtellung, welche dem gebildeten Geiſte an ſich, entweder durch Witz oder friſches Leben und Innigkeit und Tiefe des Gefühls und der Reflexion ein angenehmes Spiel gewährte. Überall findet man faſt nichts weiter als eine Aufzählung der Bekanntſchaften, welche der Verfaſſer gemacht hat, und die dann faſt ſämtlich berühmt oder vornehm ſind, oder einen Bericht, wo er dieſen Mittag diniert und jenen Abend ſoupiert habe. Daß dieſe Fürſtin eine allerliebſte Frau und jene Gräfin ein recht liebliches Geſchöpf geweſen ſei, und daß man ſich überall beeifert habe, den Herrn Verfaſſer mit Artigkeiten zu überſchütten. Zweifelhaft bleibt es jedoch noch immer,

für wen der Verfasser eigentlich diese Briefe hat drucken lassen. Denn er geht nicht selten bei den bekanntesten Erscheinungen in ein äußerst umständliches Detail ein."

Wir verschließen uns sicher nicht vor den Mängeln Reichardts und unterschreiben manchen Tadel, den wir eben gehört haben, Reichardt ist sicher ein aufdringlicher Allerweltsfreund und unerträglicher Komplimentenschmied, seine Selbstbespiegelung übersteigt zuweilen das erlaubte Maß, er ist in Einzelheiten breitspurig und überladen und seine umständlichen Perioden wollen nicht zu Ende kommen, er hält sich mehr an der Oberfläche, an den äußerlichen Ereignissen, ohne diese kritisch auszuschöpfen, aber dies alles hindert nicht, daß er für die Nachwelt eine unumgängliche Quelle geworden ist. Wir verstehen, daß ihn die Zeitgenossen weniger schätzten, denen ihre Verhältnisse und Gesellschaftskreise und alle Äußerlichkeiten derselben ohnehin bekannt waren und die daher mehr Ideen als einfache Darstellung von Tatsachen verlangten, ja diese beinahe gekränkt als Indiskretion nahmen. Wir sind dagegen gerade Reichardt dafür sehr dankbar, daß er uns weniger subjektive Ansichten gebracht und an ihrer Stelle uns in die verschiedensten Musikkreise eingeführt hat, indem er ihre Persönlichkeiten charakterisierte, denn wo würden wir heute diese geschildert finden, wenn nicht bei Reichardt. Und nicht bloß diese finden sich anschaulich in den „Vertrauten Briefen", auch über zahlreiche einzelne Musiker wird man sie gerne zu Rate ziehen, besonders für Beethoven und seinen Kreis, der damals noch schwere Mühe hatte, den großen Meister durchzusetzen. Gerade von diesen Bemühungen berichtet Reichardt ausführlich und ist schon in dieser Hinsicht eine stets anerkannte Quelle gewesen, was freilich seinen Zeitgenossen noch nicht zum

Bewußtsein kommen konnte, da sie ihre Zeit noch nicht historisch erfassen konnten.

Von einem Quellenwerk, zu welchem uns die „Vertrauten Briefe" geworden, verlangen wir vor allem, daß es wahr und ergiebig ist, und das ist es. Wir haben Reichardt auf Schritt und Tritt begleitet, und indem wir auf unseren Kommentar verweisen, ihn ohne Falsch gefunden. Wir sehen keine groben, absichtlichen Entstellungen oder Unwahrheiten, kein bloßes Interessantmachen, das sich bei näherer Prüfung als gänzlich unberechtigt herausstellt, er hat die Tatsachen richtig gebracht, so gut er sie eben als Fremder sehen konnte. Auch der Kritiker der Jenaischen Literaturzeitung (s. oben S. XIX) mußte ihm das Zeugnis der Wahrheitsliebe aussprechen, und wir bestätigen es. Kleine Fehler und Flüchtigkeiten, die wie überall bei den Reiseschriftstellern sich vorfinden, sind nicht auf die Rechnung von Absichtlichkeit und Böswilligkeit zu setzen, zumal sie überhaupt nichts zu sagen haben und es nur die Schuldigkeit des Kommentators ist, sie stillschweigend zu verbessern. Wer mag es Reichardt übelnehmen, daß er in dem Trubel der Gesellschaften und Festlichkeiten einmal die Herkunft einer Gräfin verwechselt (s. z. B. I, 127f.), oder den Stand einer Persönlichkeit gelegentlich unrichtig angibt, so wenn er Collin im Kriegsdepartement angestellt (s. I, S. 325), Spielmann (II, S. 26) einen österreichischen Finanzminister gewesen sein läßt und Faßbender (I, S. 153) zum Baron macht. Einzelne kleine Übertreibungen gehen nur auf das Bestreben, viel Lob auszuteilen, zurück und wurden gleichfalls im Kommentar auf das richtige Maß herabgesetzt. Der Tadel, daß Reichardt die meisten Eigennamen in fürchterlicher Entstellung wiedergegeben (s. Der Sammler, 1810, Nr. 19) ist freilich begründet, manche Namen waren völlig ein Rätsel und haben

den Benutzern der alten Ausgabe sicherlich das Studium des Buches erschwert und verschlossen. Wahrscheinlich hat Reichardt die Eigennamen schon seinerseits entstellt, aber noch mehr wurden sie dies in der Druckerei, und Reichardt hat wohl nie eine Korrektur gelesen, so daß er gezwungen war, schließlich im Anhang einige der gröbsten Fehler selbst zu beseitigen[1]). Bei der vorliegenden Ausgabe entfällt dieser Vorwurf von selbst, da wohl alle Namen richtiggestellt sein dürften. Stillschweigend wurden auch einige stilistische Entgleisungen beseitigt, da mit diesem Buch kein Sprachdenkmal aufbewahrt, sondern nur eine wichtige, kulturhistorische Quelle erschlossen werden soll, selbstverständlich wurde nichts Wesentliches berührt. Die Neuausgabe wurde nach dem einzigen Druck von 1810 hergestellt, weggelassen, als für unsere Zwecke gar nicht in Betracht kommend, wurde nur der Anhang über eine Schule von Dr. Zeller.

Noch haben wir eine wichtige Stimme in Betracht zu ziehen, die der Wiener Polizei vom Jahre 1809, die, wie immer, so auch auf Reichardt ein obachtsames Auge hatte, um so mehr, da ja Österreich am Vorabend eines schweren Krieges stand und jeden Fremden für verdächtig erachtete. Sehr vertraut und literarisch unterrichtet war die österreichische Polizei, der übrigens Reichardt jederzeit ein

1) Wir wollen nur auf die gröbsten Entstellungen aufmerksam machen, die dem Kommentator manches Kopfzerbrechen verursachten. So steht: Krup (für Krug), Grunter (für Grünler), Angram (für Allram), Arensteiner (für Arnstein), Grün (für Grünne), Turschmidt (für Türrschmidt), Willohursti (für Wielhorsky), Kienburg (für Kuenburg), Lungi (für Longhi), Germelof (für Yermoloff), Killizky (für Killitschgy), Novaroli (für Nogarola), Sineck (für Zinnique), Schoppen (für Tschoffen), Senesgall (für Zmeskal), Poutot (für Puthon), Mätzel (für Mälzel), Weiher (für Geier) usf., zahlloser kleiner Fehler aber auch gar nicht zu gedenken.

großes Kompliment macht, nicht, denn sonst hätte sie über die Persönlichkeit eines so entschiedenen Napoleongegners wie Reichardt doch sofort zu einem entschiedeneren Urteil kommen müssen. Leider scheint der größere Teil der Aktenstücke[1]) verlorengegangen zu sein, und zwar gerade der interessantere über die Persönlichkeit Reichardts selbst. Am 1. Februar 1809 schreibt Hager: „Da ich über meine Weisung vom 28. Dezember v. J. Z. 4329 die bestimmte Anzeige, ob der hier befindliche westfälische Kapellmeister Reichardt bei den hiesigen Hoftheatern wirklich engagiert sei, noch nichts erhielt, so sehe ich ihr also, sowie den inzwischen über Reichardt gesammelten Beobachtungen entgegen." Von diesen ist leider keine Spur vorhanden. Wenige Zeit darauf, und zwar am 27. Februar 1809, wird in einem von Grünne unterzeichneten Aktenstück Reichardt unter verdächtigen Persönlichkeiten genannt, und zwar: „Hier in Wien der Kapellmeister Reichardt aus Berlin, über den zwar nichts Bestimmtes zu sagen, der aber für sehr verdächtig angesehen werden könne." Dies ist um so merkwürdiger, als Grünne sich schon in den ersten Tagen des Dezembers 1808 mit Reichardt angelegentlich unterhielt (s. I, S. 143 f.), ihn in Gesellschaften begleitete (I, S. 171, 182, 183) und von Reichardt dafür mit manchem Lob bedacht wurde, während er in Wahrheit den Komponisten auszuforschen hatte. Jeden-

1) Der Index des P. A. im Archiv des Min. d. Inn. verzeichnet im Jahre 1809: Reichardt Westphälischer Kapellmeister und Beethoven betreffend Nr. 1776b, 1880b, 1901a; im Jahre 1810, Nr. 4. Erhalten ist nur das letztere Aktenstück, von den ersteren nur zwei Kleinigkeiten, was namentlich in Bezug auf Beethoven sehr zu bedauern ist. Es dürfte sich wohl darum gehandelt haben, Beethoven an den westphälischen Hof zu ziehen, was durch die Aktion der bekannten Kavaliere dann verhindert wurde. Reichardt verhält sich in seinen „Vertrauten Briefen" gegenüber Beethoven sehr reserviert.

falls hätte aber Grünne dann doch drei Monate später die Persönlichkeit Reichardts nicht mehr so verdächtig zu sein brauchen.

Daß Reichardt aber immerhin beträchtliches Aufsehen erregt haben muß, bezeugt das folgende Aktenstück, das einen Vortrag bei dem Kaiser enthält:

„Euer Majestät!

Im vorigen Winter hielt sich der als Tonkünstler und Schriftsteller allgemein bekannte Joh. Friedrich Reichardt durch längere Zeit hier in Wien auf und fand in den besten hiesigen Häusern, in den höhern und mittlern Ständen die beste Aufnahme. Die vielfache Rolle, die dieser Mann in verschiedenen Ländern gespielt hatte, ließ mich bei den damaligen politischen Verhältnissen vermuten, daß er mit seiner Reise, die seiner Angabe nach bloß den Zustand der Musik zum Gegenstand hatte, Nebenabsichten verbinden möchte und ich ließ ihn deshalb beobachten, ohne jedoch auf ein sicheres Resultat zu kommen.

Nun hat er über seinen Aufenthalt in Wien und seine Reise nach Österreich die im Anschluß befindlichen Briefe drucken und bekanntmachen lassen. In Gemäßheit des allerhöchsten Befehls S. M. eile ich, solche E. M. in tiefster Ehrfurcht zu Füßen zu legen und zu bemerken, daß diese Briefe mit den besten Gesinnungen geschrieben sind, von E. M. Haupt- und Residenzstadt und dem Charakter der Einwohner, ihrem Wohlstand, Beschäftigung und Unterhaltungen alles Lob enthalten, daher in dem gegenwärtigen Augenblicke eine gute Wirkung auf das Ausland nicht verfehlen werden.

Wien, d. 18. Juni 1810."

Daran schloß sich sofort ein

„Alleruntertänigster Präsidialvortrag.

In tiefster Ehrfurcht lege ich Euer . . . im Anschluß den

soeben erschienenen zweiten Band von Reichardts vertrauten Briefen über seine Reise nach Wien vor, deren erster Band sich bereits in allerhöchst ihren Händen befindet. Dieser zweite Teil hat die gleichen Vorzüge und die gleichen Mängel wie sein Vorgänger. Mit vieler Lebhaftigkeit wird das Gute und Schöne dieser Hauptstadt herausgehoben, der Nationalcharakter wie die innige und bewährte Harmonie zwischen dem Regenten und treuen Volke ins Licht gestellt und manches falsche und gehässige Urteil anderer Reisenden über Staatsanstalten durch die mit Unbefangenheit aufgestellten Ansichten des — freilich viel zu wortreichen und flüchtigen Verfassers berichtiget, dem man vorzugsweise zur Last legte, daß er in seinen Bemerkungen über persönliche und Familienverhältnisse nicht immer die gehörige Besonnenheit und Delikatesse angewendet habe. Eine auffallende Erscheinung ist es übrigens, daß diesem in Amsterdam erscheinenden Werke Collins echtösterreichische, kräftige und starke Wehrmannslieder angehängt werden durften.

Wien, 18. Juni 1810."

Man sieht aus dem allen, daß Reichardt schließlich verhältnismäßig am besten bei der Wiener Polizei wegkam, die ihn anfänglich als so verdächtig hingestellt hatte. Der Vorwurf der Indiskretion ist ihm allerdings auch hier nicht erspart geblieben, die Wiener müssen damals ungemein sensibel gewesen sein, und man scheint tatsächlich durch diese Briefe in den vornehmen Familien gegen Reisende zurückhaltend geworden zu sein, denn Varnhagen schreibt in seinen „Denkwürdigkeiten, Lpzg. 1843, 2. Bd., 2. Tl. S. 176": „Von allen diesen Personen und Familienverhältnissen hatte R. in seinen kurz vorher erschienenen Briefen über Wien öffentlich gesprochen und, obschon er nur loben wollte, so hatte er es damit doch nicht immer gut

getroffen, und ich hörte mancherlei Beschwerden gegen ihn, ja man mutete mir zu, da meine literarische Seite nicht verborgen geblieben war, meine vermeintlich bessere Anschauung der seinigen entgegenzustellen."

Durch der Parteien Gunst und Haß hindurch ist das Buch aber immer zu größerem Ansehen gekommen, es war stets begehrt, wurde vielfach zu Rate gezogen und ist nunmehr recht selten geworden, obschon es in seiner Art, entstellt von den schrecklichsten Druckfehlern und ohne Register, kaum angenehm zu benutzen gewesen sein dürfte. Mit der vorliegenden Ausgabe nun dürfte es vollends seinen wahren Wert als stets bereite Quelle für die musikalischen Verhältnisse Wiens zu Beginn des 19. Jahrhunderts gewonnen haben und zu den alten Freunden sich vielleicht auch neue gewinnen, zumal der Verlag auch an Ausstattung nichts gespart hat. Da Schletterers Reichardtbiographie ihren Abschluß bis jetzt nicht gefunden hat, dürfte die Neuausgabe der „Vertrauten Briefe" auch in dieser Hinsicht eine willkommene Ergänzung sein.

Es erübrigt mir nur noch allen jenen, die mir bei der Ausgabe der „Vertrauten Briefe" behilflich waren, meinen herzlichsten Dank abzustatten, vor allem dem k. k. Archiv des Ministeriums des Innern unter der Leitung des Herrn Prof. Dr. H. Kretschmayr und insbesondere der freundlichen Bemühung des Herrn Dr. Stritzko und Herrn Hager, sodann dem k. k. Kriegsarchiv (insbesondere der gewohnten Liebenswürdigkeit des Herrn Hauptmanns Sobička und des Herrn Majors Managetta), dem k. k. Archiv des Landesgerichtes in Zivilsachen zu Wien (Vorstand: Herr Brunner), den Direktionen des Kgl. preuß. geh. Staatsarchives zu Berlin, Breslau und Hannover, sowie des Hamburger Staatsarchives, der geh. Kriegskanzlei des Kgl. preuß. Kriegsministeriums,

dem Kgl. bayr. Kriegsarchiv, weiter den Direktionen des Leipziger stadtgeschichtlichen Museums, der Bibliothek des Herzoglichen Hauses in Gotha (Dr. R. Ehwald), der evangel. Kirchenkanzlei zu Hirschberg, der Stadtbibliothek in Breslau und des Provinzialmuseums in Halle a. S. Schließlich danke ich ebenso aufrichtig den Herren: Philipp Baron Blittersdorf (Ottensheim), Dr. E. K. Blümml (Wien), Herrn Pastor prim. Demelius (Schmiedeberg), Graf Aug. Fries (Wien), Herrn Pfarrer E. Gebhardt (Wang), Herrn Pfarrer O. Golda (Wien), Hofkirchner Häferer (Gotha), Herrn Pastor prim. Horter (Waldenburg), Buchhändler W. G. Korn (Breslau), Herrn Pfarrer R. Lysek (Rupperstha1), Prof. Dr. H. Nentwig (Berlin), Prof. Dr. Rosenberg (Hirschberg), Stadtarchivar Dr. E. Wiersum (Rotterdam) und der Frau Gräfin M. Wassiltchikoff (Klein-Wartenstein) für ihre besonderen freundlichen Auskünfte. — Für die gütige Überlassung von Illustrationsmaterial schulde ich meinen Dank der k. k. Familienfideikommißbibliothek, der k. k. Hofbibliothek in Wien und den Sammlungen der Stadt Wien.

Gustav Gugitz.

Vorrede

Während dem Laufe des Jahres 1808 hatte ich das Französische und Deutsche Hoftheater zu Kassel und das neuerrichtete Königlich Westfälische Orchester dirigiert. Der Hof war mit dem Deutschen Theater unzufrieden und wollte es ganz abschaffen. Man wünschte es indes doch dem deutschen Publikum einer deutschen Residenz zu erhalten und kam auf die Idee, eine italienische Opera buffa mit der deutschen Oper zu verbinden. Herr Fischer,[1]) der im Herbst aus Wien nach Kassel kam und den Hof ebenso angenehm mit einem italienischen Intermezzo und seinem Konzertgesange unterhielt, als das deutsche Theaterpublikum mit seiner großen Kunst in den Rollen des Don Juan und des Herzogs in der Camilla ergötzte, dessen man sich auch durch ein vorteilhaftes Engagement versicherte, ließ hoffen, man würde in Wien und Prag, wo nur eben eine italienische Opera buffa[2]) auseinander gegangen war, meh-

1) Josef Fischer, Sänger, geb. 1780 zu Wien, gest. 9. Okt. 1862 zu Mannheim. Schon mit sechzehn Jahren besaß der begabte Jüngling einen kräftigen Baß, den er 1799 zuerst in einigen Berliner Konzerten zu Gehör brachte; vom Juli 1800 bis Febr. 1802 trat er in Mannheim auf und vertauschte dies dann mit Kassel, wo ihm auch die Opernregie übertragen wurde. 1806 machte er eine große Kunstreise durch Deutschland und nach Paris, die ihn schließlich bis nach Italien führte, wo er in Palermo Theaterunternehmer wurde. Er heiratete später eine reiche Gräfin, gab seine Künstlerlaufbahn auf und lebte zurückgezogen in Mannheim bis zu seinem Tod; auch als Komponist war er bekannt (s. Allg. deutsch. Biogr., 7. Bd., S. 79).

2) Nach dem Tode Domenico Guardasonis (1806) stellte der neue Direktor Karl Liebich den Ständen vor, wie kostspielig die italieni-

rere, geschickte Künstler finden, die zu beiderlei Opern anzuwenden wären. Um dieses auf der Stelle zu untersuchen, unternahm ich gern die Reise selbst.

Wien, welches mir ehedem in einem Sommeraufenthalte schon so lieb geworden war,[1]) wünscht' ich längst auch im Winter zu kennen, wenn alles, was der Sommer zerstreut, in dieser großen Kaiserstadt vereinigt, dem Vergnügen und der Kunst ein großes Leben lebt. Dieses habe ich denn auch von der Stunde meiner Ankunft an, fünf Monate lang, bis zur Stunde meiner Abreise im höchsten Sinne Gelegenheit gehabt, ganz mitzuleben. Die gütigste, schmeichelhafteste Aufnahme eröffnete mir nicht nur sogleich den größten Kreis, der Kunsteifer edler Fürsten brachte mich auch bald als Künstler in erwünschte Tätigkeit. So entstand natürlich sehr bald der Wunsch zu längerem Aufenthalte, um eine angefangene, große Oper[2]) in derselben glücklichen Stimmung und Lage, in der sie emp-

schen Sänger kämen, da zudem das Interesse des Prager Publikums an der italienischen Oper erlahmt war. Die Stände waren einsichtig genug, Liebichs Vorstellungen begründet zu finden, die Aufsichtskommission war sogar für die sofortige Auflassung der italienischen Oper, während der Landesausschuß ein Übergangsstadium, d. h. die Fortsetzung der italienischen Vorstellungen bis April 1807, dann deren Ersetzung durch ein „gutes deutsches Singspiel" und mit 1. Sept. 1809 die Wiederherstellung der italienischen Oper forderte. In diesem Sinne fiel denn auch die Entscheidung (s. O. Teuber, Geschichte des Prager Theaters usw., Prag 1885, 2. T., S. 379 f.).

1) Jedenfalls meint er jenen Aufenthalt im Jahre 1783, als er nach dem Tode seiner ersten Frau (am 9. Mai 1783) nach Italien reiste und auf dem Rückweg einige Zeit in Wien blieb (s. Allg. deutsche Biogr., 27. Bd., S. 634); dieser Aufenthalt in Wien findet sich in der „Allg. Musik. Zeitung, Lpzg. 1813, Nr. 41, Sp. 665 ff." ausführlicher beschrieben, desgl. bei H. M. Schletterer, Joh. Friedr. Reichardt, Augsburg, 1865, S. 324 ff.

2) Bradamante, vgl. I, S. 119.

fangen worden, auch vollenden zu können; und als mir dazu der längere Urlaub versagt wurde, die Neigung, von ebenso angenehmen, als vorteilhaften Anerbietungen von seiten der Generaldirektion aller kaiserlichen Hoftheater, wodurch mir ein größerer, meinem Kunstcharakter angemessenerer Wirkungskreis eröffnet wurde, Gebrauch zu machen.

Der plötzliche Ausbruch des Krieges unterbrach die Unterhandlungen zu einer festen beständigen Lage und ließ deren Sicherstellung, sowie die öffentliche Aufführung der froh beendeten Oper bis nach erwünschter Beendigung desselben verschieben. Die Annäherung des Kriegstheaters ließ mich einen ruhigen Aufenthalt in Schlesien nehmen, wo Gönner, Freunde und Verwandte mir einen dreimonatlichen Aufenthalt sehr angenehm machten. Er wurde auch noch durch den wichtigen Moment der neuen Organisation in allen Teilen der Regierung und Verwaltung doppelt interessant und lehrreich.

Bei dem endlich gefaßten Entschlusse, in meiner alten, ländlichen Wohnung zu Giebichenstein — der ich vor zwei Jahren, auf die strenge Zurückberufung aller in den von preußischer Seite abgetretenen Provinzen Angesessenen, meine unter drei Königen zweiunddreißig Jahre hindurch ehrenvoll behauptete Stelle aufopfern mußte — da die Entwicklung der verworrenen Zeitbegebenheiten abzuwarten, glaubte ich die erwünschte, ländliche Muße nicht besser anwenden zu können, als wenn ich die Erfahrungen des reich verlebten Jahres sammelte und ordnete, um sie dem Publikum, welches meine Briefe über Paris[1]) so gütig

1) Johann Friedrich Reichardts Vertraute Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803. Zweite verb. Aufl., Hamburg 1805 bei B. G. Hoffmann. 2 Tle. 8°.

aufgenommen hatte, mit einiger Sicherheit vorlegen zu können.

In diesem ersten Bande findet der Leser den größten Teil meines Wiener Aufenthalts; im zweiten bald nachfolgenden das übrige davon und meine Rückreise durch Mähren, Böhmen und Schlesien. Gewährt mir ein gutes Geschick noch den ferneren, ruhigen Aufenthalt in jener großen Kaiserstadt, so bin ich vielleicht künftig einmal imstande, ein vollständiges Gemälde von der herrlichen und bisher so glücklichen Stadt zu entwerfen.

Giebichenstein, am 1. November 1808.

J. F. Reichardt.

Erster Brief

Eisenach, den 2. November 1808.

Wie wohl es tut, nach einem Jahre der angestrengtesten Arbeit und einförmigsten täglichen Beschäftigung, so wieder ins Freie zu kommen! Der liebliche Waldhornton unsers verewigten Huzlers[1]) hätte mir aus den hohen Lüften herab nicht erfreulicher in die Seele tönen können, als das Posthorn meines ersten, lustigen Postillons!

Der gerade Weg über Elsa und Bischhausen hierher ist auch gar nicht so übel; zum Teil ist's gemachter Weg, und was dem übrigen an Güte abgeht, wird durch die schnelle Expedition und durch gutes Fahren ersetzt. Man macht die zehn Postmeilen bequem in zwölf Stunden.

Die Holzungen, die Täler mit ihren dichtbewachsenen Anhöhen, sind auch gar angenehm, hier und da recht romantisch einsam. Gegen Eisenach zu erhebt sich die Natur, und die alte, edle Wartburg, die sich aus dem schönen Buchwalde erhebt, erfüllt das Herz mit schauerlichen Empfindungen.

Aber wie gemischt, wie getrübt ist die Empfindung, mit der man sonst hier des wackern, kräftigen Luthers gedachte, durch die neueste Zeit geworden! Wer kann sich des Ge-

1) Dieser brave Künstler und edle Mann war leider nur kurze Zeit eine Zierde der neuerrichteten königl. westfälischen Kapelle. Er kam zu Anfang des Jahres von Nürnberg nach Kassel, entzückte den Hof und alle die ihn hörten, durch die große Lieblichkeit seines Tons und seinen so ausdrucksvollen singenden Vortrag, daß man oft eine schöne Stimme zu hören glaubte; ward aber im Herbst durch ein Nervenfieber von seiner kaum begonnenen freudigen Künstlerlaufbahn fortgerissen. (Not. d. Verf.) — Johann Siegmund Huzler, geb. 1772 zu Nürnberg, gest. im Herbst 1808 zu Kassel, ein berühmter Waldhornist, der auch in der Komposition einiges leistete (s. R. Eitner, B. B. Quellenlexik., 5. Bd., S. 240 f.).

dankens nun erwehren, daß aus der Reformation die erste, große, gefährliche Spaltung für Deutschland hervorging, die jetzt mit der gänzlichen Auflösung endigt. Selbst Luther befürchtete schon die ökonomisch-politische Anwendung seiner rein moralischen Reformation, mit der er der Religion selbst durchaus nichts entzogen wissen wollte. Mehr noch fürchtete er den Eifer und die Wut des Volks und wollte durchaus nicht, daß sein fromm begonnenes Werk mit dem Schwerte befleckt werden sollte. Was würde er jetzt wohl von Fürsten und Volk zu besorgen haben? —

Doch was trüb' ich mir und Dir den Blick in das gesegnete Land, das vor mir liegt! Lieber führt' ich Dich und mich noch einmal nach dem schönen, lieblichen Wilhelmsthal, welches mich im vergangenen Sommer so hoch beglückte, das ich mit Wehmut jetzt seitwärts liegen lasse, da Jahreszeit und Reiseeile mich vorwärts treiben. Süßträumend ruf' ich mir die schönen Tage in die Seele zurück, und gewiß lieset auch Du die freudenvollen Briefe jener Tage noch einmal.[1])

Wilhelmsthal bei Eisenach, den 7. August 1808.

Wohl mir, daß ich in Eisenach erfuhr, der Hof sei nicht in Weimar, aber wohl zum Teil in der Nähe zu Wilhelmsthal, eine gute Meile von Eisenach, dem Sommerluftsitz der regierenden Herzogin von Weimar.[2]) Ich fand diese edle, hochverehrte Fürstin mit ihrer geistreichen Tochter, der

1) Es wird wahrscheinlich auch den Lesern nicht unangenehm sein, jene Briefe über das schöne so wenig bekannte Wilhelmstal hier zu finden (Not. d. Verf.).

2) Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, geb. 30. Januar 1757, vermählt 3. Okt. 1775 mit Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, Witwe seit 1828, gest. zu Weimar 14. Febr. 1830 (Öttinger, Moniteur).

Prinzessin Karoline,[1]) von den Edelsten ihres Hofes und manchen interessanten Fremden umgeben, und ward überaus gnädig aufgenommen.

Welch ein Tal! Welche Umgebung! Nie hat mich ein neuer Anblick fröhlicher überrascht. So weit und breit, so offen und heiter, und dennoch rund von den herrlichsten, dickbewachsenen Anhöhen umschlossen. Mitten in dem herrlichen Tale stehen die ansehnlichen, doch von aller Pracht reingehaltnen, herrschaftlichen Gebäude für den Herzog, die Herzogin, die Prinzessin, ihre Damen und Kavaliere, für Fremde und für die vereinte Gesellschaft (mit den Stall- und Küchengebäuden zehn an der Zahl), einzeln, angenehm verstreut, einer lieblichen, frei angelegten Badeanstalt gleich, rund umgeben von alten, wunderschönen Baumgruppen auf köstlichem, grünem Boden, der nur so weit, als zur Kommunikation der verschiedenen Gebäude nötig ist, von wohlgeführten Wegen durchschnitten wird. Eine jener vielen, herrlichen Baumgruppen wäre hinlänglich, eine schöne Anlage zu verschönern. Zur Seite ist ein angenehm geformter, kleiner See, einerseits von der waldbewachsenen Anhöhe begrenzt, auf der anderen Seite mit einer angenehmen Gartenpflanzung eingefaßt. Im Hintergrunde eine köstliche, weite Wiese mit einer Schweizerei, ganz nach Schweizerart angelegt und gebaut. Das andere Ende des Tals schließt ein gut eingerichteter Gasthof.

Viele, viele Stunden lang, von der beendigten Mittagstafel in einem schönen, freistehenden, hellen Speisesaal, bis zur Abendtafel, habe ich zu Fuß und zu Wagen die schönsten Höhen und ihre inneren Täler und die herrlichsten Hol-

1) Karoline Louise, geb. am 18. Juli 1786, seit 1. Juli 1810 mit Friedrich Ludwig, Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin (1778 bis 1819) vermählt, ihr Tod erfolgte 1817 (s. Almanach v. Gotha; s. E. Vehse, Gesch. d. klein. deutsch. Höfe, Hbg. 1856, 2. T., S. 301).

zungen durchstreift, nach allen Seiten bestiegen und durchwandert. O Natur! Natur! du ewig schaffende! nie erschöpfte, nie alternde! Wie schwindet neben dir doch alle Kunst zu nichts! Da hab' ich nichts von Einsiedeleien, nichts von Ritterburgen und Teufelsbrücken gesehen; und doch ist der Eindruck der ganzen hoch einfachen Naturbildung größer, tiefer, inniger, als es alle jene Künsteleien nur je zu erreichen vermöchten! Der herrlichste Buchenwald, wie ich ihn in Holstein kaum sah, bis zur höchsten Höhe der Berge hinan und bis zu den tiefsten Schluchten hinab; die sich hoch über dem Wege wölbenden Buchen stehen mit dem Fuße im tiefen Absturz neben mir. Natürliche Grotten und Felswände, vom reichsten, üppigsten Moose malerisch bewachsen, von der höchsten, selbstentstandenen Pflanzung umgeben. Zwischen all diesen reinen, reichen Naturszenen hindurch bequeme, schöngeführte, sorgfältig reingehaltene Wege zum Fahren und Gehen, und liebliche Sitze auf großen und kleinen Plätzen, für Gesellschaft und für Einsame, immer am rechten Orte angebracht, immer da, wo jeder Mensch von Sinn und Gefühl am liebsten ruht. Über einige der größten Ruheplätze läuft der Fußsteig fürs Landvolk nach Eisenach hin, und die zierlichen Bänke dienen dem müden Wanderer wie dem frohen Lustwandler zu bequemen Ruhesitzen.

Der Charakter des Ganzen ist durchaus groß, edel, still, ruhig, ohne im mindesten melancholisch zu sein. Ja, so muß der Lieblingssitz einer so großen, herrlichen Frau sein, die das Größte mit hoher Ruhe und edler Einfalt denkt und übt, als müßt' es gerade so sein; auch kann sie's nicht anders, denn es ist ihre hohe Natur, die selbst dem siegreichen Feinde imponiert und ihn zur Verehrung zwingt. Nie sah ich diese edle Fürstin so heiter, gesprächig. Ihr edles, seelenvolles Gesicht verklärte sich, da sie mir von diesem schönen

Ruheſitze ſprach und ſo freundlich ſagte, ich müßte die ganze ſchöne Umgebung recht ruhig genießen. Wie hab' ich es auch genoſſen! In der ſchönſten, ruhigſten Abendſtille, kein Lüftchen rührte ſich, beim herrlichen Sonnenuntergang, ſo köſtlich allein! Auf der hohen Ebene der Berge, die Wälder mit ihren wild durchwachſenen Schluchten unter mir, das ganze ſchöne, offene, weite Tal, mit den lieblichen Wohnungen der Edelſten vor mir, umkränzt von maleriſchen, dicken Baumgruppen, die dem Mittelgrunde Fülle und Haltung geben. Eine größere, ſchönere Einſamkeit gibt's in der Welt nicht. Und wie ſo manches zu beiden Seiten blieb mir noch unbeſucht! wie ſoll mir das den morgenden Tag noch füllen!

Den 8. Auguſt.

Welche mannigfachen Wege hab' ich dieſen Morgen vom Sonnenaufgange bis zur heißen Mittagsſtunde durchwandert und in wie neuem, fröhlichem Lichte die geſtrigen Schönheiten noch einmal geſehen und genoſſen. Welchen unerſchöpflichen Schatz von Genüſſen hat ein geübtes, empfängliches Auge nicht an der mannigfachen Schönheit der verſchiedenen Lichter des Tages und des freieren oder gemiſchteren Himmels!

Unbeſchreiblich iſt hier der Reichtum an Naturſchönheit und Fülle; auch ohne die Berge zu beſteigen, kann man in anmutiger Waldung und über Wieſen ſehr ſchöne, ſelbſt weite Gänge machen und zu den köſtlichſten Plätzen, von unbeſchreiblich ſchönen, faſt nie geſehenen Linden und Eichen umpflanzt, gelangen. Und überall ſieht man nur der Natur ſehr weislich und beſcheiden nachgeholfen, oft nur beſcheiden aufgeräumt zum bequemeren Genuß. Fremde Hölzer und Sträucher ſind ſo anſpruchslos hier und da zur Hebung und Füllung zugepflanzt, daß man

sie beim Überblick des Ganzen kaum gewahr wird. Überall glaubt man, die Natur habe die schön geformten Ränder und Linien selbst aus ihrer Fülle herausgebildet. Wüßte man nicht schon, daß der Herzog von Weimar[1]) ein Mann von Geist und Gefühl und von hohem, reinem Sinn für die Kunst ist, würde man es an der Art, wie er dieses Tal behandelt hat, schon ganz erkennen. Wie muß ich's bedauern, ihn nicht selbst hier zu treffen, in dieser feinen, schönen Natur nicht auch seiner geist- und lebensvollen Unterhaltung zu genießen, die mich in Weimar und seinen dortigen schönen Pflanzungen so oft beglückte. Der Herzog ist in Karlsbad; Goethe[2]) auch. Doch sollt' ich mich jedes neuen Wunsches schämen, da mir das Glück wird, die schönen Tage hier in der Nähe der edelsten Fürstinnen verleben zu dürfen.

Nach der Mittagstafel ordnete die Herzogin noch eine schöne, interessante Fahrt nach Kastel bei Eisenach an, wo in einem pflanzenreichen Garten der Tee genommen wurde. Ein schönes Gewitter gab den reichen Naturszenen rund um neues Leben, der Rückfahrt einen eigenen, bedeutenden Charakter und bereitete den schönsten Abend, der je vom vollen Mondenlichte erhellt worden ist. Wie ich dann bis spät in die kühle, frische Nacht hinein auf den glänzenden Wiesen, in der schaurigen Schattenfülle der herrlichen Baumgruppen, die Seele voll der reinsten, hellsten Anklänge von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft genossen, das spricht keine Sprache aus. Ich wüßte mir nach allen meinen reichen und angenehmen Lebenserfahrungen

1) Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar (1757—1828), der bekannte Freund und Gönner Goethes.

2) Goethe begab sich Mitte Mai 1808 mit Riemer nach Karlsbad und traf erst am 17. September wieder in Weimar ein (s. Karl Heinemann, Goethe, Leipzig 1895, 2. Bd., S. 259 f.).

nichts Schöneres zu wünschen, als einen Sommer so in diesem einzigen Tale verleben zu können.

Liebenstein, den 10. August.

Hier bin ich ganz sonderbar wie gerufen angekommen. Kaum steig' ich vor dem Badehause aus dem Wagen und höre oben eine mir wohl bekannte, schöne Stimme, so werd' ich auch zur Herzogin von Hildburghausen[1]) hinauf gerufen und finde sie mit Anordnung einer musikalischen Gartenszene, zur Feier des nahen Geburtstages der Herzogin von Meiningen[2]), beschäftigt. Gern ergriff ich auf der Stelle die Feder für die erlauchte Sängerin, die auch ohne ihre Geburt und ihren Rang eine große Sängerin wäre, etwas aufzusetzen, worin sie ihren ausdrucksvollen Vortrag entwickeln kann. Einige kleine Chöre aus meiner Geisterinsel[3]) schließen sich da gut genug an und werden von einem seltenen Chor schöner Prinzessinnen vorgetragen werden. Zwei überaus liebliche Töchter[4]) der Herzogin von Hild-

1) Charlotte Georgine Louise, Tochter des Herzogs Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, geb. 17. Nov. 1769, vermählt am 3. Sept. 1785 mit dem Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, gest. zu Hildburghausen am 14. Mai 1818 (Öttinger, Moniteur). Am 15. Juli 1802 schreibt Jean Paul an Otto unter anderen: „Indeß singt die Herzogin wie eine Himmelssphäre, wie ein Echo, wie aus Nachtigallen gemacht" (s. Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto, Berlin 1829—33).

2) Louise Eleonore, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg (geb. am 11. Aug. 1763, gest. 1837), seit 1782 mit Herzog Georg Friedr. Karl von Sachsen-Meiningen vermählt, Witwe seit 1803.

3) Die Geisterinsel, Singspiel, Text von Gotter (1798), war die beliebteste Oper R.s (s. Allg. deutsch. Biogr., 27. Bd., S. 646).

4) Sie hatte drei Töchter, gemeint sind jedenfalls Therese Charlotte Louise Friederike Amalie (1792—1854), spätere (seit 1810) Königin von Bayern, und Charlotte Louise Friederike Amalie (1794 bis 1825), seit 1813 mit Georg Wilhelm Aug. Heinrich, Erbprinzen

burghausen, beide Brünetten, deren eine der schönen Königin von Preußen,[1] ihrer Tante, sehr ähnlich sieht; zwei auf ganz andere Weise liebliche, blonde Töchter der Herzogin von Meiningen[2] und zwei auch recht liebe, angenehme Prinzessinnen von Hohenlohe werden mit ihrer kunstreichen Anführerin, der Herzogin von Hildburghausen, das festliche Spiel ausführen. Die Proben werden sehr lustig in einem hübschen Sommergebäude der Herzogin von Meiningen, dem Badehause gegenüber, gehalten, wo ich diese edle Fürstin auch von ihren lieblichen Kindern umgeben auf dem Säulenperron sitzen fand, als ich ankam und ohne allen Zwang sehr gnädig empfangen wurde, ungeachtet ich noch nicht das Glück hatte, ihr persönlich bekannt zu sein.

Die Herzogin hat mir heute auch schon erlaubt, einen sehr angenehmen Tag auf ihrem Sommerwohnsitze Altenstein in der interessantesten Gesellschaft zuzubringen, die ein Deutscher sich wünschen mag. Es war der berühmte Feldherr, der kaiserliche Feldmarschall, Prinz von Koburg,[3] und der liebenswürdige Dichter, Geheimrat von Thümmel[4] aus Gotha, mit dem ich einst schon in meiner frühen Jugend sehr glückliche Zeit in Hamburg verlebte. Die schöne

von Nassau-Weilburg vermählt, die dritte war schon seit 1805 nach Württemberg vermählt, kann daher nicht in Betracht kommen.

1) Louise, Königin v. Preußen (1776—1810).

2) Adelheid Amalie Louise Therese (1792—1849), seit 1818 Gemahlin des späteren Königs von England William IV. (s. Öttinger, Moniteur) und Ida (1794—1852), seit 1816 Gemahlin des Prinzen Bernhard von Weimar.

3) Prinz Friedrich Josias Koburg-Saalfeld (1737—1815), k. k. österr. Feldmarschall, zeichnete sich schon im Siebenjährigen Kriege aus, sodann gegen die Türken 1788—89. Gegen die Franzosen war er unglücklich (s. Wurzbach).

4) Moritz August von Thümmel (1738—1817), der bekannte Dichter, der auch Minister von Sachsen-Koburg war.

Fahrt in solcher Gesellschaft (ein Adjutant des Prinzen, Major ***, der in Physiognomie und Wesen eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit dem edlen Kosciuszko[1]) hatte, war die vierte Person), auf dem schönen Wege nach Altenstein, eine kleine, halbe Meile von Liebenstein abgelegen, unter schönem, reinem Himmel, war ein Genuß, der fürs ganze Leben gilt. Wohltätiger, als die Erscheinung des echt deutschen, menschlichen, ruhigen Helden von zweiundsiebzig Jahren, ist mir lange nichts geworden; ich konnte mich an dem herrlichen, alten Gesicht, an der treuherzigen, freundlichen Stimme gar nicht satt sehen und hören. Ebenso ging es mir mit der Herzogin von Meiningen in längeren Unterredungen über Wien, woher sie eben zurückgekommen war. Sie ist auch eine der seltenen Fürstinnen von hoher Selbständigkeit, wiewohl von rein weiblichem Charakter, so unbefangen, fast möcht' ich sagen kindlich in ihrer reinen, weiblichen Würde.

Nach der Mittagstafel macht' ich mit mehreren von der unterhaltenden Gesellschaft einen schönen Gang durch die mannigfaltigen Anlagen rund herum. Der Regen kam uns zwar auf dem lehmigen Boden etwas in die Quere; doch sahen wir schöne Feldpartien, eine Schweizerhirtenanlage mit einem recht täuschend angelegten Wasserfall, der dem Zacken in Schlesien so ähnlich ist, daß dieser darin nachgebildet zu sein scheint. Schöne Bäume und angenehme Holzungen, Wiesenplätze und Kapellen und Grotten und Tempelchen sahen wir auch. Aber Wilhelmsthal schwebte mir noch so ganz vor der Seele; die Wehmut, es so bald verlassen zu haben, war noch nicht im Innern verklungen, und so erschien mir das alles etwas klein. Deshalb befremdete es mich aber gar nicht, wenn es auf die anderen größeren Eindruck machte. Hatte doch Wilhelmsthal durch seine

1) Thaddäus Kosciuszko (1756—1817), polnischer Feldherr.

große Naturschönheit den einzigen, tiefen Eindruck auf mich machen können, ungeachtet ich von der schönen, herrlichen Anlage in Wilhelmshöhe herkam, die durch Kunst und Geschmack gewiß einzig in ihrer Art ist, und die ich den Sommer hindurch oft so schön und froh in Eurem lieben Kreise genossen hatte.

Die Rückfahrt von Liebenstein am kühlen Abend war wieder überaus schön. Wir fanden die schöne, fürstliche Musengesellschaft mit der Probe ihres festlichen Spiels lustig beschäftigt, und zur Abendtafel beim Herzog von Hildburghausen,[1]) der mich durch seine innige Freude an dem großen Kunsttalent der Herzogin sehr interessierte, unterhielt uns ein dreiundachtzigjähriger, böhmischer Bauer mit recht angenehmem Spiel auf einer Harmonika, die er sich selbst gebaut hatte.

Den 11. August.

Diesen Morgen habe ich einen interessanten Gang gemacht nach der sonderbaren Höhle, die diese Gegend besonders berühmt macht. Nahe beim Altenstein geht ein Weg erst schmal, dann breiter, wohl an fünfhundert Fuß tief in den Felsen hinein. Auf dem Wege stößt man auf große Gewölbe von mancherlei Formen, bald rund, bald oval, die Säle und Zimmer bilden, und am Ende auf einen Wasserfall, der einen kleinen See in der Höhle bildet, auf welchem man in einem Kahn herumfährt. Auf dem Rückwege kommt man noch auf viele Seitenwege, die zu mancherlei romantischen Plätzen führen. Alles dies wird während der Brunnenzeit jeden Sonntag mit vielen hundert, wohl tausend Lampen erleuchtet und soll, bei einer in den Felsenhöhlen verborgenen, angenehmen Musik von Blas-

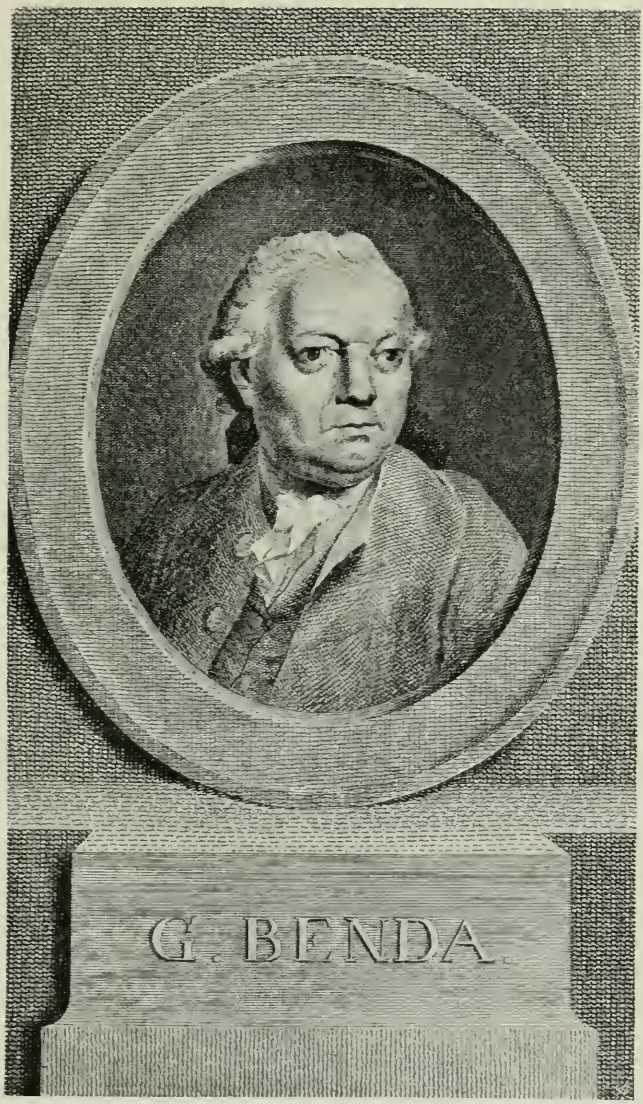
1) Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen (1763 bis 1834), seit 1784 regierend.

instrumenten, eine ganz wunderbare, zauberische Wirkung tun. Heute hatte man einen Mann vorangeschickt, der einzelne Lampen auf den Hauptpunkten bis in den Hintergrund hinein anzündete, und mir einen Führer mitgegeben, der in der Höhle zwei starke Pechfackeln vorantrug, wodurch die einzelnen Teile wohl malerischer erleuchtet wurden, als durch die bunten Lampen, die wir überall angefüllt stehen sahen, hervorgebracht werden mag. Wir haben mit bloßem Ein- und Ausgehen und mit der kleinen Wasserfahrt wohl über eine halbe Stunde in der Höhle zugebracht. Der Heimweg von einer halben Stunde durch fruchtbare Felder und Wiesen, bei ansehnlichen Fabrikanlagen vorüber, war am kühlen Morgen, gleich nach Aufgang der Sonne, auch sehr angenehm.

Auf dem Rückwege begegneten wir vielen großen Zügen von Menschen, zum Teil mit Trompeten und Pauken, die aus der umliegenden Gegend zur Geburtsfeier ihrer angebeteten Fürstin hinzogen, die ein Muster milder und sorgfältiger Regierung sein soll. Auf dem schönen Lindenplatze vor dem Badehause wühlte und wimmelte alles von Badegästen und anderen herbeiströmenden Fremden. Eine Stunde vor Tafel erschien die Herzogin mit ihren schönen Kindern in ihrem Saale und nahm die Glückwünsche der Herbeigeeilten an. Auch die edle Herzogin von Weimar und die Prinzessin Karoline waren von dem schönen Wilhelmsthal hergekommen, an diesem freudigen Tage teilzunehmen. Schöne Damen aus Weimar und Erfurt schmückten noch den herrlichen Kreis, der wohl nicht leicht schöner auf deutschem Boden gesehen wird. Alle die hohen Herrschaften nahmen teil an dem allgemeinen Mittagsmahl im großen Saale des Badehauses und verherrlichten das frohe Mahl um so mehr, da sie durchaus keinen Zwang hineinbrachten oder gestatteten. Deshalb blieben aber doch

die Äußerungen der allgemeinen Fröhlichkeit in den anständigsten, bescheidensten Formen.

Nach Tafel ging der größte Teil der Gesellschaft ins öffentliche Schauspiel; ich zog einen einsamen Gang auf die nahen waldbewachsenen Höhen vor. Nach dem Schauspiel war wieder allgemeine Tafel, wie Mittags im großen Saal, während welcher das festliche Spiel unter freiem Himmel in einem schön dazu geeigneten, aber nicht zweckmäßig benutzten Felslokale zubereitet wurde. Nach der Abendtafel erfreute sich der Hof und die ganze sehr zahlreiche Versammlung und das zahllose Volk auf dem weiten Platze vor jenem Lokale des fürstlichen Spiels, welches der schöne Gesang und das mimische Spiel der Herzogin von Hildburghausen und ihre schöne Umgebung, unter der sich auch einige schöne Badegästinnen befanden, beseelte und belebte. Die sehr gute Harmonie der Herzogin von Meiningen begleitete den Gesang. Ein kleines Feuerwerk, welches hinter dem großen Saale abgebrannt wurde, versammelte die Gesellschaft wieder in diesem, und ein allgemeiner Ball beschloß das erfreuliche Fest.



Jak. Wilh. Mechau del., Chr. Gottl. Geyser sc.

Zweiter Brief

Gotha, den 4. November.

Nicht wohl konnt' ich hier durchgehen, ohne dem Hofe aufzuwarten, dem ich, in so verschiedenen Epochen meines Lebens, seit dreißig Jahren die schmeichelhafteste Aufnahme verdankte. Der Herzog,[1]) welcher Dichtkunst und Musik mit Sinn und Gefühl liebt und übt, hat mich auch gnädig aufgenommen. Doch verfehlte ich den Prinzen Friedrich,[2]) der so ganz in Musik lebt und selbst so interessant singt und spielt. Seine geschwächte Gesundheit hält ihn noch unter dem wohltätigen, italienischen Himmel, wo er auch gewiß sein Leben froher genießt, als es ihm das hiesige Leben gewähren könnte, das durch die unglücklichen Zeitumstände auch an seinem alten frohen Glanz und heitern Sinn gelitten zu haben scheint.

1) August Emil Leopold, Herzog von Sachsen-Gotha (1772—8221), sowohl als Regent als durch seine künstlerischen Eigenschaften ausgezeichnet. Er war ein treuer Bundesgenosse Napoleons, was seinem Lande sehr nützlich war. Unter seiner Regierung gelangte Sachsen-Gotha zu einem blühenden Zustand. Der Herzog war eine äußerst originelle Persönlichkeit, reich an Kenntnissen und mit einer lebhaften Phantasie begabt, stand er mit vielen Künstlern in Verbindung und war selbst Schriftsteller (s. darüber Goedeke, 2. A., 5. Bd., S. 472). Bekannt ist auch, daß er als einzige Gunstbezeugung Napoleons sich einen — Kuß von diesem erbat, was Napoleon mit dem Worte: bougre beantwortete. Mit Reichardt stand er in bestem Vernehmen. Als R. nach Rom reiste, trug ihm der Herzog auf, ihm Salamis zuzuschicken. Reichardt tat es und erhielt als fürstliches Gegengeschenk eine Sendung thüringer Kartoffeln — unfrankiert (s. E. Vehse, Gesch. d. Höfe des Hauses Sachsen, Hbg. 1854, 2. T., S. 53ff.). Allerdings mischte sich in sein Betragen ein etwas perverser Zug; so nahm er als Frau verkleidet mit entblößten Achseln und mit einem Kaschmirschal Cour vom ganzen Hofe an. 2) Nachmals Friedrich IV., letzter Herzog, geb. 28. Nov. 1774, gest. 1825, gelangte 1822 zur Regierung.

Dankbar gedenk' ich hier der frohgenossenen, früheren Zeiten, da der gothaische Hof einer der angenehmsten und fröhlichsten Höfe Deutschlands war, eine seltene Gastfreiheit und zwanglose Aufnahme den Fremden beglückte und den vielbesuchten Hof belebte; in den frühesten Zeiten Namen wie Ekhof,[1]) Seyler,[2]) Brandes,[3]) Koch[4]) u. a. m. nicht nur Gotha, sondern die deutsche Kunst verherrlichten; dann Benda[5]) und Schweitzer,[6]) in ungleichem, aber doch rühmlichem Kampf, um den Lorbeer stritten; die ersten großen, deutschen Opern von Gehalt, Romeo und Julie, Alceste, das deutsche Singspiel hoben; in Ariadne und Medea ein neues Genre mit den ersten Versuchen zur Vollendung gebracht wurde; die Wissenschaften in Männern wie Zach,[7])

1) Konrad Ekhof (1720—1778), der Vater der deutschen Schauspielkunst, seit 1775 in Gotha Direktor.

2) Abel Seyler, geb. 1730 zu Basel, gest. 1800 in Rellingen, berühmter deutscher Prinzipal, 1769 in Hannover, später in Weimar, 1775—1779 in Gotha, 1779—1781 Direktor in Mannheim, 4781 bis 1792 in Schleswig, sodann privatisierend (s. E. Devrient, Gesch. d. deutsch. Schauspielkunst, Berlin 1905. I., S. 394, 401 f., 497 f.; Chr. H. Schmidt, Chronologie des deutsch. Theaters, hg. v. P. Legband, Berlin 1902, S. 293 f.).

3) Johann Christian Brandes (1735—1799), Schauspieler und Theaterdichter.

4) Heinrich Gottfried Koch (1703—1772), deutscher Schauspieler.

5) Georg Benda (1721—1795), Komponist, seit 1748 als Kapellmeister im Dienste des Herzogs Friedrich III. von Gotha. Er ist der Erfinder der sogenannten Melodramen. Im vorgerückten Alter wollte er von der Musik nichts mehr wissen und lebte ganz zurückgezogen.

6) Anton Schweitzer (1737—1787), Komponist, Nachfolger Bendas, in Gotha seit 1780 (s. R. Eitner, B. B. Quellenlexik., 9. Bd., S. 109 f.).

7) Franz Freiherr von Zach (1754—1832), ursprünglich österreichischer Offizier, dann berühmter Mathematiker und Astronom, 1787 bis 1806 Direktor der Sternwarte auf dem Seeberg bei Gotha.

Lichtenberg,[1]) Jacobs[2]) u. a. glänzten; da in späteren Zeiten ein vom Hofe leicht empfangener Künstler und Gelehrter nur in die eine Verlegenheit kommen konnte, wählen zu müssen zwischen der größeren Gesellschaft des Herzogs,[3]) der Wissenschaft und Kunst mit dem Eifer eines denkenden Kenners und echten Liebhabers schätzte und schützte; oder der kleineren Gesellschaft der Herzogin, die so gerne Männer von Einsicht und Geschmack im engeren Zirkel um sich versammelte, oder der noch kleineren der Prinzen, die mit ihrem edlen Führer von der Lühe[4]) und dessen genialischer Gemahlin ein seltenes Familienleben mitten an einem lebhaften Hofe lebten; da der edle, vortreffliche Prinz August mit den Auserwähltesten des Hofes und der Stadt und mit allen Menschen von Verdienst und Talent, die Gotha besuchten, ein so höchst angenehmes, sinniges Leben führte, wie wenige Prinzen in der Welt wohl genießen mögen; da die Stadt selbst ein seltenes Beispiel von allgemeiner Geselligkeit und Einigkeit in einer fürstlichen Residenz war.

Doch diesen Vorzug scheint Gotha noch zu haben. Der freundliche, gefällige Kriegsrat Reichard,[5]) der allen Rei-

1) Ludwig Christian Lichtenberg, Bruder des Georg Christoph L., Physiker, sachsen-gotha-altenburgischer Geh. Legationsrat, geb. zu Ober-Ramstädt 1738, gest. zu Gotha 1812 (s. Ottinger, Monit.).

2) Christian Fried. Wilh. Jacobs (1764—1847), Philolog, Oberbibliothekar in Gotha.

3) Ernst II. (1745—1807), ∞ Marie Charl. v. Meiningen.

4) Der Gothaische Hof- und Adreßkalender von 1781 führt zum ersten Male als Kammerherrn und als Hofmeister den Major Joachim Friedrich Ernst von der Lühe an, der durch Instruktion vom 26. April 1780 als Erzieher der beiden Söhne Herzogs Ernst II., August und Friedrich (IV.) bestellt wurde. Seine Gemahlin war Karoline von Brandenstein, eine Dichterin, geb. 1755 (s. Goedeke, 2. A., 4. Bd. S. 63; über das Ehepaar vgl. H. A. O. Reichards Selbstbiographie, Stuttgart 1877, S. 244 ff.).

5) Heinrich August Ottokar Reichard (1751—1828), Tourist, Schrift-

senden durch seinen unermüdeten Fleiß in Vervollkommnung seiner nützlichen Werke so wohltätig wird, hat mich in eine ansehnliche Gesellschaft geführt, in welcher bei einer zahlreichen Tischgesellschaft noch der alte, gute, freie und frohe Ton herrschte. Das gute Ettingersche[1]) Haus und treffliche Legationsrat Lichtenberg haben mich noch mit der alten Freundlichkeit und Heiterkeit aufgenommen. Dieser hat mich auch mit ein paar interessanten Aufsätzen von dem vortrefflichen Georg Benda beschenkt. Ich hoffte von ihm auch noch Aufschlüsse über das verschwundene Manuskript zu bekommen, in welchem der geniale Künstler sein Leben entworfen, und welches er mir, zur weiteren Ausarbeitung, als ein schönes Vermächtnis zugesagt hatte, aber vergeblich. Ewig schade wär' es, wenn das Leben eines solchen originellen Mannes, von dem man nur noch die pikanten Züge seiner Zerstreuung und seines Witzes kennt, durch die Nachlässigkeit seiner letzten Umgebung der Nachwelt weniger bekannt werden sollte, als er es selbst zu wünschen schien.

In Georg Benda lebte eine seltene Vereinigung der höchsten Talente. Er war ein vortrefflicher, spekulierender Kopf, der über seine Kunst tief und scharf dachte und seine Gedanken in einer ganz originellen, bald rein humoristischen, bald rein witzigen Manier und Sprache ausdrückte.

steller, Theaterdirektor und zuletzt Kriegsdirektor zu Gotha (s. E. Vehse, Gesch. d. Höfe des Hauses Sachsen, Hbg. 1854, 2. Bd., S. 50).

1) Karl Wilhelm Ettinger, herzogl. sächsischer Hofagent, Begründer der bekannten Buchhandlung (1775 von Joh. Christian Dietrich gekauft), die den berühmten gothaischen Hofalmanach herausgab, welcher 1786 an den Kompagnon Ettingers Justus Perthes, anfänglich mit Beibehaltung der Firma Ettinger überging (s. Rud. Schmidt, Deutsche Buchhändler, deutsche Buchdrucker. Eberswalde 1907, 4. Bd., S. 760 f.).

Er besaß ein tiefes, glühendes Gefühl, welches doch auch oft für die feinsten Nüancen empfänglich war; eine feurige Imagination, die in reichen, üppigen Bildern schwelgte. Dabei hatte er früh die Kunst gründlich studiert, hatte sie ganz in seiner Gewalt, hatte sie auch früh in der Violine und dem Klavier praktisch geübt. In seinen früheren Arbeiten glaubt man nur die gute Arbeit zu erkennen. Die berlinische Schule, in der er gebildet wurde, hatte ihn gefesselt; hohe Autoritäten verengten ihm noch den Blick; der selbständige Künstler reifte erst spät in ihm. Seine italienische Reise brachte eine innere Revolution bei ihm zustande, er ward zuerst auf vieles aufmerksam, was ihm bis dahin unbedeutend geschienen. Er hörte und beobachtete mit großer Aufmerksamkeit den Effekt solcher italienischen Werke, die er anfänglich, der zu leichten Arbeit wegen, verachtete, und ihm selbst erschienen die Grazien gefälliger, als je vorher. Bald nach seiner Rückkehr beseelte ihn eine heftige Leidenschaft zu seinen genialen Duodramen, Ariadne[1]) und Medea,[2]) die unerreicht geblieben sind; zu seiner herrlichen Oper Romeo und Julia,[3]) zum lieblichen, lebens- und geistvollen Walder,[4]) Werke, die sein Andenken erhalten werden, solange Musik als Kunst geübt werden wird.

Benda war auch ein freier, kecker Denker und sah das Leben mit scharfem Mannesblick an. Den letzten Teil seines Lebens verlebte er in ländlicher Einsamkeit, erst in Ronneburg, dann einsamer näher bei Gotha. Da beschäftigte er sich weniger mit der Kunst, wiewohl er noch einige seiner älteren Kompositionen herausgab und einige kleine Sing-

1) Ariadne auf Naxos, Duodrama (1774).
2) Medea u. Jason, Melodrama (1777).
3) Romeo u. Julia, Oper (1778).
4) Walder, eine ernsthafte Operette (1777).

spiele verfertigte, als mit seinem eigenen Leben, wie er mir auf einer Reise, die er mit mir aus seiner Einsamkeit nach Mannheim machte, freundlich anvertraute. Damals verhieß er mir auch, zufrieden mit unserer sich oft begegnenden Denkart, das schöne Vermächtnis, das ich aber nach seinem Tode nirgends habe erfragen können. —

Jetzt hat der Hof kein Theater, aber eine gute Konzertmusik, die wöchentlich einmal bei Hofe gehört wird. Ich hatte sie gerade am Tage meiner Ankunft versäumt; indessen verdank' ich der Gefälligkeit des Herrn Konzertmeisters Spohr[1]) einen sehr erfreulichen Genuß für Herz und Ohr. Er veranstaltete mir in seinem Hause ein interessantes Quartett, wobei ich auch seinen sehr braven Schüler in der Violine, Herrn Hildebrandt,[2]) und den trefflichen Violoncellisten, Herrn Preysing,[3]) kennen lernte. Herr Spohr ließ mir drei seiner genialen und wohlgearbeiteten Quartetts hören und hatte Gelegenheit, darin sein großes, musterhaftes Spiel zu entwickeln. Sein voller herrlicher Ton und seine vollkommen reine Intonation bleiben sich bei den allergrößten Schwierigkeiten so treu, wie bei dem edlen großen Vortrage seines Cantabiles und Adagios. Er hat seine große Manier wirklich zum Bewundern ausge-

1) Ludwig Spohr, deutscher Opern- und Kirchenkomponist, zuletzt hessen-kasselscher Generalmusikdirektor, geb. zu Braunschweig 5. April 1784, gest. zu Kassel 22. Okt. 1859. Spohr war vom Oktober 1805 bis 1812 Konzertmeister in Gotha (s. Reißmann, Musik. Konversationslexikon).

2) Hildebrandt, deutsch. Violinist, lebte in der Wendezeit des 18. und 19. Jahrhunderts und war um 1815 als Königl. Kammermusiker zu Berlin angestellt (Reißmann, l. c., 5. Bd., S. 236).

3) Entweder Friedrich oder Karl Preysing, Söhne des Violoncellisten Heinrich Balth. Preysing (gest. 1802), die bereits seit 1802 als Instrumentisten bei der Kapelle in Gotha angestellt waren (s. R. Eitner, l. c., 8. Bd., S. 65).

bildet und soll auch ein vortrefflicher Anführer des Orchesters sein. Bei seinem großen Ton, seiner Kraft und gründlichen Kenntnis kann man sich das leicht denken. Selbst seine ansehnliche Gestalt und sein ernster ruhiger Charakter stimmen dazu. Auch im Fache der Gesang- und Theatermusik hat sich Herr Spohr versucht. Er ließ mir am Fortepiano die ersten Akte eines großen Singspiels hören, in welchem Gefühl und Imagination unverkennbar sind und die Instrumentalpartie reich und glänzend gearbeitet ist. Seine interessante Frau[1]) wird als Klavier- und Harfenspielerin sehr gelobt. Ihre Gesundheitsumstände raubten mir das Vergnügen, ihr schönes Talent kennen zu lernen.

Zu meinem großen Bedauern war auch der vortreffliche Violinist Schlick[2]) und seine kleine, liebe Frau, die interessante Violinspielerin, die Du unter dem Namen Strina Sacchi[3]) kennst, abwesend; in ihren hoffnungsvollen Kindern bildet sich das schöne Talent fort.[4])

Mit Wehmut hab' ich die schöne, in ihrer Art ganz einzige Sternwarte auf dem Seeberge verödet gesehen und der genußreichen Stunden, die ich mit dem geistreichen, achtungswürdigen Obersten Zach sonst da verlebte, ge-

1) Spohr war seit 1806 mit Dorette Scheidler vermählt, der Tochter des Violoncellisten Joh. Dav. Scheidler, deren Tod im Jahre 1834 erfolgte (s. Reißmann, Musik. Konversationslexik., 9. Bd. S. 378, 381).

2) Johann Konrad Schlick (um 1759 bis um 1825), Violoncellvirtuose, seit 1776 in Gotha angestellt, veranstaltete viele Konzertreisen (s. R. Eitner, l. c., 9. Bd., S. 30 f.).

3) Regina Strina Sacchi (1764—1823), berühmte Geigenspielerin, seit 1785 mit Joh. Konr. Schlick vermählt, mit dem sie zahlreiche Kunstreisen machte (s. R. Eitner, l. c.; Reißmann, Musik. Konversationslexik., 9. Bd., S. 119).

4) Von den Kindern zeichnete sich auf musikalischem Gebiete Joh. Friedr. Wilh. Schlick (1801—1874) und eine ungenannte Tochter aus (s. Reißmann, l. c., 9. Bd., S. 119 f.).

dacht. Auch er sucht, in Begleitung der verwitweten Herzogin,[1]) deren schöne, einsame Gartenwohnung auch öde dasteht, einen schöneren Himmel und froheres Leben im südlichen Frankreich. O der zerstörenden Zeit! die so vieles Frohgeschaffene, Schönverbundene auf dem guten, alten, deutschen Boden trennt und zerstört! Was wird die künftige Zeit uns und unseren Kindern für Ersatz gewähren können für so vieles, das nur aus deutschem, gutem Sinn hervorgehen, nur von besonnenen, treuen Händen in Sicherheit und Freiheit gepflegt werden konnte! Darin war Deutschland seit Jahrhunderten doch einzig. Wie viele kleinere und mittlere Staaten haben nicht der Kunst und Wissenschaft und dem besseren, bürgerlichen Leben so erwünschte Asyle bereitet, in herzlicher Teilnahme und Vorsorge so wohltätige Pflege angedeihen lassen, als nur wenige der größeren Staaten des Auslandes und selbst Deutschlands! Keiner seit meinem Leben wohl mehr, und im größeren, echt deutschen Sinn, als Weimar, dem ich auch wieder, wie immer, mit wahrer Sehnsucht entgegen eile.

1) Marie Charlotte Amalie von Meiningen (1751—1827) vermählt seit 1769, Witwe seit 1804, bekannt als Klavier-Virtuosin und Komponistin (s. Oettinger, Moniteur).

Dritter Brief

Weimar, den 6. November.

Nicht ohne manche bittere Empfindung bin ich durch Erfurt geeilt, das sonst in dem gastfreien Hause des ehemaligen Koadjutors, jetzigen Fürstprimas,[1]) dem Künstler und Gelehrten einen so angenehmen Aufenthalt darbot, und in welchem ich, besonders in Herders geist- und lebensvoller Gesellschaft, einst so köstliche Stunden verlebte; das jetzt aber durch die große Zusammenkunft[2]) von Kaisern, Königen und Fürsten so wichtig geworden und immer noch in den Händen der Fremden ist. — — Doch konnt' ich's mir nicht versagen, eine Stunde in der Gesellschaft des vortrefflichen, echt deutschen Mannes, des Regierungspräsidenten von der Reck[3]) und seiner schönen, interessanten Gemahlin, zuzubringen; ihre höchst freundliche Aufnahme machte mir die Eile nur so viel bitterer und schwerer.

Hier in Weimar fand ich alles in seiner alten Würde und Trefflichkeit wieder; auch für mich bei Hof und Freunden dieselbe gnädige, erfreuliche Aufnahme, die mir Weimar

1) Karl Theodor Ant. Maria, Reichsfreiherr von Dalberg, geb. zu Hernsheim bei Worms, 8. Febr. 1744, kurmainzischer Geh. Rat und Statthalter von Erfurt, Kurfürst-Erzbischof von Mainz seit 25. Juli 1802, Fürstprimas von Deutschland und Großherzog von Frankfurt, gest. zu Hernsheim 10. Febr. 1817 (Ottinger, Moniteur).
2) Erfurter Kongreß vom 27. Sept. bis 14. Okt. 1808.
3) Karl Friedrich August Reichsfreiherr von der Reck, gest. am 25. April 1851 als preußischer Oberlandesgerichtspräsident (s. Ottinger, Moniteur), wurde am 11. November 1805 zum Vizepräsidenten der Regierung in Erfurt ernannt und war noch unter der französischen Regierung bis 1808, in welchem Jahre er aber am 7. Aug. ein Gesuch an Friedr. Wilhelm III. um Wiederanstellung in Preußen richtete (gütige Auskunft des Kgl. preuß. geh. Staatsarchives).

seit meinen Universitätsjahren zum angenehmsten und interessantesten Aufenthalt in Deutschland macht.

Dem Herzoge und seinem Goethe hat das Karlsbad wohlgetan, ich finde sie beide kräftiger und heiterer als im vorigen Jahre. Der schöne Stern aus Norden[1]) ist leider eben abwesend. Der Erbprinz[2]) tritt auch darin in die rühmlichen Fußstapfen seines geistvollen Vaters, daß er gerne und oft die Edelsten und Besten jedes Standes, auch der Gelehrten und Künstler, um sich her versammelt, wodurch er diesen auch den schmerzlichen Verlust, den sie an ihrer so gnädigen, eifrigen Beschützerin, der vielbeweinten Herzogin-Mutter[3]) erlitten, weniger bitter empfinden läßt. Es sind die angenehmsten Abende, die Menschen von Sinn für Kunst und für die höheren Freuden der Gesellschaft genießen können, welche ihnen hier durch das edle, junge Fürstenpaar so liberal, splendid und zwanglos bereitet, oft auch durch Musik belebt werden.

Auch die guten, interessanten Zirkel in den gebildeten Häusern der Stadt erhalten sich nicht nur, sondern werden auch durch hergezogene, interessante Fremde immer wieder erneuert. Selbst Männer wie Goethe und Wieland und mehrere der gebildetsten Personen des Hofes besuchen sie gerne und tragen zu dem Interesse und guten Ton derselben bei.

Das große Bertuchsche Etablissement[4]) befestigt und erweitert sich immer mehr und mehr, und das ansehnliche

1) Maria Paulowna (1786—1859), Tochter Kaiser Pauls I. von Rußland, seit 1804 mit Karl Friedrich v. Sachsen-Weimar vermählt.
2) Karl Friedrich, Großherzog v. Sachsen-Weimar (1783—1853).
3) Anna Amalia (1739—1807).
4) Friedrich Justin Bertuch (1747—1822), Schriftsteller, Buchhändler, sachsen-weimarischer Geh. Legationsrat, Mitbegründer der Jenaischen Allg. Litteraturzeitung, gründete 1789 in Weimar das sogenannte „Industrie-Comptoir", aus welchem die bekannte Kunst-

Haus hat durch das junge Ehepaar an geselligem Reiz gewonnen.

Der treffliche Schweizer Meyer[1]) findet hier immer mehr Veranlassung, seine Kunst und gründlichen, ausgebreiteten, literarischen Kenntnisse anzuwenden, teils im öffentlichen, akademischen Unterricht, teils aber auch in dem hohen Eifer und Ernst, mit welchem die mit allen schönen Talenten ausgeschmückten Großfürstin und Prinzessin Karoline und der Erbprinz selbst die schöne Kunst treiben, wie sie in jetziger Zeit wohl nur höchst selten von fürstlichen Personen getrieben wird. Selbst Goethe wird durch diesen heiligen Eifer aufgefordert, seinen großen Schatz von Kunst- und wissenschaftlichen Kenntnissen dem Hofe durch Vorlesungen in seinem Hause mitzuteilen, woran selbst die erhabene Herzogin gern Anteil nimmt.

Einen wichtigen Mann hat Weimar, welches Herders und Schillers unersetzlichen Verlust noch mit ihren edlen Witwen und Waisen bitter beweint, in dem braven Fernow[2]) wieder verloren, der so viele schöne, literarische Kenntnisse für Kunst und Sprache, so angenehm und zweckmäßig anzuwenden wußte.

Das Theater, in welchem Goethe eine Schule für die Kunst begründete, und welches unter seiner Leitung einen sehr bestimmten Charakter erhalten hat, macht mir durch sein Ensemble jedesmal neue Freude. Man kann hier wohl

und Verlagsbuchhandlung hervorging (s. R. Schmidt, Deutsche Buchhändler, l. c., 1. Bd., S. 57ff.).

1) Joh. Heinr. Meyer, auch Goethe-Meyer genannt (1760—1832), Maler, lernte Goethe 1786 kennen, der ihn 1792 nach Weimar zog, wo er Direktor der Zeichenakademie und Hofrat wurde (s. A. Seubert, Allg. Künstler-Lexik., Frankfurt 1882, 2. Bd., S. 569).

2) Karl Ludwig Fernow, deutscher Kunstschriftsteller, Professor in Jena, geb. zu Blumenhagen 19. Nov. 1763, gest. zu Weimar 4. Dez. 1808 (Ettinger, Moniteur).

mit einzelnen Schauspielern unzufrieden sein, mit dem Ganzen nicht leicht. Das greift immer so gut ineinander, daß es unverkennbar ist, wie es von einem Geiste geleitet wird, der tief in das Innere der Kunst dringt, der sich viel und ernstlich, theoretisch und praktisch, damit beschäftigte, überall weiß, was er will, nur das Ausführbare fordert, das aber auch mit der ganzen Kraft und Strenge des gebietenden Genies will und fordert. Vorstellungen, wie die Maskenstücke, die Herr von Einsiedel[1]) nach den Alten so glücklich bearbeitete, Stücke wie Wallensteins Lager und selbst Goethes Iphigenia und Tasso sieht man nur hier. Dabei kommt alles auf reine, bestimmte Kunst an, die bisher im ganzen so wenig beachtet wurde und zu großen, harmonischen Darstellungen doch unerläßlich ist.

Aber auch Vorstellungen von Singstücken sah ich hier zu meiner größten Zufriedenheit. Nie sah ich auf der deutschen Singebühne etwas Vollkommneres als Paërs[2]) Camilla von Demoiselle Jagemann[3]) und Herrn Stromeyer,[4]) die auch von den Nebenpersonen gut unterstützt wurden.

1) Friedrich Hildebrand von Einsiedel (1750—1828), seit 1776 Kammerherr der Herzogin-Mutter Anna Amalia, seit 1778 Obersthofmeister der Herzogin Louise, ein sehr geistvoller Mann, durch seine epikuräische Ausgelassenheit, durch seine joviale, leichtblütige Gemütlichkeit und besondere Herzensgüte dem munteren Kreise des Herzogs und seinem Musenhofe stets werter Mann (s. E. Vehse, Gesch. d. Höfe d. Hauses Sachsen, l. c., 2. Bd., S. 80 ff.).

2) Ferdinand Paër (1771—1839), Komponist. — La Camilla ossia il Sotterraneo. Dramma serio giocoso (1799).

3) Henriette Karoline Friederike Jagemann, deutsche Sängerin, geb. zu Weimar am 25. Januar 1778, Gunstdame des Großherzogs Karl Augusts, der sie 1809 zur Frau von Heygendorff erhob. Sie starb zu Dresden am 10. Juli 1848 (s. Reißmann l. c.; Öttinger, Moniteur).

4) Karl Stromeyer, einer der ausgezeichnetsten deutschen Baßsänger, wurde 1780 im Stollbergischen geboren. Er war erst bei

Die vollkommene Vereinigung des schönsten, musikalischen Vortrags mit der echt tragischen Aktion, die schöne, bildliche Darstellung und die sichere Haltung und Durchführung der ganzen Rolle überraschte mich in dieser vortrefflichen Künstlerin, ungeachtet ich ihr schönes Talent längst kannte. Selbst ihre Stimme hat in der letzten Zeit gewonnen. Die wunderschöne Baßstimme des Herrn Stromeyers, die an Klang, Weichheit und Fülle ihresgleichen kaum hat, der edle Vortrag, der ganz mit dem der Demoiselle Jagemann harmonierte, seine schöne Gestalt und der edle Anstand, den er auch in den leidenschaftlichen Szenen der Rolle des Herzogs behauptete, das alles sichert ihm seinen Platz unter den ersten Theatersängern. Und wie lieblich und rührend ist seine Stimme nicht auch in der Kammer! Bei ihrem seltenen Umfange hat sie oft die volle Annehmlichkeit des Tenors, neben der schönsten Fülle des Basses.

Der Park, den man so glücklich dem neuerbauten, mit Pracht und Geschmack eingerichteten Schlosse angeeignet, und in welchem man die älteren, mannigfaltigen Pflanzungen und Anlagen so ungezwungen zu einem schönen Ganzen vereinigt hat, gewährt auch in dieser Jahreszeit sehr angenehme Promenaden. Man verliert sich von den schönen, breiten Plätzen und Gängen, die nach dem allerliebsten Römischen Hause, der heiteren Sommerwohnung des Herzogs, führen, auch gerne in die engeren Seitenwege und verfolgt diese über schöne Wiesen und Felder bis nach Oberweimar hin und erfreut sich dort der großen, ökonomischen, herzoglichen Anstalten.

der Hofbühne in Gotha engagiert, dann lange Zeit eine Zierde der Weimarer Hofbühne. Er starb in Weimar am 11. Nov. 1845 (s. Reißmann, l. c., 10. Bd., S. 16).

Vierter Brief

Halle, den 10. November.

Ich habe mir die Freude nicht versagen können, einen kleinen Seitenweg über Halle zu machen, um hier unsere Lieben und unser liebliches Giebichenstein[1]) wiederzusehen und ein paar Tage zu genießen. Woher ich auch kommen mag, immer erscheint mir dieser liebliche, romantische Fleck mitten im fruchtbarsten Lande mit neuem Reize. Wie die Saale da hinfließt in geteilten Armen, zwischen Wiesen und buschichten Inseln und hohen, moosbewachsenen Felsenwänden, bei den Ruinen des alten Schlosses vorbei, durch die romantische Geschichte Ludwig des Springers[2]) bekannt, auf welches später ein Kloster gepfropft und zuletzt die stattlichen Amtsgebäude gesetzt wurden; wie die alten, ehrwürdigen Reste da oben auf einem gewaltigen, steilen Porphyrfelsen stehen, dessen obere Fläche und innerer Abhang nun auch von dem feinsinnigen Pflanzer des schönen Amtsgartens mit diesem angenehm verbunden worden sind; wie der Fluß sich dann in kühner Beugung durch die schöngeformten Felsufer von ewigem Porphyr durchdrängt, bei dem ruhigen Fischerdorfe Krellwitz und seiner reich umpflanzten Papiermühle und dem buschbewachsenen Werder vorbei, über das hohe Wehr brausend fortrauscht, dann durchs fruchtbare Land ruhig hinströmt, bis sich bei Lettin und dann weiterhin bei Wettin wieder hohe Felsufer erheben, ein altes Schloß tragend, in welchem der geniale, geistreiche Prinz Louis Ferdinand[3]) seine letzten,

1) Der ständige Aufenthaltsort Reichardts.

2) Ludwig II., der Springer (1042—1123), Landgraf von Thüringen, befreite sich angeblich durch einen kühnen Sprung in die Saale aus seiner Haft auf Giebichenstein.

3) Louis Ferdinand, Prinz von Preußen, geb. 1772, gefallen am 10. Okt. 1806 bei Saalfeld.

unglücklichen Sommer lebte, die Seele stets voll trüber, banger Ahnungen eines nahen, vernichtenden Geschicks. — Von der Höhe unsers lieblichen Gartens, in welchem der kunstliebende Fürst, selbst ein geborener, großer Künstler, sich's auch gern mitten unter Künstlern und Gelehrten von Sinn und Geist wohl sein ließ; über all das hingesehen, erhebt sich dann der Petersberg mit seinen herrlichen Ruinen zum Hintergrunde; an ganz hellen Tagen auch wohl der Brocken am tiefen, blauen Himmel. Auf der einen Seite der hohe, alte Weinberg, in seiner Urgebirgsgestalt, den unser geistreicher Reil[1]) jetzt so schön bepflanzt und mit einem zierlichen Sommerhause verschönert hat; zur anderen Seite die angenehme Holzung, Meiereien und Schäfereien und Weinberge auf der fruchtbaren Fläche; im Rücken die Stadt Halle mit ihren vielen Türmen und dampfenden Koten, und der Blick da wieder tief in Sachsen hinein nach Merseburg, Lauchstädt hin und drüber fort; das ganze Land rundum so reich und lustig bebaut, von der schönen, pappelbepflanzten Chaussee durchschnitten, die von Magdeburg nach Leipzig läuft. — Es wird nicht leicht eine mannigfachere, reichere Aussicht in irgendeinem flachen Lande gesehen. Dann die seltene Vermischung des Romantischen, welches hier die Felsufer gewähren, mit der Fruchtbarkeit des Bodens, der oft seine schweren Weizenähren über die Ränder der Felsen wirft und überall, wo der Ackerbau beschwerlich wird, die erfreuliche Obstkultur gestattet.

Ich wünsche mir keinen schöneren Wohnsitz auf der Welt, erhält ihn uns das Schicksal nur und verleiht uns wieder den ruhigen, frohen Genuß, den Krieg und Glückswechsel seit drei Jahren so grausam störten! — Wie froh hab' ich die wenigen Tage wieder in der selbstgeschaffenen, ge-

1) Joh. Christian Reil (1758—1813), deutscher Arzt, der in Halle wirkte, auch Oberbergrat (s. Ottinger, Moniteur).

lungenen Pflanzung aufgeräumt und nachgeholfen! — Wie schwer wird mir's, sie so bald zu verlassen! —

Es wird mir schwer, den Blick davon ab auf die Stadt zu wenden. Wie verändert finde ich das gute Halle! Seit dem unglücklichen Tage, da der ungeschickte Widerstand die Wut des Feindes gegen diese offene Stadt reizte, was hat sie nicht alles gelitten![1]) Vorzüglich aber durch die Auseinandertreibung der Studierenden und die fast gänzliche Aufhebung der Universität,[2]) die doch gerade am sichersten auf den Schutz des Feindes rechnete, da er bis dahin seine Ehre darin gesucht, sich gegen alle wissenschaftlichen Anstalten großmütig und schützend zu bezeigen, und Halle auch diesen Schutz als eine der ersten Universitäten Deutschlands um so eher erwarten durfte, da der König eben mehr für die Universität getan hatte als für irgendeine andere, und als selbst je vorher für sie getan worden war; da Halle eben die wichtigsten, deutschen Gelehrten unter seine Lehrer zählte und auch von seiten der Anzahl der Studierenden die allerstärkste war; denn sie zählte über elfhundert.[3])

1) Halle wurde am 17. Okt. 1806 von den Franzosen im Sturm genommen.

2) Die Universität Halle wurde nach der Eroberung der Stadt von Napoleon aufgehoben, nach dem Tilsiter Frieden wieder hergestellt. Im Jahre 1813 hob Napoleon sie abermals auf, nach seinem Sturz errichtete sie der König von Preußen aufs neue.

3) Merkwürdig ist, daß Reichardt an dieser Stelle nichts davon sagt, daß er selbst zu dieser Zeit Halle wegen seines scharfen Buches gegen Napoleon: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate, Germanien 1804" (zusammen mit Gustav Graf Schlabrendorf-Kolzig) fluchtähnlich verlassen mußte (s. darüber H. Steffens, Was ich erlebte. Breslau 1842, 5. Bd., S. 202ff.), der aber, obschon er die Schreckensszenen in Halle ausführlich schildert, nichts von dem folgenden erzählt; vgl. noch Niemeyer, Beobachtungen auf Reisen, IV., 2, S. 286ff.; Varnhagen, Denkwürdigkeiten, 2. A., I., S. 406).

Franz Gareis pinx., H. Lips sculp.

Aber wie viele, unglückliche Umstände mußten auch gerade die letzten, unglücksschwangeren Tage über die arme Stadt zusammentreffen. Die erste, preußische Stadt, welche der siegreiche Feind betrat, bei und in welcher er so zwecklos seine durch Sieg erhitzten Soldaten noch einbüßen mußte. Bosheit und Einfalt mehrerer wichtigen und unwichtigen Personen haben gewiß auch sehr viel zu ihrem Unglück beigetragen. So war zum Beispiel kurz vorher ein herumwandernder Franzose[1]) da, welcher sich als Lehrer der französischen Sprache bei der Universität eindrängen wollte; da die Stelle gut besetzt war, wies man ihn ab. Er wandte von neuem alles an, um als Lehrer der spanischen und italienischen Sprache bei der Universität angestellt zu werden; als man ihn aber examinierte, wußte er von der einen Sprache so wenig, als von der anderen. Er trieb sich in Halle herum, und nach der ersten traurigen Nachricht von dem Gefecht bei Saalfeld, die ein aus dem Hauptquartier Kommender auf eine unvorsichtige, übertriebene Weise unter das Volk brachte, und alle Gemüter, besonders aber die der studierenden Jugend aufs höchste erhitzt waren, tritt jener unverschämte Mensch auf offenem Marktplatze mitten unter die erhitzte, patriotische Jugend und stößt die härtesten Drohungen und Prophezeiungen gegen den König von Preußen aus. Man fällt über ihn her, ihn zu züchtigen; er wird arretiert, um ihn der Wut der erhitzten Jugend zu entziehen, wird in das nahe Karzer gebracht, von

1) Er war ein französischer Sprachmeister, namens Regnier. Als man den preußischen König bei Verlesung des Kriegsmanifestes hochleben ließ, rief er in französischer Sprache: „Laßt ihn nur immer leben, ihr werdets doch nicht hindern, daß Napoleon über ihn kommt, und ihn von seinem Thron herunterschüttelt.“ Die Volkswut wandte sich sofort gegen ihn und man hatte Mühe, ihn davor zu schützen, indem man ihn in das Gefängnis setzte. Nach dem Einzug der Franzosen freigelassen, brachte er sofort bei Napoleon die gehässigsten

da, als nicht dahin gehörig, an die Stadtgerichte, und von diesen an das Militär abgeliefert. So kommt er denn auf der Hauptwache zu sitzen, wo er sich beim Einrücken der Feinde leicht als Märtyrer für die französische Nation und als wohlunterrichteter Zeuge von allem Vorgefallenen geltend machen konnte. Da auf der Hauptwache mitten auf dem Markte sitzend, hatte er freilich jede laute Bewegung und Äußerung der Tag und Nacht versammelten Menge vernehmen und nach seiner Art deuten können. Manche Äußerung mag auch unvorsichtig genug gewesen sein; die jungen Studierenden wurden von übertriebenem Eifer aufgefordert, sich der Verteidigung der von aller militärischen Besatzung lange gänzlich entblößten Stadt, tätig anzunehmen und konnten nur durch die Klugheit und Mäßigung des damaligen Prorektors, von dem sie die Waffen, die ihnen bei Aufhebung der akademischen Orden abgenommen worden waren, wieder zurückverlangten, zur Ruhe und in ihre Schranken zurückgewiesen werden.

Nach all diesem konnte freilich wohl das übereilte Wort eines anderen Unvorsichtigen: daß man wohl, bei geringer Besatzung der Stadt, für die Bürger, aber nicht für die studierende Jugend stehen könne, einen so ganz schlimmen Eindruck auf den Sieger machen, um den Entschluß zu erzeugen, lieber die ganze Universität auseinander gehen zu lassen, als einen unruhigen Haufen in einer Grenzstadt im Rücken zu behalten.

Dazu kommt auch wohl, daß die Feinde keinen bestimmten Begriff von der Beschaffenheit einer deutschen Universität hatten, die von so verschiedenen Nationen aus Süden

Denunziationen namentlich gegen die Universität vor, die Napoleon zu deren Aufhebung bewogen (s. Arm. Stein, Die Stadt Halle a. d. Saale. Halle a. d. S. 1901, S. 443 f., 449; C. H. Freih. v. Hagen, Die Stadt Halle usw. Halle 1867, 1. Bd., S. 87).

und Norden besucht wird, und deren einmal auseinander geschickte Studierende nicht so leicht wieder in ruhigeren Zeiten zu versammeln waren, als z. B. die Zöglinge eines Collège de France, die alle Jahre während viermonatlicher Sommerferien nach ihrer Heimat in die verschiedenen Provinzen zu gehen pflegen. Daß die Professoren selbst von der Bezahlung der einzelnen Studierenden für die ihnen gehaltenen Vorlesungen großenteils leben, wurde wahrscheinlich ebensowenig erwogen, als daß der größte Teil der Bürger selbst von den Professoren und Studierenden lebte.

Auch das bewilligte Reisegeld von einhundert Louisdor für die nach Hause geschickten, neunhundert Studenten beweist schon, wie wenig man ihre Zahl und respektive Entfernung von hundert und mehreren Meilen kannte oder glaubte.

Die Professoren, deren Besoldungen auf öffentliche Staatskassen, welche eingezogen wurden, angewiesen waren, blieben aber auch über ein Jahr ohne ihr fixes Gehalt, und mehrere, die das nicht ertragen konnten oder mochten, verließen Halle, wodurch die Universität einige der ersten Lehrer einbüßte.

Die neue, königliche Regierung trat freilich nach einem unglücklichen Zwischenraume von mehr als einem Jahre ins Mittel, und bei der ersten Zusammenberufung der Repräsentanten der Stände gelang es dem Eifer und der Klugheit der gelehrten Deputierten Niemeyer,[1]) Reil und

1) August Hermann Niemeyer (1754—1828), namhafter Theolog, Pädagog und geistlicher Liederdichter, der 1807 infolge der französischen Invasion mit anderen angesehenen Männern seiner Vaterstadt Halle als Geißel nach Frankreich gebracht, 1808 aber zum Kanzler und Rector perpetuus der Universität Halle ernannt wurde (s. Goedeke, 2. A., 7. Bd., S. 262 ff.).

Voigtel[1]) einige Entschädigung für den erlittenen Verlust und eine vorläufige Einrichtung zur provisorischen Auszahlung der Gehälter für die in Halle gebliebenen Professoren zu bewirken. Aber die Fonds waren einmal eingezogen, und diese in den jetzigen Zeiten wieder sicher zu stellen, wo der Staat die Domänen, auf welche die alten Fonds angewiesen waren, gänzlich verloren, auch noch ansehnliche Kriegssteuern zu bezahlen und die Armee zu vervollständigen hat, das kann nicht anders als sehr schwierig werden.

Wie die neue Regierung sich darin für die verschiedenen Provinzen des Landes von Anfang an sorgfältig bewiesen hat, daß sie die bewährtesten Männer unter den Präsidenten und Direktoren der verschiedenen, ehemaligen Kammern und Regierungen zu Staatsräten ernannte und von ihnen die Vorschläge zur Besetzung der Zivilstellen in den Provinzen, denen sie sonst selbst vorgestanden hatten, verlangte und annahm; so hat sie auch in der Ernennung des berühmten Johannes von Müller[2]) zum Direktor der Studienanstalten im gesamten Königreiche den guten Willen und Ernst bewiesen, für die Wiederherstellung der Universitäten tätig werden zu wollen; und diesen Ernst auch be-

1) Traugott Gerhard Voigtel (1765—1843), deutscher Historiker, preuß. Geh. Hofrat, Oberbibliothekar und Senior der Universität Halle (Ottinger, Moniteur).

2) Johannes von Müller (1752—1809), berühmter Historiker, der am 21. Januar 1808 von König Jérôme das Amt eines Generaldirektors des öffentlichen Unterrichtswesens erhielt. Müller stand gänzlich im Banne Napoleons, dessen „Genie und unbefangene Güte" ihn gefangen nahmen; seine Napoleonschwärmerei ist indessen mehr auf einem übel verstandenen Idealismus und einer unpraktischen Lebensauffassung eines Gelehrten gegründet, denn auf einer schlechten Charakteranlage und selbstsüchtigen Liebedienerei, wie ihm dies manche vorwarfen. Als er sah, wie übel sein Idealismus angebracht war, unterlag er auch dieser Erkenntnis.

sonders für Halle in der Ernennung des in Deutschland und Frankreich hochgeschätzten Pädagogen Niemeyer zum Kanzler der Universität bewiesen.

Wäre aber nur der brave, gelehrte Müller auch ein so guter Geschäftsmann und Direktor, als er ein liebenswürdiger, kindlicher Mann und ein vortrefflicher Geschichtschreiber ist! Er hat aber den durchgreifend starken Charakter, der allein das erkannte notwendige Gute auch mit der dauernden Kraft des Willens und der vollen Tätigkeit des Mannes schaffen und vollenden kann, ebensowenig, als das Kluge-um-sich-Wissen (Sçavoir faire) und die sicher leitende Menschenkenntnis, ohne welche nirgend, am wenigsten aber mit den klugen, gewandten, vordringenden Nachbarn durchzukommen ist.

Mit Hintansetzung seiner wichtigen, historischen Arbeiten, deren Vollendung von seiner eigenen Hand so sehr zu wünschen wäre, arbeitet er Tag und Nacht an Entwürfen und Plänen zur Aufnahme und besseren Einrichtung aller viel zu zahlreichen Universitäten des Königreichs, die viel zu gründlich und ausführlich sind, als daß man Zeit haben sollte, sie zu lesen und zu beherzigen; und indem er die Universitäten alle erhalten und heben will, gehen sie alle zugrunde.

Zwei Universitäten wie Halle und Göttingen sind gewiß für dieses Königreich hinlänglich; gerade diese beiden sind aber jetzt ohne Fonds, weil das ihnen ehemals bestellte Einkommen auf eingezogene Domänen oder auf Staatskassen angewiesen war, die jetzt eine andere Bestimmung erhalten haben. Sie können also nur durch die Aufopferung der drei kleineren, sicherer fundierten Universitäten leicht erhalten werden. Hierzu gehört aber Mut und Entschluß, den der gutherzige Müller nicht hat und immer weniger haben wird, da ihn die verfehlte Existenz unglück-

lich machen, und er den Nachteil, der ihm und der literarischen Welt, für die er so gern lebte, aus der Störung in seinen gelehrten Arbeiten entsteht, immer tiefer und bitterer fühlen muß, je mehr auch seine Gesundheit unter jenen vergeblichen Anstrengungen und in einer ihm gar nicht anpassenden Lebensweise leidet[1]).

Nach allem, was bereits wieder für die Universität geschehen ist — und es ist unverkennbar in diesem Jahre, in welchem die Universität dem Staate gegen dreißigtausend Taler kostet, viel geschehen — hat sich die Zahl der Studierenden, die sonst über tausend war, doch nicht viel über zweihundert erheben können, und mancher Professor, der sonst mehr als tausend Taler für seine Vorlesungen einnahm, hat jetzt kaum hundert einzunehmen; mancher auch gar nichts.

Einige vakante Stellen sind indessen noch zu besetzen, und wahrscheinlich verschiebt man diese Besetzungen bis zur Organisation des Ganzen und der Finalentscheidung über die kleineren Universitäten. Es wäre sehr zu wünschen, daß damit nicht lange gezögert würde.

Zu einigen neuen, medizinischen Anstalten, hat der ebenso unermüdet tätige, als geistreiche und gelehrte Arzt Reil mehrere, wichtige Vorschläge getan, die aber bis jetzt unbeherzigt geblieben sind.

Die großen Frankeschen[2]) Stiftungen, das Waisenhaus

1) Der liebe, edle Mann ist bald darauf, nachdem dieses geschrieben war, wirklich der Last, die er nicht zu tragen vermochte, unterlegen; sein treuherziges Testament bezeugt auch deutlich genug, wie tief er das Üble seiner Lage empfunden hat. Seine Asche ruhe sanfter, als er die letzte Zeit seines Lebens auf dem Polster des Hofs und der großen Welt, für die er nicht war, ruhen konnte (Not. d. Verf.).
2) Aug. Herm. Francke (1663—1727), protestantischer Theolog und Philolog in Halle. Gründer des Waisenhauses daselbst (s. Dictionnaire biogr. Paris 1834, 2. Bd., S. 440).

und Pädagogium, hatten auch durch den Krieg und die starken Kontributionen von den Gütern sehr gelitten. Die besten Aussichten schienen für sie mit der ehemaligen Regierung zu verschwinden; aber die neue Regierung hat sich ganz besonders liberal gegen sie bewiesen. In ihrer inneren Verfassung ist nichts geändert, und die pekuniären Bedürfnisse sind, soweit es nötig war, durch den Tresor völlig gedeckt. Fast keine der vielen Bitten und Vorstellungen, welche der, für seine Anstalten unermüdet tätige Kanzler Niemeyer deshalb erlassen hat, ist unerfüllt geblieben.

Durch die zustande gekommene Vereinigung der Stadtgymnasien mit der Lateinischen Schule des Waisenhauses hat das Ganze unstreitig gewonnen, und die kombinierte Schule hat mehrere sehr geschickte, stehende Lehrer dadurch erhalten.

Das Pädagogium hat etwas an ausländischen Zöglingen verloren, aber sich doch über alles Erwarten in diesem Sturm der Zeiten erhalten.

Seitdem obiges geschrieben wurde, hat der Oberbergrat Reil aus eigenen Kräften und Mitteln eine Badeanstalt errichtet und dergestalt in Gang gebracht, daß in dem eben abgelaufenen Sommer bereits über hundert Familien aus dem Königreiche und dem Auslande, als Badegäste das Bad mit sehr gutem Erfolg besucht und gebraucht haben. Das ihm dazu bewilligte Lokal des alten Salzhofes ist mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu verschiedenen Arten von Bädern eingerichtet, und ein Tanz- und Gesellschaftssaal in Zeit von acht Wochen ganz neu erbaut worden. Es haben darin in der letzten Badezeit bereits wöchentliche, große Gesellschaften und Bälle stattgehabt. Der Saal steht auf dem ehemaligen Holzplatze, den der Oberbergrat Reil nebst dem angrenzenden Fürstengarten

in Erbpacht genommen und zur Promenade für die Badegäste bestimmt hat. Dieser Platz liegt unmittelbar vor der Stadt, ist von der Saale umgeben, hat eine freundliche Aussicht auf die nahen Umgebungen und soll nach einem Plan des trefflichen, herzoglichen Hofgärtners Schoch[1]) in Wörlitz,[2]) der auch die Anlage auf Reil's Berg[3]) so schön angegeben hat, in eine mit breiten Alleen durchwebte, englische Pflanzung umgeschaffen werden. Es vereinigt sich hier so mancherlei, was dem Ganzen mit der Zeit einen gefälligen, angenehmen Charakter geben muß.

Zum Schauspielhause ist bereits ein altes, der Stadt gehöriges, großes Gebäude bewilligt, welches nach dem Urteile der Sachverständigen, wenn es ausgebaut sein wird, sowohl in Ansehung der Größe als der Zweckmäßigkeit, mit den besten Theatern muß wetteifern können.

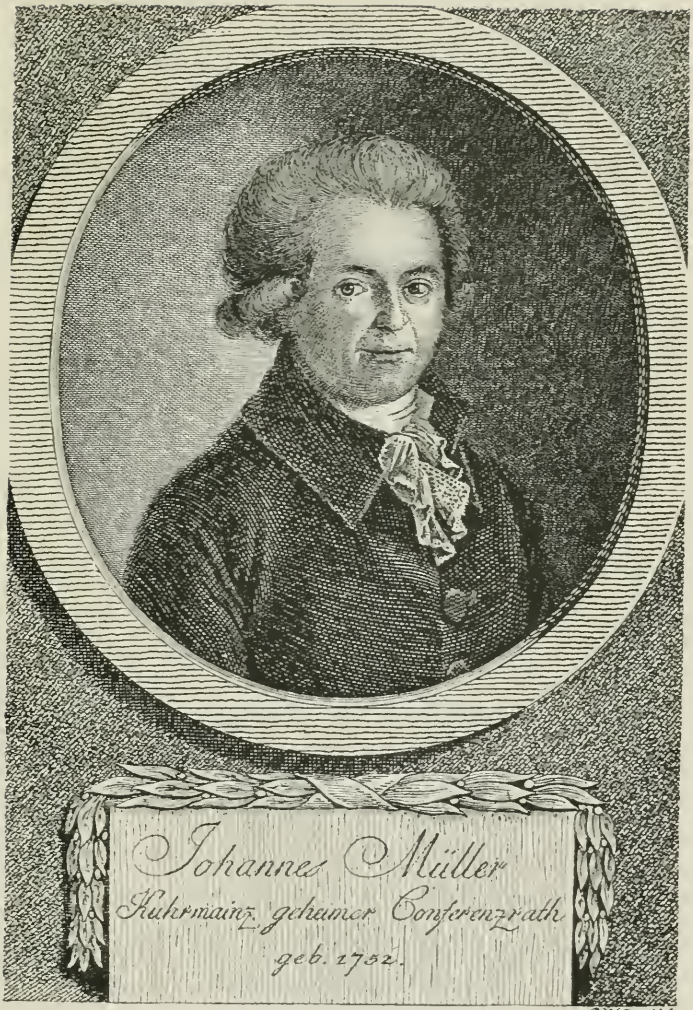
Schon im abgewichenen Sommer ist durch die Badeanstalt eine Summe von zwanzig- bis dreißigtausend Talern in der Stadt in Umlauf gekommen. Die verödeten Privatwohnungen und Gasthöfe waren mit Fremden angefüllt, der Wert der Grundstücke in der Nähe des Bades ist gestiegen, und diese Erwerbsquelle wird zuverlässig in dem Maße immer ergiebiger werden, als die Anstalt sich mehr entwickeln und ihrer Vollendung sich annähern wird.

Das unübertreffliche Solbad, mehrere in und um Halle befindliche, reichhaltige Eisenquellen, die Nähe des Flusses und noch mehr das, was die Kunst zur zweckmäßigen Einrichtung der Bäder zu leisten imstande ist, werden diese

1) Gottlieb Schoch (nicht Schock, wie R. schreibt), herzogl. fürstl. Garteninspektor, gest. am 11. Juli 1826 zu Wörlitz, im Alter von 68 Jahren 4 Monaten 3 Tagen (laut Kirchenbüchern von Wörlitz).

2) Berühmt durch seinen 1796—1802 angelegten Park.

3) Siehe darüber C. H. Freih. v. Hagen, Die Stadt Halle usw. 1867, 1. Bd., S. 229 f.


Johannes Müller
Kuhrmainz. gehaimer Conferenzrath
geb. 1752.
C.W. Bock fc.

Unternehmung nicht allein nicht sinken lassen, sondern auch die anderen Bäder nötigen, auf ihre eigene Reform bedacht zu sein. In dieser Hinsicht will ich, außer anderen hier getroffenen Einrichtungen, zum Elektrisieren, Galvanisieren usw. nur auf die Anwendung des Dampfkessels zu Qualmbädern aufmerksam machen, der mit einem beweglichen Rohre versehen ist, als ein weit kräftigeres Medium den Dampf, wie die Dusche das Wasser, administriert und schon in diesem Sommer treffliche Wirkungen gegen allerhand veraltete Übel geleistet hat.

Fünfter Brief

Leipzig, den 12. November 1808.

Wenn man den Weg zwischen Halle und Leipzig durch so ganz ebenes uninteressantes, wiewohl fruchtbares Land fährt, sollte man nicht glauben, daß sich so nahe hinter Halle eine so lieblich romantische Natur erhebt. Die schöne Chaussee, die von Magdeburg bis nach Großkugel, der Hälfte des Weges von Halle her, läuft, läßt einen die erste Hälfte schnell und lustig zurücklegen. Desto schlimmer hat man es aber hernach, sobald man den sächsischen Boden betritt; die geringste nasse Witterung macht den lehmigen, unebnen Weg sehr beschwerlich, bei Nacht sogar gefährlich. Es ist zu hoffen, daß Sachsen dieses auffallende Disparat nicht lange mehr dulden wird, um so mehr, da auf dieser Straße die größte Frachtzufuhr nach Leipzig geht.

Die Gegend wird gerade im Sächsischen, wo der schlimme Weg anhebt, wieder interessanter. Die letzten zwei Meilen von Schkeuditz bis Leipzig hat man immer die schöne Niederung, die Aue, die sich von Merseburg erstreckt, mit schönem Gehölz und von der Pleiße durchströmt, neben sich; und dieser schöne Rand ist mit vielen, nah aneinander hangenden Dörfern reich bebaut.

Hier in Leipzig habe ich mit der Breitkopf-Härtelschen[1]) Musikhandlung die letzte Verabredung für meinen Goethe genommen, der bald erscheinen wird.[2])

Könnt' ich je in die Versuchung kommen, zu einem mei-

1) Berühmter Musikverlag von Christof Gottlob Breitkopf (1750—1800), seit 1796 mit Gottfried Christof Härtel (1763—1827) verbunden (s. R. Schmidt, Deutsche Buchhändler, l. c., I., 89ff.).

2) Die vollständige Sammlung meiner Kompositionen zu den einzelnen Goetheschen Gedichten ist in obengenannter Handlung seit Ostern d. J. in drei Heften unter dem Titel erschienen: „Göthe's

ner Werke selbst einen Kommentar zu schreiben, so müßt' es zu den größeren Kompositionen der eigensten Goetheschen Gedichte sein, in denen die ganz eigene, tiefe Natur des Dichters mehr lebt, als in irgendeiner anderen seiner Dichtungen, und die für so viele Menschen auch eines Kommentars bedürften, um sie auf die tiefe, innere Wahrheit und Deutung und ihre echte Schönheit aufmerksam zu machen.

Keiner aber als derjenige, der diesen einzigen Dichter ganz versteht und sentiert, und der zugleich auch die Tonkunst mit Sinn und Gefühl übt, wird Kompositionen, die sich ganz nah an die Dichtung anschließen und nichts mehr wollen, als jene mit dem Zauber des rhythmischen Gesanges und der musikalischen Deklamation, verstärkt durch die Kraft der bedeutenden Harmonie zum höchsten Leben zu beseelen, je ganz sentieren und in dem Sinne genießen, in welchem sie gedichtet und gesungen wurden.

Die einfachen Lieder im echtesten Volkssinn und Ton konnten freilich leicht allgemein sentiert und beliebt werden.

Das überaus wohl und groß eingerichtete und so gut erhaltene und erweiterte Beygangsche Museum[1]) gewährte mir in Leipzig einige angenehme Lesestunden, in welchen ich so manches in der letzten Zeit Versäumte tagelang hätte nachholen mögen; und das große, gastfreie Fregesche[2])

Lieder, Oden, Balladen und Romanzen, mit Musik v. J. F. R." usw. (Not. d. Verf.) — Siehe darüber R. Eitner, l. c., 8. Bd., S. 167. Über das Verhältnis Reichardts zu Goethe siehe die reiche Literaturzusammenstellung in Goedeke, 3. A., 4. Bd., 2. Abt., S. 598 f.).

1) Das von dem Buchhändler Joh. Gottlob Beygang 1795 gegründete Leseinstitut führte diesen Namen (s. A. Große, Gesch. d. Stadt Leipzig. Lpg. 1892, II., S. 427).

2) Christian Gottlob Frege (1747—1816), berühmter Leipziger Bankier, der bei den Friedensunterhandlungen Sachsens mit Napoleon eine wichtige Rolle spielte und große Wohltätigkeitsanstalten in Leipzig gründete.

Haus einen frohen, geselligen Abend im zahlreichen Kreise der schönsten Leipziger Welt und vieler interessanten Fremden. Nur wenigen großen Häusern gelingt es so gut, zahlreiche gemischte Gesellschaften aus allen Ständen und Nationen zur Befriedigung und Unterhaltung aller zu veranstalten.

Unsere edle, talentvolle Freundin, Madame Löhr[1]) und ihre achtungswerte Familie; die liebenswürdige Familie Tischbein[2]) und das brave Müllersche[3]) Künstlerpaar konnt' ich diesmal nur einige Augenblicke sehen. Das bereits

1) Juliane Wilhelmine Löhr wurde am 4. Juli 1768 als die jüngere Tochter von Joh. Friedr. Banse geboren und starb daselbst am 8. Aug. 1837. Verheiratet war sie an einen der edelsten Menschen, an den geistreichen, von allen hochgeachteten Bankier Löhr in Leipzig. Es vereinigte dieselbe mit den schönen Eigenschaften ihres Herzens ausgezeichnete Anlagen zu den schönen Künsten, namentlich zur Musik und Zeichenkunst. Sie war nicht nur eine vortreffliche Fortepianospielerin, sondern auch eine geistreiche Zeichnerin. Ihre zahlreichen hinterlassenen landschaftlichen Zeichnungen in Tusche und Sepia, zum Teil im allergrößten Formate, gehören zu den gelungensten, die je ein Liebhaber gemacht hat. In ihrer Jugend radierte sie zehn Blätter zu ihrem Vergnügen und zu Geschenken für ihre Freunde und es ist zu beklagen, daß sie nach ihrer Verheiratung nicht Muße und Zeit hatte, die so schön begonnene Folge fortzusetzen (s. Keil, Katalog des Kupferstichwerkes von Johann Friedrich Banse).
2) Joh. Friedr. Aug. Tischbein (1750—1812), Maler, seit 1800 Professor und Direktor der Leipziger Akademie.
3) Es handelt sich um August Eberhard Müller (1767—1817), Kantor an der Thomasschule und Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig, wohin ihn Reichardt empfohlen hatte (seit 1800). Er war früher in Magdeburg, wo er eine geborene Rabert, eine tüchtige Pianistin, im Jahre 1789 heiratete. Beide spielten im Leipziger Musikleben eine große Rolle. Im Jahre 1809 ging er als großherzl. Kapellmeister nach Weimar, wo er starb. Seine Witwe zog nach Leipzig und ließ sich dort noch mehrfach hören (s. Reißmann, l. c.; Allg. deutsch. Biogr. 22. Bd., S. 515 ff.; R. Eitner, l. c. 7. Bd., S. 102 ff.).

angegangene, wohleingerichtete Schichtsche[1]) Winterkonzert bekam ich nicht zu hören, da der Bußtag, auf den ich nicht gerechnet, mir die Absicht, gerade zu dem Konzertabend dort zu sein, vereitelte.

So konnt' ich auch die schöne Pflanzung rund um die Stadt, durch welche sich der würdige Bürgermeister Müller[2]) so verdient um seine Mitbürger machte, diesmal nur in der Fahrt um einen großen Teil der Stadt genießen; sie war auch im Herbstgewande schön.

Einen erfreulichen, langen Morgen hab' ich in der neuerrichteten Bürgerschule zugebracht. Sie ist gewiß eine der größten und rühmlichsten Anstalten, welche der Patriotismus und Bürgersinn in Deutschland hervorgebracht hat. Es gehörte zu solchem Unternehmen ein so patriotischer und grandioser Sinn, wie er in dem damaligen Oberbürgermeister, dem Geheimen Kriegsrat Müller, lebte, und daß sich dieser gerade in dem Manne zeigte, der an der rechten Stelle stand, um ihn auch tätig werden zu lassen, und dem dann auch die Mittel zu Gebote standen, die nur die Kämmerei einer so wohlhabenden Stadt, wie Leipzig, gewähren konnte.

Indessen wäre jetzt doch sehr zu wünschen, daß der vortreffliche Müller seinen hohen Sinn und seine Freude am Glänzenden etwas gezügelt und auch den möglichen Fall

1) Joh. Gottfr. Schicht (1753—1812), Musiker, besonders kirchliche Kompositionen, seit 1785 Musikdirektor in Leipzig (s. R. Eitner, l. c. 9. Bd., S. 16ff.)

2) Karl Wilhelm Müller, langjähriger Bürgermeister von Leipzig (1728—1801), der sich besonders um die Verschönerung der Stadt Leipzig verdient machte; er schuf an Stelle der Festungswerke schöne Promenaden, wo sich heute auch sein Denkmal erhebt, erbaute das Gewandhaus usw. Auch als Dichter hat er sich bekannt gemacht (s. O. Kaemmel, Gesch. des Leipziger Schulwesens usw. Leipzig u. Berlin 1909, S. 472f.; Goedeke, 2. A., 4. Bd., S. 61).

bedacht hätte, daß Zeitumstände die gänzliche Vollendung eines so groß begonnenen Werks leicht verhindern könnten. Der Fall ist leider nur zu bald eingetreten, und der Fortgang dieses großen Baues seit dem unglücklichen Oktober von 1806 mit allen anderen großen und wohltätigen Unternehmungen in Deutschland in Stocken geraten und liegt nun ganz danieder. Von dem Fünfeck einer Bastion der alten Festungswerke Leipzigs, auf welcher man das Gebäude errichtet, sind erst drei Seiten äußerlich ausgebaut, und selbst die innere Einrichtung der Mitte, der Prachtteil des Gebäudes, welcher einen großen, schönen Säulensaal zu öffentlichen Feierlichkeiten, für eine künftig anzulegende Bibliothek und Naturaliensammlung bestimmte Zimmer enthält, ist unvollendet geblieben.

In Absicht der Lage, auf einer freien Anhöhe, ganz nahe bei der Stadt, im sogenannten Zwinger, mit der freien Aussicht auf die schöne Promenade außerhalb der Stadt, war dieser Punkt gewiß sehr wohl gewählt. Das ganze Gebäude liegt rundum frei, hat also Licht von allen Seiten und gewinnt dadurch eine große Heiterkeit. Es liegt auch so nahe bei der Stadt, daß man aus einer der Hauptstraßen derselben, der Grimmaischen Straße, sobald man durch das innerste Tor gegangen, sogleich auf den nach der Höhe führenden, also stets trockenen Weg kommt, der nach dem nahen Schulgebäude führt, welches sehr angenehm und groß ins Auge fällt und durch sein Äußeres, wie durch seine innere, bequeme Einrichtung, durch häufige Degagements und überall hell erleuchtete Treppen, von einem sehr verständigen und geschmackvollen Baumeister zeugt.

Eine nähere Untersuchung des Grundes jener Bastion scheint aber nicht eher stattgefunden zu haben, als bis schon der Entschluß gefaßt war, das Gebäude gerade da, wo es auch am meisten ins Auge fällt, aufzubauen. Denn es hat

sich hinterdrein ergeben, daß der von Natur sandige und unten nasse Grund zu einem solchen schweren Gebäude nicht geeignet war; und man hat, um die einmal gefaßte Idee durchzusetzen, so viel an die Erzeugung eines tüchtigen Grundes wenden müssen, als man zur Errichtung eines sehr großen Teils des Gebäudes schon hinlänglich glaubte. Die Erschaffung des Grundes allein soll über hunderttausend Taler gekostet haben. Das Gebäude, so weit es nun dasteht, kostet schon über dreihunderttausend Taler und es wird vielleicht noch ebensoviel dazu erfordert, um es nach dem ersten Plan und der bisherigen Ausführung zu vollenden.

Dies sind wahrscheinlich Umstände, die dem sehr braven Baumeister, Herrn Dauthe[1]), nicht zur Last fallen. Denn man weiß wohl, wie das ist, wenn ein hochsinniger, fürs Große und Gute enthusiastischer Mann, wie der vortreffliche Müller gewiß war, eine solche Idee einmal gefaßt hat. Da wächst der Mut und die Kraft des Willens mit den Schwierigkeiten; nichts ist dann zu groß, zu teuer, wenn das schöne Ideal nur erreicht wird. Bei dem Reichtum einer solchen Stadt und Kämmerei wäre das auch am Ende nicht zu tadeln gewesen, wenn die unglückliche Zeit des Krieges nicht so bald dazwischen gekommen wäre. Der kältere Unternehmer würde diese freilich als möglich und wahrscheinlich mit in Anschlag gebracht haben, und so stände nun wohl das Ganze für die Summen, die bereits der fertige Teil gekostet, vollendet da; wenn auch nicht so groß und prächtig, doch vollendet.

Ein anderer, nicht unwichtiger Umstand scheint bei der

1) Joh. Friedr. Karl Dauthe, Baumeister und Baudirektor zu Leipzig, geb. zu Großzschocher 1749, gest. 1816. Er war der Erbauer des berühmten Gewandhauses (s. A. Seubert, Allg. Künstlerlexik. 1882, 1. Bd., S. 348).

großen Anlage doch auch noch außer acht gelassen worden zu sein. Bei so großem Aufwande für das Äußere konnte schwerlich der Fonds zur Begründung und Feststellung des Innern der Anstalt reich und ergiebig genug bleiben, um eine so starke Anzahl von Lehrern, die ein so weitläufiges Institut notwendig erfordert, gehörig besolden und für alle Bedürfnisse sichern zu können. Und dies ist hier auch wirklich der Fall. Fünfundzwanzig Lehrer, unter denen drei weibliche sind, erhalten so geringe Gehalte, daß wohl allenfalls ein einzelner Mann mit Einschränkung an einem so teueren Orte, wie Leipzig, davon leben, aber nie dabei an ein Familienleben denken kann. Dreihundertfünfzig Taler, ohne alle Nebeneinkünfte, ist der höchste Gehalt der vier auf festen Gehalt gesetzten Lehrer; die übrigen Lehrer, Hilfslehrer genannt, werden monatlich nach der gegebenen Stundenzahl, und in Verhältnis zu anderen Lehranstalten ziemlich gut — für die Stunde mit 4 Ggr. 6 Pf. — salariert.

In Ansehung der Zeit ist besser für sie gesorgt; denn jeder der vier ordentlichen Lehrer ist zu einer wöchentlichen Lehrstundenzahl von zwanzig Stunden verpflichtet; es bleibt ihm also neben der häuslichen Beschäftigung für die Anstalt immer noch einige Zeit übrig, sich für und mit sich selbst beschäftigen zu können. Diese Beschäftigung wird aber, will er seine Pflicht ganz erfüllen, größtenteils in Vorbereitungen auf den zu gebenden Unterricht und weiteren Ausbildung der neuen Methode bestehen, und also auch dem Institute gewidmet sein, dem Lehrer daher zu Nebenverdiensten, deren ökonomische Berücksichtigung überall gefährlich ist, nicht weiter nützen können. Nur die Stelle des Direktors des Ganzen ist einer so wichtigen, großen Anstalt gemäß bedacht, und der Gehalt des gegenwärtigen Direktors zur Vergütung eines an ihn von auswärts er-

gangenen, sehr vorteilhaften Rufs bis auf 1300 Rtlr. erhöht worden.

Die Stelle ist mit dem sehr verdienten Herrn Gedike,[1]) der sich in Berlin, Breslau und Bautzen als einen trefflichen Schulmann bewährt hat, sehr zweckmäßig besetzt, und es ist auch erfreulich, daß seine kräftige Natur und körperliche Festigkeit, die eine solche Direktion gewiß erfordert, und ohne welche auch bei dem besten Willen so manches unerfüllt bleiben muß, hoffen läßt, ihn lange an der Spitze dieser wichtigen Anstalt zu sehen.

Die Zahl der weiblichen und männlichen Schüler aus allen Ständen der Stadt, die diese Schule besuchen, beläuft sich bereits auf siebenhundert. Mit freudigem Gefühl sieht man diese gute, zum Teil auch sehr wohl und zierlich gekleidete Jugend in den großen, hellen Zimmern und Sälen vereinigt, und daß diese wohltätige Anstalt auch so mit Eifer und Lust benutzt wird. Die Kinder selbst finden so große Lust an der Geräumigkeit und Heiterkeit des Hauses, welches durchaus mit hellen, angenehmen Farben ausgemalt und durch prächtige, große Glasscheiben in hohen Fenstern erhellt wird, daß sie sich gewöhnlich zu früh versammeln und lange vor den Lehrstunden auf den hellen Gängen und breiten Treppen, unter der Aufsicht einiger Lehrer, beisammen sind.

Der Unterricht selbst scheint sehr zweckmäßig erteilt zu werden. Am ersten fällt als Eigenheit dieser Schule der Elementarunterricht zur Sprache auf, um die Sprachwerkzeuge und das Ohr mit Bewußtsein zu bilden. Es ist wirklich zu bewundern, mit welcher Schärfe und Bestimmtheit

1) Ludwig Friedr. Gottlob Ernst Gedike (1761—1838), berühmter Schulmann, 1782 Lehrer in Berlin, 1783 in Breslau, später in Bautzen und seit 1803 Direktor der ersten in Sachsen gegründeten Realschule, der Bürgerschule in Leipzig.

die kleinsten Kinder die verschiedenen Hauche und Laute der mancherlei Sprachwerkzeuge angeben und so notwendig zu einer deutlichen und nachdruckvollen Sprache gelangen müssen.

Wollte man nun aber auch annehmen, was doch schwerlich zuzugeben sein möchte, die Kinder könnten auch ohne diese künstlichen, manchem sehr auffallenden, vielleicht gar lächerlich scheinenden Mittel, zu derselben Sprachfertigkeit und Deutlichkeit gelangen, so bringen doch jene zweckmäßigen, überaus bestimmt angegebenen und ausgeführten Übungen den Kindern den großen Gewinn, daß ihre Aufmerksamkeit dadurch in hohem Grade geübt und geschärft wird und sie nun mit vollem Bewußtsein tun, was sie auf dem gewöhnlichen Wege der praktischen Übung nur mechanisch tun würden. In jenem Bewußtsein, in jener Selbsttätigkeit des Geistes liegt ja aber der Hauptcharakter der ganzen Pestalozzischen Methode, deren hoher Wert von den größten Köpfen unserer Nation, ja von den denkenden Männern aus allen Klassen so allgemein anerkannt wird. Da der geistreiche, in Beobachtung und Anwendung unermüdete Pestalozzi jene Verfahrungsweise für seine Schüler auch angenommen, so spricht das allein schon für ihre Würdigkeit und Zweckmäßigkeit.

Und gewiß, sie war ein Bedürfnis der Zeit. Sonst hatte man nur die Erfahrung gemacht, daß Fürstenkinder, denen von ihrer zahlreichen sklavischen Bedienung alles auf einen Wink, auf den geringsten Laut des Begehrens, gereicht und getan wird, selten zu einer deutlichen Aussprache gelangen, daher auch Fürsten und Fürstinnen selten eine recht reine, deutliche Aussprache haben. In den neuesten Zeiten der Verweichlichung und luxuriösen Bedienung der Kinder fast aller Stände sah man aber die reine, deutliche Aussprache überall immer mehr und mehr fehlen, und so

auch das Mechanische, den Geist Einschläfernde und Abstumpfende im Unterricht immer allgemeiner werden.

Der Lehrer, Herr Saalbach,[1]) welcher hier den Kindern diesen ersten Elementarunterricht erteilt, verfährt dabei auch mit dem rühmlichsten Ernst und Eifer, sieht sich aber auch für seine Mühe durch eine bewundernswürdige Ausübung sehr belohnt.

Herr Krug,[2]) einer der würdigsten Lehrer dieser trefflichen Anstalt, der sich durch Charakter ebenso rühmlich auszeichnet als durch Geist und Einsicht, baut nun auf diesem ersten, durch ihn geleiteten Elementarunterricht weiter und lehrt den Kindern die Deklamation mit Einsicht und Gefühl. Es ist zu bewundern, wie richtig nicht nur einzelne Schüler, sondern auch ganze Klassen zusammen Gedichte deklamieren und Erzählungen richtig und bedeutend hersagen, so daß sie in einem bestimmten Tone zu deklamieren scheinen, ohne daß es doch zum Gesange wird. Man wird dadurch an die zwischen Rede und Gesang fallende, bestimmte Deklamation der Alten erinnert.

Herr Lindner,[3]) der sich auch durch einige Schriften bekannt gemacht hat, die von edlem, schönem Eifer fürs Gute zeugen, übt die Schüler dann sofort im Gesange und gibt sich für die Intonation und fürs Treffen schwerer Fortschreitungen und für die Bildung ganzer Akkorde nach an-

1) J. G. Fr. Saalbach, Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig, gest. 1813 am Lazarettyphus (s. O. Kaemmel, Gesch. d. Leipziger Schulwesens, l. c., S. 537).

2) Joh. Ferdinand Adolph Krug, deutscher Schulmann, Schriftsteller auf dem Gebiete des Elementarunterrichtes, geb. 1771, gest. zu Dresden 4. April 1843 (s. Öttinger, Moniteur).

3) Friedrich Wilhelm Lindner (1779—1864), namhafter Pädagog, studierte zu Leipzig, ward 1804 Lehrer an der allgemeinen Bürgerschule, seit 1808 Professor an der Universität Leipzig (Öttinger, Moniteur).

gegebenem Grundtone viel Mühe. Wenn dabei auch die vollkommene Reinheit noch nicht erlangt wird, so muß man dabei nicht vergessen, wie sehr schwer es ist, sie mit einer so großen Anzahl Kinder zu erreichen, und wie es dazu noch ganz an einem echten, schriftlichen Elementarunterrichte fehlt, der Lehrer sich also die vielfachen Hilfsmittel großenteils selbst auffinden muß; und daß endlich in Italien in den ganz eigentlichen Singeschulen, zur Zeit der guten Schule, viele Jahre lang bloß mit dem ersten Elementarunterricht für die Reinheit und Würde des Tons und die Intonation zugebracht wurden.

Im Zeichnen wird hier durch Herrn Grünler[1]) auch gründlicher und zweckmäßiger Unterricht gegeben.

In der bekannten Pestalozzischen Rechnenmethode haben es die Kinder dieser Schule auch weit gebracht, und die Lehrer sind nicht untätig geblieben, manches zu ihrer Vervollkommnung selbst hinzuzutun.

1) Karl Heinrich Grünler, geb. 1761 in Trienzig bei Weida, Kupferstecher und Zeichenlehrer, Schüler der Leipziger Kunstakademie, seit 1795 als Kupferstecher selbständig in Leipzig, nachmals Lehrer an der Bürgerschule, seit 1814 auch an der Kunstakademie, gestorb. in Leipzig 1823 (begraben am 30. Oktob.). Er war bis zuletzt an der Bürgerschule tätig (gütige Mittlg. des Leipziger Stadtmuseums).

Sechster Brief

Dresden, den 15. Nov.

In anderthalb Tagen bin ich sehr bequem hergefahren. In langen Sommertagen kann man die dreizehn Meilen auch sehr gut in einem Tage machen und noch bei Zeiten in Dresden sein. Wetter und Weg waren mir überaus günstig, und ich spürte sehr wohl die Wirkung des milderen Klimas in dem rundbeschlossenen, schönen Sachsenlande. Fast der ganze Weg besteht aus sehr guter Chaussee, und das Auge erfreut sich überall des schönsten Anbaues in Feld- und Baumfrüchten.

In Meißen, dem schön gelegenen Meißen, genoß ich vom hohen Turme des Doms, der beim Schlosse auf dem höchsten Berge der Gegend liegt, die reiche, weite Aussicht in einer schönen, hellen Morgenstunde und fuhr dann den köstlichen Weg längs dem schönen Elbstrome, auf der gegenüberstehenden Seite so reich bewachsen und angebaut; aus waldumkränzten Anhöhen blicken anmutige Landhäuser hervor; die andere Seite wiederum mit zahllosen Weinbergen so reich eingefaßt.

Und welche herrliche Einfahrt in die liebliche Stadt! Gleich am Tore auf dem schönen Platze das sogenannte Japanische Palais, das aber nicht japanisch, sondern in einem sehr guten Stil gebaut ist, seinen sonderbaren Namen auch nur von dem seltenen Vorrat an japanischem Porzellan erhielt, das sonst darin aufbewahrt wurde. Jetzt ist es sehr zweckmäßig und wohltätig unten zur Aufstellung der herrlichen Antikensammlung, von der man viel Schönes und Lehrreiches in Goethes Propyläen lesen kann, und oben für die königliche, zu öffentlichem Gebrauch vortrefflich eingerichtete und angeordnete Bibliothek bestimmt. Welch ein seltener Genuß ist hier dem Freunde der Wissen-

schaft, Kunst und Natur bereitet! Indem man die inneren Schätze benutzt, hat man zugleich die herrlichste Aussicht in das schöne Land hinaus.

Durch die wohlgebaute Neustadt kommt man dann über den schön bebauten, weiten Marktplatz, von dem man den schönen, freien Blick auf die große breite Lindenallee hat, die in der Mitte der Hauptstraße bis an das Lausitzer Tor läuft und den Bewohnern der Neustadt eine schöne, schattige Promenade gewährt. Am Eingange der Promenade sieht man eine aus Kupfer getriebene, in Feuer vergoldete Statue König Augusts II. zu Pferde, durch den die Neustadt diese schöne, neue Gestalt bekam. Dann kommt man auf die herrliche, majestätische Brücke von Quadersteinen, welche diese mit der Altstadt verbindet. Ihre Länge und Breite mit den bequemen, geräumigen Seitenwegen und Nischensitzen und die schöne und reiche Aussicht zu beiden Seiten den herrlichen Strom entlang gewähren einen Spaziergang, der fast mit nichts zu vergleichen ist und der auch von Einheimischen und Fremden bei Tag und Abend fleißig benutzt wird. Schon das häufige Gewerbe herüber und hinüber belebt die Brücke ununterbrochen. Ist man über die lange Brücke hinüber, hat man rechts die katholische Hofkirche, die, wenn auch gleich kein Muster des guten Geschmacks, doch eine reiche Ansicht gewährt; links den Brühlschen Garten mit seiner anmutigen Terrasse; und so fährt man durch das Schloßtor in die schöne Stadt, deren Straßen und Gebäude nicht selten an italienische Städte erinnern.

Obgleich der Hof abwesend ist, so fährt die italienische Hofopera buffa doch fort, gleich dem deutschen Theater, in der Stadt zu spielen, und ich sah den ersten Abend die Oper Adelaide von Mayr,[1]) eine ziemlich schwache, charakter-

1) Simon Mayr (1763—1845), Komponist, geb. zu Ingolstadt, wo er studierte. Er wandte sich bereits 1786 nach Venedig und blieb

lose Musik, wiewohl sie, wie alle Opern dieses in Italien beliebten Komponisten, einige sehr angenehme Sätze, auch wohl effektuierende Szenen hat. Die Ausführung war weniger gut, als ich sie sonst auf diesem Theater gekannt habe. Madame Caravoglia,[1]) die unlängst von Prag hergekommen und sehr gelobt wird, ist unpäßlich; Madame Angiolini[2]) sang die erste Rolle. Der berühmte Tenorist Benelli[3]) schien den Abend auch nicht recht bei Stimme zu sein; doch hörte man an seiner großen Gewandtheit und Fertigkeit und seinem reichen Vortrage, daß er zu den ersten Sängern gehört; seine schöne Gestalt und Repräsentation kommt ihm sehr zustatten, und seine Aktion war auch lebhaft und ausdrucksvoll nach italienischer Weise. Alle übrigen, deren Namen ich noch nicht gemerkt, und die auch weder auf dem Anschlagzettel noch im Textbuche benannt, waren auch Italiener, bis auf einen mit Namen Mickisch,[4])

Zeit seines Lebens in Italien, wo er fast für alle namhaften Theater als Kapellmeister verschrieben wurde.

1) Luigia Caravoglia-Sandrini (1782—1869), 1802 bis Juni 1808 bei der Prager Oper (s. O. Teuber, Gesch. d. Prager Theaters usw. Prag 1885, 2. T., S. 348 f., 382, 422), sodann bei der Dresdener Oper, wo sie am 31. Dez. 1831 pensioniert wurde (s. R. Prölß, Gesch. d. Hoftheaters zu Dresden, Dresden 1878, S. 244f., 659). Sie hat sich auch in Wien hören lassen (s. Neue Annal. d. Litt., Wien 1807, II., Int. Bl., Sp. 91; Vaterländ. Blätter usw. Wien 1810, S. 461).

2) Maria Camilla Angiolini, Opernsängerin, geb. zu Dresden 18. Juni 1789, vermählt mit Alexand. Mickisch, Witwe seit 16. April 1814, gest. zu Dresden 15. Juni 1824 (s. Ottinger, Moniteur).

3) Antonio Peregrino Benelli, geschätzter Tenorist und Gesanglehrer, geb. 1771 zu Forli, kam, nachdem er in London gesungen, 1801 nach Dresden, wo er bis 1. Mai 1820 blieb und des Alters wegen das Theater verließ, sodann wirkte er in Berlin als Gesangprofessor (s. R. Prölß, Gesch. d. Hofth. zu Dresden, S. 659; Reißmann, l. c.).

4) 1783 erhielt Johannes Al. Mickisch, geb. 1765 zu Georgenthal in Böhmen, der seine musikalische Bildung in Dresden erworben

der ein Deutscher ist und eine angenehme Tenorstimme hat.

Die Chöre wurden ohne Nachdruck vorgetragen, und das Orchester zeigte heute nicht die Diskretion und das Ensemble, wodurch es sich einen so großen Namen gemacht hat. Ein Klarinettist und Waldhornist hatten indes in mehreren Solopartien Gelegenheit, eine sichere, angenehme Virtuosität zu zeigen. Unser alter, trefflicher Flötist Printz[1]) fand keine Veranlassung, mit seinem schönen Talent hervorzutreten.

Den folgenden Morgen eilt' ich mit meiner alten Begier und Liebe zur großen, musikalischen Messe, nach der Messe in die katholische Schloßkirche, ward aber auch da nicht auf die alte, erfreuliche Weise befriedigt. Ich hörte zwar die sehr schöne, volle Stimme des ersten Soprans, Sassarolli[2]) dünkt mich mit Namen, und auch andere gute, angenehme Stimmen; aber das schöne Ensemble, die Ruhe, die Fülle, die sonst diese Kirchenmusik zu einem der schönsten Genüsse machte, welche die Kunst gewährt, war heute nicht

hatte, wo er sich seit 1778 aufhielt, eine Anstellung bei der königl. Kapelle in Dresden. Seine Baritonstimme verwandelte sich allmählich in einen angenehmen Tenor, so daß er 1799 in die italienische Oper mit eintrat, bei welcher er bis 1820 verblieb, 1820 wurde er Chordirektor der italienischen und deutschen Oper, seit 1831 in Pension. Er starb 1845 zu Dresden (s. R. Prölß, Gesch. d. Hofth. z. Dresden, S. 234; s. Reißmann, l. c., 7. Bd., S. 147).

1) Johann Friedrich Printz (Prinz), (1775—1819), ausgezeichneter Flötist, seit ca. 1800 Mitglied der Dresdener Oper, noch 1817 Mitglied (s. R. Prölß, Gesch. d. Hofth. z. Dresden, l. c. S. 236, 377; s. R. Eitner, l. c. 8. Bd., S. 70 f.).

2) Filippo Sassaroli, berühmter Sopranist, engagiert 1802, verblieb bis zum 30. Sept. 1828 im Verbande der Oper zu Dresden (s. R. Prölß, Gesch. d. Hofth. z. Dresden, l. c. S. 242 f., 659). Carl Maria von Weber war von ihm begeistert. Auch Komponist (s. Eitner, l. c. 8. Bd., S. 435).

J. G. Naumann.

zu finden in Dresden bey C. G. Schultze, in der Seegasse No 46.

da. Der brave Konzertmeister Babbi,[1]) ein Muster in der Orchesterführung, führte nicht an und soll auch zu alt und schwächlich werden, indessen einen Sohn gebildet haben, der rühmlich in seine Fußstapfen tritt. Der Kapellmeister Schuster,[2]) von dem die Messe war und dirigiert wurde, ist durch Krankheit und Altersschwäche so entkräftet, daß er den Dienst nur mit der höchsten Anstrengung versieht. Er verdiente für seine langen, trefflichen Dienste wohl ein ruhiges, sorgenfreies Alter.

Das Orchester nahm sich in diesem schönen Lokal viel besser aus, als gestern im Theater, und es ist nicht zu verwundern, wenn Zuhörer, die an Gewohnheitsurteilen hängen und froh sind, wenn sie ein wohl etabliertes Urteil mit Sicherheit nachsprechen können, auch so noch großes Vergnügen an dieser Kirchenmusik finden, wiewohl sie doch nur ein schwacher Nachklang ihrer ehemaligen Vortrefflichkeit ist.

Was hat diese vortreffliche Kapelle aber auch nicht alles in wenigen Jahren verloren! Bloß an Komponisten und Kapellmeister: Naumann,[3]) einer der gefälligsten, liebenswürdigsten Komponisten, der das Ganze auch meister-

1) Cristofero Babbi, geb. 1748 zu Cesena, gest. 1814 in Dresden, ein Schüler Alberghis, war seit 1781 Konzertmeister; sonst führt R. Prölß, Gesch. d. Hofth. z. Dresden, l. c. S. 234, 246 noch Gregorio Babbi an, der 1805—1808 Kapellmeister war, der aber der Sohn des Violinisten Camillo Babbi gewesen sein soll.

2) Josef Schuster (1748—1812), kurfürstl. sächs. Kapellmeister, seit 1772 in Dresden Hofkomponist, später mehrmals in Italien, kehrte aber immer wieder nach Dresden zurück. Komponist von zahlreichen Opern und Operetten (s. Reißmann, Musik.-Conversations-Lexik. 9. Bd., S. 188 f.).

3) Joh. Gottlieb Naumann (1741—1801), berühmter Komponist und Kapellmeister, in Venedig, Dresden, Stockholm und Berlin tätig.

mäßig führte; Seidelmann,[1]) vollKraft und Eigenhei t Paër, voll Erfindung und Leben, auch ein trefflicher Anführer. — Im Orchester vermißte ich, nach meiner älteren Personalkenntnis, Besozzi,[2]) Hunt,[3]) Megelin,[4]) Triklir[5]) und so manche andere, deren Namen mir nicht gleich beifallen. Gewiß sind aber auch viele tüchtige, junge Künstler wieder dazugekommen, und es fehlt sicher nicht an hinlänglichen Mitteln, um unter einer kräftigen Führung wieder zu einem guten Ensemble zu gelangen. Da der König von Sachsen[6]) die Musik nicht nur liebt und selbst mit Eifer übt, sondern auch ein gründlicher Kenner der Kunst sein

1) Franz Seydelmann (Seidelmann), Sänger, Komponist und Kapellmeister (1748—1806), seit 1787 Kapellmeister in Dresden, wo er mit Naumann und Schuster abwechselnd die Kirchen- und Opernmusik leitete (s. R. Eitner, l. c. 9. Bd., S. 149 f.).

2) Es waren zwei Oboisten Besozzi, Franz (1766—1810), Sohn des berühmten Carlo Besozzi (geb. um 1738), seit 1800 engagiert (s. R. Prölß, l. c. S. 236), nach R. Eitner, l. c. 2. Bd., S. 19 schon seit 1792 engagiert. Reichardt erwähnt Carlo schon in seinen „Briefen eines aufmerksamen Reisenden, die Musik betreffend" (Fkft. u. Lpzg. 1774, 2. T., S. 111 ff.). R. meint oben wohl Carlo.

3) Karl Hunt, 1766 zu Dresden geboren, gest. daselbst 1831, Sohn des berühmten Franz H., berühmter Violinist, seit 1783 engagiert, wird übrigens noch 1817 im Personaletat der Kgl. Kapelle in Dresden angeführt (s. R. Prölß, Gesch. d. Hofth. l. c. S. 234, 376; s. Eitner, l. c. 5. Bd., S. 234; s. Reichardt, Briefe eines aufmerksamen Reisenden, l. c. 2. T., S. 115, wo aber Franz gemeint).

4) Heinrich Megelin (gest. 1806), seit ca. 1770 in der Königl. Kapelle in Dresden tätig (s. R. Prölß, l. c., S. 236; R. Eitner, l. c. 6. Bd., S. 418; Reichardt, Briefe eines aufmerksamen Reisenden, l. c. 2. T., S. 115).

5) Jean Tricklir (Triklir), berühmter Violoncellist (1745—1813), seit 1783 dem Verbande der Kapelle in Dresden angehörend (s. R. Prölß, l. c. S. 234, der ihn Trinklin schreibt; Eitner, l. c. 9. Bd., S. 452 f.). Vgl. dazu Anhang I.

6) Friedrich August III. (1750—1827).

soll, so sind wahrscheinlich auch nur die unglücklichen Zeitumstände schuld daran, daß die Kapelle ohne sichere und kräftige Führung blieb.

Unser Gesandter, der königlich westfälische Staatsrat von Dohm,[1]) in welchem ich das Glück habe, einen alten Freund zu verehren, überhäuft mich hier mit Güte. Außer der angenehmen Bewirtung in seinem Hause mit seiner lieben Familie und mit mehreren sehr interessanten Männern meiner Bekanntschaft, als der Präsident von Nostitz,[2]) jetziger königlicher Kabinettsminister, der auch ein eifriger und musikalischer Dichter ist, die berühmten Literatoren, Hofrat Böttiger[3]) und Appellationsrat von Ramdohr[4]) u. a. m., verdank' ich ihm auch einige wichtige und interessante neue Bekanntschaften, unter denen ich besondersgerne und dankbar nenne, den Grafen von Vitzthum,[5]) jetzigen Directeur des Plaisirs, ein ebenso unterrichteter und vorurteilfrei urteilender, als angenehmer und artiger Kava-

1) Christian Konrad Wilh. von Dohm (1751—1820), Staatsmann, polit. u. histor. Schriftsteller, eifriger Vertreter preußischer Politik, der aber 1806 nach dem Zusammenbruch Preußens sich in französische Dienste begab, später in westfälische und als westfälischer Gesandter bis 1809 in Dresden lebte (s. Allg. deutsch. Biogr.).

2) Gottlob Adolf Ernst von Nostitz (1765—1836), sächsischer Staatsmann, Konferenzminister usw., unter dem Pseudonym Arthur von Nordstern als Dichter bekannt (s. Goedeke, 2. A. 7. Bd., S. 278 ff.).

3) Karl August Böttiger (1760—1835), berühmter Archäolog, früher Gymnasialdirektor in Weimar, seit 1804 Hofrat und Studiendirektor in Dresden.

4) Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr (1752—1822), preuß. Diplomat und Dichter (s. Goedeke, 2. A., 5. Bd., S. 379).

5) Karl Alexander Nikolaus Graf Vitzthum von Eckstädt (1767—1834), Kammerherr und Major, seit 1803 Direkteur des Plaisirs und Chef der Königl. Kapelle, seit 2. Aug. 1815 Generaldirektor des Hoftheaters und der Kapelle bis 1820, wo er zurücktrat (s. R. Prölß, l. c. S. 245, 368, 397; Öttinger, Moniteur).

lier, Herrn Oberhofprediger Reinhard,[1]) der nicht bloß ein gelehrter und beredter Theologe, sondern auch ein angenehm lebhafter und geistreich gesprächiger Gesellschafter ist, und mit seiner sehr achtungswerten, verständigen Frau, einer geborenen Charpentier,[2]) die feine, wohlgewählte Gesellschaft in ihrem Hause auf das angenehmste zu unterhalten weiß, Herrn Appellationsrat Körner,[3]) selbst ein verständiger Kunstkenner und dessen feingebildete Gemahlin und deren Schwester Demoiselle Stock,[4]) eine ausgezeichnet talentvolle Zeichnerin und Malerin, von der ich eben drei sehr schöne und ähnliche Porträts der schönen, kurländischen Prinzessinnen sehen konnte, die sich durch Zartheit und Ausarbeitung sehr vorteilhaft auszeichneten; Herr Major von Rühle,[5]) Verfasser mehrerer geschätzter Werke und Be-

1) Franz Volkmar Reinhard (1753—1812), namhafter protestant. Theolog und Kanzelredner, 1792 als Oberhofprediger, Kirchenrat usw. nach Dresden berufen (s. Allg. deutsch. Biogr.).

2) Erneſtine von Charpentier, vermählt mit Franz V. Reinhard, Witwe seit 6. Sept. 1812, wiedervermählt 2. Juli 1815 mit dem Grafen Peter Karl Wilhelm von Hohenthal, abermals Witwe seit 15. Januar 1825, gest. um 1832 (s. Öttinger, Moniteur).

3) Christian Gottfried Körner (1756—1831), der Vater des bekannten Dichters, ursprünglich in sächsischen Staatsdiensten, seit 1815 in preußischen (s. Goedeke, 2. A., 5. Bd., S. 499 ff.), er war vermählt mit Anna Maria Jakobine Stock (1762—1843).

4) Johanna Dorothea Stock (1760—1832), die Freundin Schillers und eine begabte Malerin (s. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, herausg. v. E. K. Blümml, München 1914, I, S. 627; das Porträt der Prinzessin Dorothea von Curland befindet sich derzeit bei der Familie Parthey in Berlin, s. A. Seubert, Allg. Künstlerlexik., III, S. 368).

5) Johann Jakob Otto August Rühle von Lilienstern (1780 bis 1847), preußischer General und Schriftsteller, welcher 1807 Major und Kammerherr des Herzogs Bernhard von Weimar wurde und diesen auf dem Feldzug von 1809 mit dem sächsischen Armeekorps gegen Österreich begleitete. Er schrieb darüber ein interessantes Buch:

gleiter des Prinzen Bernhard von Weimar,[1]) der hier bei der königlichen Garde steht und dessen persönliche Bekanntschaft ich sehr ungern verfehlt habe, und mehrere Personen des diplomatischen Korps.

Sehr erwünscht war es mir auch, in dem fürstlich primatischen Gesandten, dem Grafen Hugo von Hatzfeldt,[2]) einen alten Bekannten und Kunstverwandten wieder zu finden, mit dem ich mich auf Reisen schon so verschiedentlich traf und in Berlin so oft die Annehmlichkeit der Gesellschaft und der musikalischen Unterhaltung genoß, die nur echte Bildung und feiner Geschmack in der Kunst gewähren kann. Mehrere seiner ausdrucksvollen Liederkompositionen gehören schon längst zu meinen Lieblingsliedern; besonders gern hörte ich immer von seiner angenehmen Tenorstimme und seinem schönen, rührenden Vortrage den Klaggesang der Maria Stuart. Jetzt lernte ich auch eine neue gestochene Liedersammlung von ihm kennen, die ganz allerliebste Melodien enthält.

Ich sah hier auch zuerst die sonderbare, ganz eigene Sammlung von mehr als fünfzig bis sechzig verschiedenen Kompositionen[3]) von den verschiedensten Komponisten über ein

„Reise mit der Armee im Jahre 1809. Rudolstadt 1809—1811, 3 Bde.", das sich zeitlich dem vorliegenden Buche anschließt.

1) Karl Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar (1792—1862), zuletzt Generalleutnant in niederländischen Diensten, war damals in Dresden, wo der Major Rühle seine Studien leitete; er stand seit 1807 als Hauptmann im sächsischen Garderegimente.

2) Hugo Franz Graf von Hatzfeldt, großherzogl. frankfurtischer Gesandter in Berlin, später in Dresden, geb. 17. Nov. 1755, gest. unvermählt 6. Dez. 1830 (s. Öttinger, Moniteur), begabter Musikdilettant, der komponierte und eine schöne Tenorstimme besaß (s. R. Eitner, l. c., 5. Bd., S. 46; Reißmann, l. c., 5. Bd., S. 91, die aber seine Lebensumstände nicht kennen).

3) „In questa tomba oscura, Arietta con accomp. di Pianoforte composta in diverse maniere da molti autori e dedicata a S. A. N.

kleines, italienisches Gedicht von Carpani[1]) in Wien und wurde gereizt, auch eine Melodie nach meiner Art dazu aufzuschreiben. Das artige Gedicht, das sich sehr zur musikalischen Komposition qualifiziert, heißt:

In questa tomba oscura
Lasciami riposar;
Quando vivevo, ingrata,
Dovevi a me pensar.

Lascia che l'ombre ignude
Godansi pace almen,
E non bagnar mie ceneri
D'inutile velen.

Als ich die erste Melodie, die sich bei Lesung des Gedichts, wie gewöhnlich, bald von selbst ergab, aufgeschrieben hatte, kam mir die Idee, den klagenden Schatten in einer engen, bangen Melodie von zwei, drei Tönen aus seiner dunkeln Gruft hervorrufen zu lassen und schrieb noch eine Melodie darüber auf,[2]) die sich eigentlich nur in anderthalb Tönen, einem ganzen und einem halben Ton, klagend bewegt. Sänger von zartem und tiefem Gefühl ziehen diese vielleicht vor. Eine enge, vierstimmige Harmonie kann ihren Effekt noch erhöhen.

Wie wohl es mir tut, wieder in dem lieben, schönen Dresden zu sein, das in seinem geringen Umfange einen so groß-

Sig. Principe Giuseppe di Lobkowitz etc., presso T. Mollo (Vienna)", eine Kritik darüber, nebst Erzählung der Entstehungsursache (Anregung durch die Gräfin Rzewuska, wie auch Reichardt später erzählt) in Allg. Musik. Ztg. Lpzg., 1808, Nr. 3, Sp. 33 ff., wo auch erwähnt wird, daß alle allgemeiner bekannten Komponisten darin vertreten wären, mit Ausnahme von Himmel, Reichardt und Winter. Nr. 1 und Nr. 8 darin sind von einer Contessa V. R. und C. R., also wahrscheinlich von den Rzewuska's, vgl. I, S. 117 f.

1) Giuseppe Carpani (1752—1825), italienischer Dichter in Wien, der auch im Dienste der geheimen Polizei stand (s. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wien. Kongreß. W. u. Lpzg. 1913, s. Index).

2) R. vertonte es zweimal (s. A. Musik. Ztg. 1810, Sp. 275 f.).

städtischen, edlen Charakter hat, das mir von meinem ersten Jugendaufenthalte an so lieb war, ungeachtet es mir damals äußerlich gar nicht besonders wohl darin erging, und das mir immer so lieb und wert blieb, daß ich selten eine Reise nach Süden und Westen machte, ohne Dresden dabei zu berühren und seine unerschöpflichen Kunstschätze wieder zu genießen. Wie schwer es mir aber auch wird, diesmal so eilen zu müssen, die schöne, reiche Bildergalerie, die ich auch nach jeder italienischen und französischen Reise mit neuer Freude und sicherem Gewinn wiedersah, die seltene Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen, die Antiken und die vortrefflichen, römischen Abgüsse, so wenig wieder genießen zu können. Auch auf die schönen, umliegenden Gegenden, die nicht in meinem Reisewege liegen, hab' ich diesmal Verzicht tun müssen. Sehr gerne hätt' ich auch das originelle, in seiner Art einzige Landhaus des russischen Fürsten Putjatine[1]) gesehen; der Fürst, und seine edle verehrungswürdige Gemahlin, die mich beide wieder mit der gewohnten Güte und Teilnahme empfingen, hätten mich auch gerne hinausgeführt, wenn der Fürst nicht eben die ihn sehr betrübende Nachricht erhalten hätte, daß seine ohnlängst hinzugefügte, von ihm auch neuerfundene Chaumiere ein Raub der Flammen geworden sei. Sie und andere meiner alten Gönner und Freunde haben mir indes so viel Gastfreiheit genießen lassen, daß ich den sehr guten Gasthof, zum goldenen Engel, in welchem ich abgetreten, gar nicht recht habe kennen lernen können; ihre gütigen Einladungen, deren mehrere ich gar nicht benutzen konnte, haben mich nicht einmal an der so gerühmten Table d'hôte meines Gasthofes essen lassen.

1) Nikolai Fürst Putjatine, russisch Geh. Rat und Oberbauintendant, geb. zu Kiew 1747, gest. zu Dresden 1830 (s. Öttinger, Monit.). Seine Frau war eine geb. Elis. Karlowna Sievers, früher mit

Desto mehr verdroß es mich, in der neuesten Reisebeschreibung, die man mir von Leipzig mitgegeben hatte, die ungerechteste Beurteilung des Charakters und der Lebensweise dieser mir so lieben Stadt und ihrer Einwohner zu finden, und ich habe nicht übel Lust, ihm auf der ersten Nachtstation einen besonderen Brief zu widmen.

Noch hab' ich zu bedauern, den feinen und eifrigen Kunstkenner und Beschützer, den Hofmarschall von Racknitz,[1]) der mit dem Könige in Warschau ist, verfehlt und die liebe Familie des dänischen Gesandten, Baron Bülow,[2]) eben aufs Land gehend, nicht gefunden zu haben, doch hab' ich eine interessante Stunde zu den vielen zu zählen, die ich dieser vortrefflichen Familie in so verschiedenen Epochen meines Lebens verdanke.

Auch meine alten Freunde, Graff,[3]) Seidelmann, Grassi,[4]) Rösler,[5]) Neumann,[6]) konnt' ich weniger

Jak. Efimowitsch Graf Sievers vermählt (s. v. Helbig, Russ. Günstlinge [Neudruck], S. 164).

1) Baron Josef Friedrich Racknitz (1744—1818), der zuerst Hofintendant und dann Hofmarschall des Königs von Sachsen war. Von ihm sind die „Briefe über Kunst an eine Freundin". Dresden 1792, 2 Tle., 4° (Frauenbriefe an Casanova, 1912, S. 466).

2) Friedrich Ludwig Ernst Freiherr von Bülow, dänischer geheimer Rat und außerordentlicher Gesandter am kursächsischen Hofe seit 1805 (s. E. Vehse, Gesch. d. Höfe des Hauses Sachsen, 7. Bd., S. 431), geb. 1738, seit 1762 mit Gräfin Anna Sophie von Lanzwig vermählt (s. Öttinger, Moniteur).

3) Anton Graff (1736—1813), einer der namhaftesten Porträtmaler Deutschlands, seit 1766 Hofmaler in Dresden, wo er auch starb.

4) Giuseppe Grassi (1768—1838), Historien- und Porträtmaler, seit 1800 Professor an der Akademie in Dresden, 1817 Direktor der K. sächs. Pensionäre in Rom (s. A. Seubert, l. c., 2. Bd., S. 116).

5) Joh. Karl Rößler (Rösler), geb. zu Görlitz 1775, gest. zu Dresden 1845, Maler, seit 1815 Professor an der Akademie in Dresden (s. A. Seubert, l. c., 3. Bd., S. 158).

6) Johann Leopold Neumann (1748—1813), seit 1795 Oberkriegs-

Ferdinand Paër
Silhouette von Franz Deiwel

sehen, als ich gewünscht hatte; doch hab' ich bei dem letzten noch in der angenehmen Gesellschaft der edlen Witwe[1]) des verewigten Naumanns, und unter anderen auch Benellis, einen unterhaltenden, musikalischen Abend am Fortepiano zugebracht und dabei Gelegenheit gehabt, Benellis reizenden und reichen Vortrag auch in seinen eigenen angenehmen Kompositionen zu bewundern. Außer einigen kleinen, gefälligen Duetten, die er mit seiner kunstreichen Schülerin, Cora Neumann,[2]) sehr angenehm vortrug, gefiel mir besonders eine Polonaise von sehr gefälliger, naiver Melodie und Wendung.

kommissär in Dresden, Lyriker, Komponist und Journalist. Gründete 1780 in Dresden ein Konzertunternehmen, das sogenannte „Basemannsche Konzert" (s. Reißmann, l. c., 7. Bd., S. 259f.; s. Goedeke, 2. A. 5. Bd., S. 368).

1) Kattina Grodtschilling, eine geborene Dänin, Tochter eines dänischen Vizeadmirals, seit 6. Juni 1792 Naumanns Gattin (über Naumanns Heirat vgl. A. G. Meißner, Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns. Wien 1814 (Sämtl. Werke, Bd. 30, S. 375ff.).

2) Cora Natalie Neumann, später verehelichte Gebhardt, geb. 12. April 1782, gest. 26. Okt. 1827 zu Dresden, hat sich später auch als Jugendschriftstellerin betätigt (s. Allg. deutsch. Biogr., 8. Bd., S. 478).

Siebenter Brief

Budin, den 18. November.

Gewohnt, mich von dem Lande, nach welchem mein Weg geht, vor und während der Reise durch ältere und neuere Reisebeschreibungen meiner Vorgänger möglichst zu unterrichten, ließ ich mir in Leipzig auch Herrn von Uklanzkis Briefe über Polen, Österreich, Sachsen usw.[1]) geben, um so auch über mir schon bekannte Länder und Gegenstände die Beobachtungen und Bemerkungen des letzten Reisebeschreibers zu benutzen. Aber wie wenig eigentlich unterrichtend fand ich diese! Von seinen eigenen Familien und Vermögensangelegenheiten wird der mit dem Verfasser und seiner schönen Korrespondentin unbekannte Leser nur zu umständlich unterrichtet; desto weniger aber von der wahren Beschaffenheit der Länder und Städte, die der Briefsteller besucht. Wenigstens ist alles, was ich von Dresden gesagt finde, sehr mangelhaft, einseitig und höchst parteiisch.

Im Verhältnis mit Wien und Prag findet Herr v. U. Dresden wie tot, weil er gegen die elfte Stunde, wo alles am lärmendsten zu sein pflegt, eine ungewöhnliche Leere auf den Straßen findet.

Wer wollte aber auch die Residenz eines Fürsten, der seit seiner vierzigjährigen Regierung, um den Staat von seinen drückenden Schulden zu befreien, die strengste Ökonomie, einen beschränkten, sehr geregelten Hofstaat und

1) E. T. von Uklanzki, Briefe über Polen, Österreich, Sachsen, Bayern, Italien .... an die Comtesse de S—, geschrieben auf einer Reise vom Monat Mai 1807 bis zum Monat Februar 1808. Nürnberg 1808, 2 Bde. m. Kupf. 8° (vgl. Neue Annalen d. Litteratur usw. Wien 1809, I, S. 177ff.). Im T. I, S. 277ff. wird Dresden sehr abfällig behandelt.

die äußerste Sittlichkeit und Religiosität zum Hauptaugenmerk seiner Lebens- und Handelsweise gemacht, mit jener alten, großen, kaiserlichen Residenz vergleichen? die in ihrer Art einzige Stadt des Luxus, des Wohllebens und des größten Gewerbes, in welcher selbst der kaiserliche Hof kaum bemerkt wird, mit der Hauptstadt eines Landes vergleichen, in welchem der Adel noch die gute, alte Sitte hat, auf seinen Gütern zu leben, und nur zum kleinsten Teil und auf kurze Zeit die Hauptstadt zu besuchen, die keinen ansehnlichen Handel hat und bei der Nähe von Leipzig keinen haben kann und darf, ebenso auch keine Universität hat; ihrer beschränkten Größe nach, und bei dem Glück, daß der Fürst kein passionierter Soldat ist, auch keine zahlreiche Garnison haben kann und darf, die überall nur Hoflager und Sitz der Landesregierung ist und sein kann. Dazu besteht diese Landesregierung auch aus wirklich arbeitenden Offizianten; vom Minister bis zum Kanzlisten treibt jeder das ihm obliegende Geschäft wirklich persönlich und ist in der Regel so häuslich und echt bürgerlich gesinnt, daß er seine angenehmste Erholung und Unterhaltung, nach dem Muster des Hofes, in seinem häuslichen Familienkreise und in denen ihm zunächst liegenden, bürgerlichen Verhältnissen findet. Eine Stadt, deren Einwohner, wie die des ganzen Landes überhaupt, einen ruhigeren, ernsthafteren Charakter, einen langgenährten Hang zur Arbeitsamkeit und zum ökonomisch-häuslichen Leben, auch wohl zur religiösen Sittlichkeit haben, mit jenen im größten Wohlstande und Überfluß lebenden, jovialen, dem sinnlichen Vergnügen vor allen anderen nachstrebenden Bewohnern Wiens oder auch Prags zu vergleichen. Herr Daßdorf,[1]) der Dresden ge-

1) Karl Wilhelm Daßdorf (gest. 28. Febr. 1812), Beschreibung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Dresdens. Dresden 1782, 2 Bde. (s. Kayser, Bücherlexikon, 1. Bd., S. 234).

wiß kennt, sagt von den Einwohnern in demselben Sinne in seiner 1782 schon herausgekommenen Beschreibung von Dresden sehr richtig: „Man rühmt sie als gastfrei, dienstfertig und höflich gegen Fremde, als fleißige und betriebsame Arbeiter in ihren Geschäften und als treue, gehorsame und ihrem Landesherrn gänzlich ergebene Untertanen. Sie lieben alles, was man Vergnügen nennt, und sind Freunde der Pracht und des Aufwandes, obwohl durch die Kraft eines erhabenen und allen so nachahmungswerten und weitwirkenden Beispiels, seit mehreren glücklichen Jahren Freunde eines weit gemäßigteren Aufwandes, der den inneren, vollen Genuß einer reinen, unverdorbenen Freude mehr und sicherer zu befördern scheint, als jener oft zu übertriebene Aufwand, der mehr durch einen berauschenden Taumel betäubt, als durch ein stilles, mäßig genossenes Vergnügen aufheitert, und der den Wohlstand sinnlicher, einmal hingerissener Einwohner mehr untergräbt als befördert." Und diese Erfahrung und Gewohnheit, und jenes Beispiel, hat seitdem noch sechsundzwanzig Jahre fortgewirkt.

Nach der Art der Bevölkerung von Dresden und der Lebensart der Einwohner kann gerade auch die elfte Stunde am allerwenigsten die lärmendste (nach dem Ausdrucke des Verfassers) sein. Der Einkauf auf dem Markte ist bereits vorüber, der weibliche Teil der Einwohner ist in den Häusern und mit der Küche beschäftigt: denn es wird nach alter, deutscher Sitte um zwölf Uhr, und selbst in den höheren Ständen, ja auch bei Hofe nicht leicht später, als um ein Uhr, gegessen. Auch da ist also alles schon mit der Mittagstafel und der Toilette beschäftigt. Die Zivilofizianten sind in ihren Kollegialversammlungen und sitzen hinter den Schreibtischen; die Künstler vor der Staffelei, dem Pulte, der Kupferplatte und vor dem Steinblock.

Jeder Handwerker ist mit seinem Gewerbe in der Werkstatt beschäftigt und wird die nicht leicht kurz vor seinem Mittage verlassen. Die Jugend ist noch in der Schule, die Wachtparade wohl noch nicht angegangen. — Wer soll nun gerade in der elften Stunde die Straßen lärmend machen?

Überall geschieht dies auch nur durch ein sehr lebhaftes, kaufmännisches Gewerbe, das an keinen Ort und an keine Stunde gebunden ist, und durch eine große Anzahl müßiger Menschen, ohne alles, oder doch ohne bestimmtes Geschäft. Dresden konnte an diesem im Jahr 1807 am wenigsten reich sein, da die Kriegsunruhen und ihre traurigen Folgen viele Fremde, die sonst von den zahllosen Kunstschätzen und den Schönheiten der Umgebung angezogen und festgehalten wurden, mehr als je nach ihrer Heimat abgerufen oder nach entfernteren Asylen hingetrieben haben.

Daß Dresden aber selbst durch die Zeitumstände merklich an Einwohnern eingebüßt haben und jetzt kaum vierzigtausend derselben haben sollte, ist nicht wahrscheinlich und glaublich. Ich, der ich mich über die Ordnung und regelmäßige Betriebsamkeit der Einwohner immer gefreut habe, finde Dresden anjetzt nicht weniger volkreich und lebhaft, als ich es seit einigen und dreißig Jahren kenne. Wie schwer und mißlich ist es aber nicht, die Zahl der Einwohner ohne Kenntnis der Zählungstabellen und Mortalitätslisten, so bloß nach dem Augenschein beurteilen zu wollen! Herr Professor Gilbert[1]) führt in seinem eben so sorgfältig ausgearbeiteten als vollständigem Handbuche für Reisende durch Deutschland gerade von der Stadt Dresden hierher

1) Ludwig Wilh. Gilbert (gest. 7. März 1824), Handbuch für Reisende durch Deutschland. Leipzig 1791—95, 3 Bde. (s. Kayser, Bücherlexikon, 2. Bd., S. 382).

gehörige Beispiele an. Er sagt: „Weinart[1]) bestimmt die Bevölkerung Dresdens 1777 auf 30000, Meißner[2]) 1781 auf 40—50000 und Hasche[3]) auf 50—60000 Bewohner,"[4]) und setzt sehr wohl hinzu: „ein Beispiel, wieviel Glauben unbewiesene, nach Gutdünken gemachte Schätzungen inländischer Schriftsteller, geschweige denn fremder Reisender, verdienen."

Nach einer wahrscheinlichen Berechnung vom Jahr 1790 hatte Dresden 59 000 Einwohner, wovon 6000 zum Militär gehören mochten. Herr Professor Gilbert bringt nach einer Zählung vom Jahr 1779 und nach Süßmilchs Berechnung der allgemeinen Sterblichkeitsordnung heraus, daß damals die Volksmenge von Dresden an 54 250 Köpfe betrug. Leonhardi[5]) gibt nach einer 1788 angestellten Untersuchung die Zahl der bürgerlichen Einwohner auf 53 000 an, und Herr Prof. Gilbert, der ein strenger Nachforscher auch der Leonhardschen Angabe ist, glaubte im Jahr 1792, daß dieses völlig authentisch und keinem gegründeten Zweifel unterworfen zu sein scheine.

Noch wahrscheinlicher wird jene Behauptung dem Herrn v. U.: „wenn man in die Friedrichstadt kommt, wo das

1) Siehe Weinarts topographische Geschichte der Stadt Dresden. H. I. (Not. d. Verf.) — Benj. Gf. Weinart (gest. 9. Dez. 1813), Topographische Geschichte der Stadt Dresden und der um dieselbe liegenden Gegenden. Dresden 1777—81, 8 Hefte (s. Kayser, Bücherlexikon, 6. Bd., S. 182).

2) Siehe Deutsches Museum 1778. Dezember (Not. d. Verf.).

3) Siehe Beschreibung von Dresden. (Not. d. Verf.) — Joh. Christ. Hasche, Umständliche Beschreibung der kurfürstl. Residenzstadt Dresden usw. Leipzig 1781—83, 2 Bde. (s. Kayser, l. c., 1. Bd., S. 234).

4) Riesbeck schätzt sie in seinen 1780 herausgekommenen Briefen eines reisenden Franzosen auch auf 50000 (Not. d. Verf.).

5) Fr. Gli. Leonhardi (gest. 4. Juli 1814), Erdbeschreibung der Kurf. u. Herzogl. Sächs. Lande. Leipzig 1788, 8° (s. Kayser, l. c., 3. Bd., S. 525).

Steinpflaster mit Gras überwachsen ist, und wo man keinen Menschen als bettelnde Schüler in schwarzen Mänteln sieht, die der Staat nicht ernähren kann, und sie daher vor die Türen der armen Bürger schickt, wo sie mit heiseren Chorgesängen in die klappernde Büchse ein Almosen erflehen müssen." Wie übertrieben! wie einseitig!

Die Friedrichstadt ist eben kein beträchtlicher Teil der Stadt, der Lage und dem Ansehen nach eher zu den Vorstädten zu rechnen. Ihrem Ursprunge nach ein Dorf, dann zu einem fürstlichen Küchenvorwerk erhoben, und spät erst mit der Stadtgerechtigkeit versehen, hat man durch mancherlei Freiheiten wohl Einwohner genug, aber doch meistens nur arme Bürger hingezogen. Wenn da also auch bei dem geringeren Gewerbe der Einwohner, hier und da das Steinpflaster mit Gras bewüchse, so gäbe das nicht sowohl für die Bevölkerung, als für das kleinere, äußere Gewerbe der Einwohner einen Maßstab ab. Übrigens findet sich aber das auch wohl in entfernten, gewerblosen Straßen und Plätzen der größten und volkreichsten Städte.

Und nun gar bettelnde Schüler als die einzigen Menschen, die sich da finden ließen! Es ist eine allgemein eingeführte Einrichtung der protestantischen Schulen, daß ihr notwendiges Einkommen zum Teil auf den Verdienst der Singechöre, durch öffentliches Singen vor den Häusern der Bürger beruht, und dem Lehrer, wie dem bedürftigen Schüler, erwächst daraus eine Einnahme, die er nicht entbehren kann, wenn die Regierung nicht hinzutritt und den Schulfonds erhöht. Ja selbst hiergegen protestieren nicht selten die Schulen. In Berlin hat der brave, eifrige Gedike sich lange Zeit alle mögliche Mühe gegeben, diese üble Einrichtung abzuschaffen; sie war aber zu tief in die innere Verfassung der Schulen festgewurzelt, als daß es ihm hätte gelingen können.

Luther, ein eifriger Freund des Gesanges und der häuslichen Erbauung durch Gesang, hat gewiß bei der ersten Einführung solcher umgehenden Chöre die edle Absicht gehabt, dadurch den Gesang und die guten Lieder und herrlichen Choralmelodien, welche der Enthusiasmus für die Reformation erzeugte, allgemein zu verbreiten und die Schüler selbst durch einen kleinen Nebengewinn, der ihnen dadurch zuwuchs, zur Übung im vollstimmigen Choralgesange, der damals etwas Neues war, aufzumuntern.

Daß man darauf nachher, bei Vermehrung und Verbreitung der Schulen, den Unterhalt der Lehrer oder Schüler zum Teil begründet hat, war ein großer Mißbrauch und Fehlgriff, der freilich längst hätte verbessert und abgeschafft werden müssen. Jeder Staat und jede Stadt ist auch gewiß reich genug dazu, durch einen regelmäßigen Zuschuß dasselbe für die Schulen zu tun, was jetzt auf jene unregelmäßige Weise am Ende ja dennoch zusammen kommt. So kann man die Fortdauer dieser unanständigen und für die Jugend physisch und moralisch schädlichen Gewohnheit, dem Staate wohl als eine Sorglosigkeit, aber nicht als eine Unfähigkeit, seine Kinder zu ernähren, anrechnen. Auch pflegen die Chorschüler nicht mit dem Choralgesang ein Almosen zu erflehen: denn sie singen ihn gewöhnlich, zum großen Ärger der Freunde des Choralgesangs nur gar zu lebhaft und lustig. Dresden hat auch von jeher den Ruf gehabt, sehr gute Singechöre in seinen Schülern zu haben, und schwerlich werden die hiesigen singenden Schüler ihren Gesang mit der Klapperbüchse begleiten. Am Ende liebt Herr v. U. wohl nur den Choralgesang und die schwarzen Mäntel und die Almosenbüchsen nicht, und dieser kleine Abscheu kommt hier seinem großen Abscheu vor Dresden überhaupt nur zu Hilfe. Denn er sagt am Ende sogar, es ward ihm erst wieder wohl, als er Dresden verlassen hatte.

Darin hat Herr v. U. wahrscheinlich die Ehre, ganz original zu sein.

Weiter beklagt sich Herr v. U., „er habe alle seine Empfehlungsschreiben abgegeben; man sei auch sehr artig gewesen, habe ihm auch die Visite gemacht, das Herz beständig auf der Zunge gehabt, aber es blieb auch nur bei Worten."

Einladungen zu Diners und Soupers sind außer den Häusern einiger Minister und Gesandten in Dresden eben nicht so gewöhnlich, wie in anderen größeren Städten, am wenigsten für Reisende, die sich nur kurze Zeit da aufhalten. Die Sachsen haben auch überhaupt zu viel Patriotismus und Zufriedenheit mit ihrem bürgerlichen Zustande, um so neugierig und eifrig auf die Bekanntschaft eines Fremden und seine Mitteilungen zu sein, daß sie ihn sogleich und auf längere Zeit in ihre Gesellschaften ziehen sollten. Dafür sind aber auch die Gasthöfe, die darauf rechnen können, ihre Gäste auch bei ihrer Table d'hôte zu sehen, desto besser eingerichtet, und ein Reisender kann hier in den ersten Gasthöfen so gut essen, als in den besten Privathäusern, und das obendrein um sehr billige Preise. Der Verfasser begeht hier wieder die Ungerechtigkeit, Dresden mit Wien zu vergleichen, wo der höchste Wohlstand und selbst großer Reichtum herrscht, und die allgemeinste Gastfreiheit und luxuriöseste Lebensweise mehr als irgendwo zu Hause ist und sich eigentlich wohl noch von jener Zeit herschreibt, da man in der, mitten in den fruchtbarsten Ländern gelegenen Hauptstadt, der alles von allen Seiten zuströmt, fast für nichts leben konnte, und mit demselben Gelde, wovon man in Berlin und Hamburg kaum satt wird, fünf, sechs Schüsseln mit samt dem Weine haben konnte. Freilich war es damals in Dresden, verglichen mit den genannten Städten, auch noch sehr wohlfeil, aber die ein-

gezogene Lebensart fand auch damals statt. Der Charakter der Einwohner ist weit mehr zur häuslichen, eingezogenen Lebensweise geneigt, genießt das mit Fleiß Erworbene lieber im kleinen Familienkreise mit Mäßigkeit und gleicher Sicherheit, als im bunten Gewühl der herumschwärmenden, selten zu befriedigenden und noch seltener dankbaren Menge der Reisenden, die Dresden so häufig besuchen. Und das nennt Herr v. U. Kleinkrämerökonomie! Wie wollte sich Herr v. U. auch wohl in den Häusern der höflichen Sachsen vergnügt haben, da er selbst versichert, „ihre Manieren, ihre Komplimente sind so steif, daß man recht froh ist, wenn man sie wieder los wird." Er müßte ihnen ja daher noch recht dankbar sein, daß sie ihn nicht zu sich eingeladen haben, ihn seinem Gesandten, der ja so gastfrei für ihn war, und seinem Gasthofe, wo er gewiß gut versorgt wurde, ungestört überlassen haben.

Jenem harten Urteile des Herrn v. U. über die Dresdener Einwohner kann ich auch die Hauptzüge aus dem Urteile des scharf beobachtenden und liberal urteilenden Riesbecks[1]) hier entgegenstellen. Er findet bei ihnen eine zuvor kommende Höflichkeit, eine durchaus bis auf die untersten Volksklassen herrschende Reinlichkeit und ein gewisses gesprächiges, zudringliches und einnehmendes Wesen. Nachdem er auch von der strengen Ökonomie der Einwohner gesprochen, setzt er aber sehr billig und richtig hinzu: „ohne Zweifel hat man dieser Bedenklichkeit zu verdanken, daß man hier mehr wahres Vergnügen genießt, als in irgend einer anderen Stadt Deutschlands, die

1) Kaspar Riesbeck (1749—1786) gab die originellen „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris, Zürich 1783" heraus (vgl. [J. Pezzl], Biographisches Denkmal Riesbecks, Verfassers der Briefe eines reisenden Franzosen usw., Kempten [Wien] 1786, 8°).

ich gesehen (und R. hatte damals schon ganz Oberdeutschland durchreist); hier weiß man das Vergnügen des Umgangs, der Freundschaft und der Liebe zu schmecken. Man macht kleine Partien aufs Land und hat Gefühl für die mannigfaltigen Schönheiten der Natur. Auch unter dem Mittelstande herrscht Geschmack an Kunstsachen, und die Lektüre ist fast allgemein."

Vom schönen Geschlecht in Dresden ist R., so wie von der Schönheit der Stadt, ganz eingenommen. Er sagt auch noch: ich habe noch keine Stadt in Deutschland gesehen, wo so viel Wohlstand herrscht, als hier. Man sieht ebensowenig Armut, als übermäßigen Reichtum usw. Bd. II, S. 12 u. f.

Aber auch ohne die Höflichkeit der Sachsen, wie Herr v. U., zu hassen, entzieht sich der aufmerksame Reisende, dem es ernstlich darum zu tun ist, die zahllosen Kunstschätze, welche Dresden besitzt, ganz zu kennen und zu genießen, absichtlich gerne der größeren Stadt- und Hofgesellschaft, um seine Zeit ganz benutzen und jene Kunstschätze mit Gewinn für seinen Geschmack und für sein ganzes Leben recht genießen zu können. Ich gestehe gerne, daß ich, der ich seit einigen und dreißig Jahren oft in Dresden war und nie über Mangel an Hospitalität zu klagen hatte, mehrmals in Dresden allein für die Kunst gewesen bin und solchen Häusern, die es nie an Einladungen fehlen ließen, wenn ich mich längere Zeit da aufhielt, absichtlich erst wenige Tage vor meiner Abreise die Visite gemacht, eben um jene, Zeit und Besonnenheit raubenden, größeren Gesellschaften zu vermeiden. Das scheint aber Herrn v. U.s Sache eben nicht gewesen zu sein. Er hat von jenen unermeßlichen Kunstschätzen nur wenig kennen gelernt und wohl keine recht genossen. Er versichert: „das einzige, was in Dresden vorzüglich genannt werden könnte, ist die Gemälde-

galerie." Doch auch die gibt ihm nur Gelegenheit zur Unzufriedenheit, denn er fügt gleich hinzu: „aber auch die kann man nicht sehen, ohne sein Gefühl mit der schmutzigsten Idee der menschlichen Niedrigkeit zu empören; denn dem Galerieinspektor muß man zwei Dukaten und dem Aufwärter zwei Gulden zahlen. Das ist eine Taxe, welche entrichtet werden muß, weil der Staat ihnen wahrscheinlicherweise nicht so viel gibt, daß sie leben können, und sie daher auf die Fremden assigniert."

Welche Übertreibung! In der ganzen Welt, außer dem neuen Paris, ist es gebräuchlich, in Galerien und dergleichen Sammlungen ein Douceur zu geben, und ein Reisender müßte von der Einfalt und Sittenreinheit der alten Appenzeller Hirten sein, um in diesem Gebrauch durch die schmutzigste Idee der menschlichen Niedrigkeit empört zu werden. Auch ist der Preis übertrieben; denn ich habe nie, zu keiner Zeit, dem Galerieinspektor mehr als einen Dukaten gegeben, wie ich auch die Galerie wochenlang tagtäglich besucht hatte, und dem Aufwärter nie mehr als einen Gulden, ohne daß mir beides je abgefordert worden wäre, wie bei einer bestimmten Taxe wohl geschehen sein würde. Ich habe auch nie etwas in dem Betragen der Offizianten bemerkt, welches glauben lassen konnte, man würde dem Reisenden das Douceur als eine eingeführte Taxe abfordern, wenn er es zu geben unterlassen wollte. Viele Fremde machen vielmehr oft eine Gesellschaft zusammen und geben dann alle miteinander nicht mehr als einen Dukaten. Unmöglich kann ich glauben, daß man gerade in gegenwärtiger Zeit, da man in Paris alle Kunstsammlungen ganz frei und unentgeltlich sehen kann, in Dresden sollte anfangen wollen, ein in allen großen Städten unerhörtes, hohes Douceur von Fremden zu fordern.

Nach dem Gewinn, den Herr v. U. von der Besichtigung

der Galerie gehabt haben kann, muß ihn die ungewöhnlich hohe Ausgabe, zu der ihn wahrscheinlich ein Engländer verleitet hat, sehr verdrossen haben. Bei der Ansicht der Kunstwerke scheint nur der sinnliche Reiz und die gemeine Wahrheit Interesse für ihn gehabt zu haben. In der Magdalena von Correggio[1]) (die ihm die Krone der ganzen Galerie ist), sieht er nur den Reiz der blühenden Schönheit, die auf dem zarten Busen spielenden Locken. „Nie konnte Venus schöner liegen; der runde, alabasterne Arm, der das Auge unwiderstehlich fesselt" usw. In der Venus von Tizian sieht er nur den verführerischen Körper. „Sie liegt voll Verlangen."

„Die Tabagie von Ostade ist so richtig gezeichnet, daß ich die Nase umwandte, um den Tabaksdampf nicht zu riechen. Er ist Meister im clair obscur, man sieht die Bierlümmel so natürlich bei ihren Krügen auf den Tisch gestützt, als wenn sie lebten" usw.

Ein täuschendes Gemälde von Rotari,[2]) Angelika und Medoro, und die Verkündigung von van Loo,[3]) ein Mahl von Subleyras[4]) sind Stücke, die Herr v. U. aus dieser ebenso reichen als vortrefflichen Galerie auszeichnet.

Von der herrlichen Antikensammlung; von der höchst seltenen Sammlung römischer Abgüsse aller dortigen wichtigen Antiken; von der in ihrer Art einzigen Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen, von der vortrefflichen Bibliothek und anderen wichtigen Kunstsachen kommt

1) Nach den neuesten kunstkritischen Ergebnissen hat dieses schlechte Bild, das einst einen großen Ruf hatte, gar nichts mit Correggio zu tun (s. Ivan Lermolieff, Die Galerien zu München und Dresden. Leipzig 1891, S. 208 ff.).
2) Pietro Rotari (1707—1762).
3) Jakob van Loo (1614—1670).
4) Pierre Subleyras (1699—1749).

kein Wort vor. Desto mehr aber von des Herrn v. U. eigenen Angelegenheiten in Polen, die fast den ganzen zwanzigsten Brief und damit fast ebensoviel Raum füllen, als die ganze Beschreibung von Dresden.

Was das Theater anlangt, so hat Herr v. U. weder die italienische Oper, noch das eigentliche deutsche Hoftheater gesehen; sondern nur ein kleines Theater,[1]) welches den Sommer beim Linkschen Bade auf der Neustadt spielt, und wo vielleicht das gute Gefrorene, das man dort findet, eine vorzüglich interessante Partie ist. Aber hier wollte es dem Verfasser auch nicht gefallen, daß die Damen in den Logen Tassen voll Gefrorenem in den Händen hatten und ohne alle Gêne davon aßen; das kam ihm sehr unanständig vor. Die Dresdener sind doch also noch nicht so sehr steif und zierlich, daß sie nicht noch darin zu übertreffen wären. Der Verfasser läßt sein Mißfallen über Theater und Truppe sehr nachdrücklich aus, ohne zu erwähnen, daß dieses doch nur ein kleines Sommertheater ist. So mußte Dresden denn wohl mit all seinen Herrlichkeiten und seiner schönen Freundlichkeit schlecht wegkommen.

Für die gesellige Unterhaltung hätte Herr v. U. auch in einer sehr wohl eingerichteten, großen Ressource ein angenehmes Etablissement finden können. Die zahlreichen Mitglieder aus allen Ständen pflegen sehr bereit zu sein, Fremde darin einzuführen, und diese pflegen sich sehr in der guten Gesellschaft und trefflichen Anstalt zu gefallen. Ich verdanke ihr mehrere, sehr angenehme Stunden.

1) Dieses bestand von 1763—1817 (s. R. Prölß, Gesch. d. Hofth. z. Dresden, l. c., S. 352 ff.).

Achter Brief

Prag, den 20. November 1808.

Mit vielem Vergnügen und Genuß hab' ich den Weg von Dresden hierher gemacht, obzwar der größte Teil des Weges auf böhmischem Boden schlecht war, daß man ihn bei Nacht nicht wohl hätte machen können. Von Dresden aus bis an die böhmische Grenze führt eine neue, vortreffliche Chaussee, mit jungen Obstbäumen bepflanzt. Alles verrät die erwünschteste Kultur und Wohlhabenheit. Der Weg führt zuerst bei dem großen, königlichen Garten dicht vorbei, in welchem ich so manche glückliche Stunde, ja manchen frohen Tag meiner Jugend verlebte, und in welchem der liebe, zärtliche Naumann auf eine so abscheuliche Weise seinen Tod finden mußte. Auf einem Abendspaziergange, nach einem splendiden Diner in großer Gesellschaft, hatt' er sich im dichten Gebüsche vermutlich der Ruh' überlassen und ist von einem Schlagflusse überfallen worden. Nach vierundzwanzig Stunden fand ihn ein Jäger, der seinem spürenden Hunde in das Dickicht folgte, tot da liegen. Ein Mädchen hatte es abends vorher dem Portier des Gartens schon gemeldet, daß da ein Kranker oder Toter läge; der harte Mann hatte es aber nicht für ernst gehalten und sich nicht die Mühe genommen, nachzusuchen. In einem bittersüßen Gemisch von Wehmut und lieblichen Jugenderinnerungen fuhr ich längs der langen Mauer des Gartens hin.

In der Vorstadt von Pirna frühstückte ich in einem Wirtshause, das in jeder Stadt stehen könnte und auf einem Dorfe, Berggießhübel, dünkt mich, hieß es, sah ich in einer Dorfschenke an der Tafel neben der Tür der großen, mit Landleuten angefüllten Gaststube, die ein naher Markt herbeiführte, mit guter, leserlicher Schrift, in völlig guter Orthographie angeschrieben, daß zum Mittage Suppe,

Rindfleisch mit Erdtoffeln oder kleinen Rüben, Spinat mit Koteletten und Kälberbraten zu haben wäre. Der Wirt war ein gelernter Koch.

Beim böhmischen Grenzzollamt in Peterswalde, welches man mir als sehr strenge geschildert hatte, wurde ich äußerst gutmütig und höflich behandelt. Bei dem sehr rauhen Ostwinde, der stark und scharf wehte, wurde ich wenig aufgehalten, und man ließ mich mit einer allgemeinen Durchsicht des Wagens passieren, ohne doch das mindeste Zeichen vorher gegeben zu haben, daß ich es mir zu erkaufen gedächte. Beim Eintritt ins Gebirge fand ich auch schon etwas Schnee, aber doch sehr dünne, und nur an Schutzstellen liegend, wo der Wind den Schnee zusammengeweht hatte.

Der Weg war schlecht und wurde immer schlechter, aber die Landeskultur nahm mit jedem Schritte tiefer in Böhmen hinein immer zu und schien die sächsische noch zu übertreffen. Die ganze Gebirgsfahrt von Peterswalde nach Aussig hinaus ist ein schöner Wald mit Obstbäumen, mit anmutigen Weinbergen eingefaßt. Man gewinnt auch hier im Lande schon trinkbaren, guten Wein. Besonders ist der Melniker, der einige Meilen von Prag gewonnen wird, ein sehr angenehmer, roter Wein. Die ersten Reben dazu sind aus Burgund gekommen, und wenn er ein gewisses Alter hat, können ihn Franzosen selbst für leichten Burgunder trinken. Das ganze herrliche Felstal, welches die schöne Elbe durchströmt, neben der man immer fortfährt, und dabei viele Elbholzkähne unter sich hinfahren sieht, ist überaus schön und fruchtbar. Die Höhen sind, oft selbst zwischen den schroffesten Felsen mit Tannen, Fichten und Eichen bewachsen, und unten alles voll der herrlichsten Walnuß-, Kirsch-, Äpfel- und Birnbäume, zwischen malerisch an den Wänden der Berge hangenden Weinbergen.

Aber der Weg ist hier gerade am abscheulichsten und muß in jeder Jahreszeit schlecht sein. In strengem Lehmboden, alles dicht von großen und kleinen Steinen, die von den lockeren Seitenwänden häufig herabrollen müssen, wie besät. Kopf und Rücken leidet dabei auch im bequemsten Wagen; auch bin ich viel auf den malerischen, neben der Elbe hinschlängelnden Fußsteigen gegangen, und das rat ich jedem Reisenden zu tun. Man kann den Weg auch über Teplitz nehmen, aber der ist in dieser Jahreszeit noch schlechter, und auch etwas um.

Wo wir später im flachen Lande an irgendeinen gemachten oder auch nur ganz regelmäßigen Weg kamen (denn oft zieht sich der Weg die Kreuz und die Quere durch Felder hin), da war er auch mit den herrlichsten Obstbäumen, mit Äpfeln, Birnen, Pflaumen und Kirschen bepflanzt; oft in doppelten Alleen neben dem Wege, oft in mehrfachen Reihen tief in die fruchtbarsten Äcker hinein, wie in der Bergstraße. Nicht Krüppelbäume, wie im Saalkreise in offenen Pflanzungen; die schönsten Stämme überall sorgfältig mit schönen, jungen Stämmen ergänzt, die da oft lustig wie Kinder und Enkel zwischen den stämmigen Eltern und herrlichen Groß- und Ureltern stehen. Das Volk muß doch auch moralisch besser sein, als jenes, vor welchem man nicht leicht einen gesunden, geraden Baumstamm aufbringt, und das seinem kalten Moralprediger nicht selten seine Lehre damit belohnt, daß es ihm Sonntags Nacht seinen eigenen Obstgarten ausräumt. Überhaupt zeigt hier das Volk, und besonders der weibliche Teil, in allen seinen Äußerungen einen überaus guten, freundlichen Charakter und wenn das schöne Geschlecht in den niederen Ständen eben nicht schön erscheint, so hat es doch durch Gutmütigkeit und Freundlichkeit etwas Gefälliges; die Männer sind meistens wohlgewachsen und kräftig, sind

ernster und verschlossener und geben sich nicht gerne mit Fremden ab.

Mit welchen angenehmen Rückerinnerungen habe ich diesen Weg gemacht! Das erstemal, vor fünfunddreißig Jahren, machte ich ihn im dürftigen, aber lustigen Burschenstande, froh und glücklich im Vertrauen auf mein Glück und auf mich selbst. Das zweitemal vor fünfundzwanzig Jahren, aus Italien kommend, dir, der angebeteten Braut,[1]) sehnsuchtsvoll und vertrauensvoll entgegen, im bequemen Reisewagen mit Postpferden bespannt, den guten langweiligen Bl**[2]) zur Seite. Jetzt von dir und den köstlichen Kindern unserer Liebe mich abwendend, um — — Aber auch jetzt wieder froh und voll des besten Vertrauens. Dieser Frohsinn, dieses Vertrauen war stets tief in meiner Seele gegründet, und es macht mich sehr glücklich, ihn auch in unseren lieben Kindern so lebendig zu erblicken.

In der Gegend von Königstein und beim Eintritt ins Gebirge erinnerten mich mehrere Gegenstände an die erste lustige Burschenwanderung aus meiner frohen Jugend. Mit mehreren jungen, tüchtigen Burschen kam ich da vom hohen, durch so viel zweckmäßige Sicherheitsanstalten und durch die reiche Aussicht von oben herab, so sehenswerten Königstein und ließ mich bereden, mit ihnen in dem kleinen Städtchen, welches unterm Königstein liegt, einzukehren. Es war noch nicht Abend, aber der Weg ins böhmische Gebirge, den wir zu nehmen gedachten, sollte im

1) Johanna Alberti, vor ihrer Heirat mit Reichardt am 12. Dez. 1783 schon Witwe nach dem Dichter P. W. Hensler (s. Allg. deutsch. Biogr., 27. Bd., S. 634). Sie überlebte ihren Gatten.

2) Es scheint ein gewisser Melchior Blarer — darauf deuten auch die beiden * — gemeint zu sein, auf den er im 2. Bd., S. 166 zur Sprache kommt und der gerade damals, im Jahre 1783 (also vor 25 Jahren), Österreich verließ (s. darüber im 2. Bd.).

Dunkeln nicht gut zu passieren sein, und so ward in Querlequitsch, wie es im Rabener[1]) heißt, zu Nacht eingekehrt. Ein Wirtshaus war nicht zu erfragen, aber man wies uns junges, lustiges Volk zu einem Fleischer, welcher Boten und Diener des böhmischen Adels zu beherbergen pflege. Dieser empfing uns mit lustigen, mutigen Reden. Eine Schlafstube hab' er nicht, außer der Stube, in welcher auch er mit seiner Frau schlafe; zum Lager auch nur frisches Stroh, das woll' er da längs der Wand hinschaffen. Während dieses Gesprächs zogen die Zimmerleute, die ihr Tagewerk auf der Festung vollendet hatten, singend und jubelnd bei dem Hause vorüber und gingen in ihre Herberge, dicht neben dem Hause des Fleischers gelegen. „Diese werden euch nicht viel ruhen lassen," sagte unser Wirt, „die feiern ihren Gewerktag bis spät in die Nacht hinein, und wenn am Ende alles besoffen ist, so geht's drüber und drunter; dann löschen sie die Lichter aus und schlagen mit Schemel und Tischfüßen wacker untereinander drein. Wer denn am längsten auf dem Kampfplatze aushält, ist beim nächsten Gelage der König."

Wir ließen uns das nicht irren, hielten unser ländliches Abendbrot, und nachdem wir noch in der Nähe herumgeschweift, streckten wir die müden Glieder auf die frische Streu hin. Der Wirt und die Wirtin folgten uns bald in ihr hohes Gardinenbett. Kaum mochten wir aber die Augen zugetan haben, so fing der Lärm nebenan schon zu wachsen, er nahm auch ununterbrochen zu, bis dann endlich der tolle Kampf im Finstern wirklich zu beginnen schien. Da rasselte es auch an der hohen Bettstelle des Wirts und es schlich etwas sachte zur Türe hinaus. Die Aufmerksamkeit

1) Anspielung auf die berühmte Satire Gottl. Wilh. Rabeners „Ein Auszug aus der Chronike des Dörfleins Querlequitsch an der Elbe gelegen" (s. G. W. Rabener, Satiren. Wien 1768, 1. T., S. 150ff.).

der wachgehaltenen Wanderer ward dadurch verdoppelt, aber bald wieder ganz auf das unsinnige Toben nebenan gerichtet. Nachdem dieses denn seine höchste Höhe erreicht hatte und nach und nach wieder abnahm, schlich sich auch wieder etwas in die dunkle Stube, und man hörte eine weibliche Stimme fragen: „Wo bist du denn wieder gewest?" „Ich wos e bissel drunter schlagen", erwiderte der Mann, der denn auch am Morgen mehr als eine blutrünstige Beule und viele blaue und gelbe Stellen an seinem Gesichte und Leibe hatte. Dafür genoß er denn nun auch das Vergnügen, eine Viertelstunde in jenem dunkeln Gewühle seine Püffe und Schläge mit der eisenbeschlagenen, eichenen Bettstolle unter die tolle, besoffene Menge ausgeteilt zu haben. Echte Fleischerlust!

Am anderen Morgen wanderten wir darauf ins böhmische Gebirge, um schöne, romantische Gegenden zu suchen; weil wir uns aber zu nah an der großen Straße hielten, verging der ganze Vormittag, ohne daß wir auf solche zugekommen wären. Darüber hielten wir in einer Dorfschenke eben mißmutig unseren Mittag, als ein zerlumpter Kerl in die Schenke trat, seinen Bündel übern Stock auf den Tisch warf und auf den verfluchten Weg, den man ihn hätte wandern lassen, aus voller Kehle schalt und fluchte. Viele dickbewachsene Berge, Abgründe, strömende Wasser mit schmalen, wankenden Stegen drüber — — alles, was in der Erzählung des Erbosten vorkam, war gerade das, was wir acht Stunden lang, in dicken Holzungen herumtreibend, vergeblich gesucht hatten. Der Mann ward drum angegangen, uns den Weg genau zu beschreiben. Da er aber behauptete, wir würden ihn nun und nimmermehr nicht finden, wurde dem Wirt aufgetragen, uns einen Fußboten zu besorgen, der uns des Weges führte. Dieser fand sich nun bald unter den Gästen der Schenke und hatte kein übles Ansehen.

Als wir nun mit ihm das Dorf entlang wanderten, folgten uns alle Kinder und viele Weiber des Dorfs. Dies befremdete uns eben nicht, weil wir es auf unseren ungewöhnlichen, zum Teil lustigen, malerischen Burschenanzug deuteten, der damals im nördlichen Deutschland noch weniger gemein war. Da aber im nächsten Dorfe sich wieder alles ganz auffallend um uns versammelte und uns bis zum Dorfe hinaus folgte, viele die hübschen, jungen Burschen auch wohl mit Mitleid und Bedauern ansahen; eine alte Frau endlich mir auch unter die Augen sagte: „Schad' doch um das junge Blut!" befragte ich den Führer, was das zu bedeuten habe, und erhielt zur Antwort: „Laß er das man immer gut sein, das kann ihm nischt schaden." Diese Antwort reizte die Neugierde aller nur um so mehr, und sie drangen in ihn, ihnen die ganze Wahrheit zu sagen. „I nu, seht nur, Ihr Herrn, ich bin der Bettelvogt von diesem Kreise, und da meinen nun die dummen Leute, ich bring' euch alle über die Grenze." Nun wurde der rechtliche Führer nicht verabschiedet, solange die Sonne noch schien und er noch von den durchwanderten Dörfern erkannt wurde.

Solche lustige Szenen begegnen den stattlicheren Reisenden in Kutschen und Wagen mit Postpferden bespannt nicht leicht, und wer Zeit und Kräfte zum mutigen, lustigen Fußwandern hat, kann sich immer die lustigste Unterhaltung auf einer wohlgewählten Fußreise in guter Gesellschaft versprechen.

Gestern kam ich hier mit hellem Schein der untergehenden Sonne in dieser großen, schönen, alten Stadt an, die den Reisenden was rechts neckt, eh sie ihn in ihre alten, ehrwürdigen Tore einnimmt. Fast eine Stunde, nachdem man sie bereits dicht unter sich gehabt, fährt man noch wohl um sie und ums Wasser herum, ehe man hinein kommt. Dazu ist die nächste Umgebung eben nicht schön; Häuser und

Gärten liegen einzeln, gar wüst durcheinander; selbst die Alleen von Linden lange nicht so schön, als vorher die Obstalleen, die man ungern hier und da mit Pappeln, Kastanien und Linden wechseln sieht. Aber aus dem Getriebe und Gewühle, das auf sehr breiten Straßen der Vorstadt kaum durchkommen läßt, erkennt man wohl die reiche, große Stadt. Der Sonnabendabend tat auch wohl etwas dazu. Vieles Landvolk zog aus der Stadt heim.

In der alten Stadt kam ich in dem mir sehr empfohlenen, roten Hause nicht unter, es war ganz besetzt; ich mußte nach der kleinen Seite über die lange Brücke fahren, die wohl noch länger als die große Dresdener Brücke ist, aber bei weitem nicht so schön und prächtig. Da bin ich nun im Erzherzog Karl sehr gut; hatte aber doch gleich die Unbequemlichkeit davon, daß ich, als ich gegessen und mich umgekleidet hatte, wohl eine halbe Stunde, wieder zurück über die lange Brücke, durch Wind und Wetter nach dem Theater gehen mußte.

Es ward das neue Sonntagskind [1]) gegeben, und ich habe dieses Volksstück, das mir auf anderen Theatern nur Langeweile gemacht, hier mit vielem Vergnügen gesehen. So nur, in der naiven, kindlichen, komischen Landessprache muß man den komischen Charakter, und das Ganze durchaus als Farce gespielt, sehen. Zwei sehr brave, komische Schauspieler sah ich in der Rolle des Hausmeisters und der des Herrn von Hinzelmann, der erste, dünkt mich, heißt Allram, [2]) beide ganz Karikatur und doch wahrhaft

1) Das neue Sonntagskind, kom. Singspiel in 2 Akten von Joach. Perinet, Musik von Wenz. Müller, zum ersten Male am 10. Okt. 1794 am Leopoldstädter Theater in Wien gegeben.

2) Josef Allram (im Original Angram), geb. 1778 in Straubing, debutierte am 1. April 1798 im Prager Landestheater, dem er fast bis zu seinem Tod am 31. Mai 1835 angehörte und zu dessen ge-

graziös. Auch eine liebliche, herzliche Sängerin sah ich in der weiblichen Hauptrolle mit recht heller angenehmer Stimme und gefälliger Manier. Es war die Demoiselle Müller,[1]) Tochter des bekannten Kapellmeisters Wenzel Müller,[2]) der die Oper auch mit großem Eifer dirigierte. Das Finale des zweiten Akts ward von allen vollkommen komisch, mit italienischer Lebhaftigkeit ausgeführt. Die meisten Walzer und andere Volksmelodien wurden aber viel langsamer und graziöser gespielt und gesungen, als fast überall, wodurch das Ganze so etwas Gemütliches bekam, das auch allen Zuhörern sichtlich wohl behagte und gewiß etwas Nationales hat.

schätzesten Mitgliedern man ihn zählte. Er wirkte vornehmlich in komischen Rollen (s. L. Eisenberg, l. c., S. 23).

1) Therese Grünbaum, geborene Müller, Sängerin, geb. am 24. Aug. 1791 in Wien, schon in Kinderrollen tätig, welche sie mit großer Anmut in Spiel und Gesang durchführte, 1807 kam sie nach Prag, wo ihr Ruf mit jedem Jahre stieg und von wo sie ausgedehnte Kunstreisen unternahm. 1816 erhielt sie einen Ruf an das Hofopern-theater in Wien, wo sie 1828 wegen zunehmender Körperfülle in Pension ging. Sie begab sich später nach Berlin, wo sie am 30. Januar 1876 starb. Neben der Macht des Organs rühmte man ihre hervorragende Darstellungsgabe, man hieß sie allgemein die „deutsche Catalani" (s. L. Eisenberg, Großes Biogr.-Lexik. d. deutsch. Bühne im 19. Jahrh. Leipzig 1903, S. 360 f.).

2) Wenzel Müller, Komponist, geb. 26. Sept. 1767 zu Tyrnau in Mähren, gest. 3. Aug. 1835 zu Baden, ein Schüler Dittersdorfs, wirkte anfänglich als Orchestermitglied, später als Kapellmeister am Theater zu Brünn, wo 1783 seine erste Operette zur Aufführung kam. 1786 als Kapellmeister für das Leopoldstädter Theater engagiert, blieb er bis 1808 diesem Theater treu, wo nun seine beliebtesten Singspiele zur Aufführung gelangten. 1808 ging er als Kapellmeister des städtischen Theaters nach Prag, 1813 wieder zur Leopoldstädter Bühne zurück, der er nun bis zu seinem Tode angehörte. Seine zahlreichen Kompositionen (225 führt Wurzbach an) atmen alle den Geist des Volkstümlichen, viele seiner Lieder sind Volkslieder geworden (s. Wurzbach).

Schon auf dem Her- und Heimwege über die lange Brücke bemerkte ich, daß die Menschen alle, besonders die Männer, auffallend langsam gingen, und wenn ich einen nach dem Wege zum Theater hin fragte, lächelte er gar kindlich, daß ich das nicht wissen sollte, wies mich aber sehr gutwillig und umständlich zurecht.

Als die Straßen etwas verworren durcheinander zu laufen anfingen, ging ein gutmütiger Bürger mit mir freiwillig durch viele Straßen, um mich ins Theater zu bringen, ohne sich weiter mit mir zu unterhalten, als auf meine Fragen mit bequemer Kürze zu antworten.

Im Theater kam ich in einem gesperrten Sitze zwischen lauter Frauen zu sitzen, deren drei aufstehen mußten, um mich durchzulassen. Doch taten sie's mit sehr freundlicher Bereitwilligkeit und nannten mir alle Schauspieler sehr gutmütig, sobald sie sahen, daß ich fremd war; es schienen wohlhabende Bürgerfrauen zu sein. An den komischen Späßen nahmen sie und das ganze Haus sehr lauten, fröhlichen Anteil, riefen auch zu einem freudigen Duett ancora. Das Theater ist aber nicht viel größer als das zu Kassel, doch hat es einen vierten Rang Logen mehr. Sonderbar sieht es aber aus, daß die abonnierten, herrschaftlichen Logen nach dem Geschmack der Abonnenten verziert sind, bald mit grünen, blauen, bald mit gestreiften, buntfarbigen, seidenen Draperien, bald glatt, bald gepufft, wie's jedem gefällt. Einer hat sogar sein in vergoldeter Stukkaturarbeit groß ausgeführtes Wappen über seiner Loge. Die Dekorationen und Vorhänge des Theaters waren desto weniger glänzend, meist alt und gewaschen; wahrscheinlich wohl nur für dieses alte Stück so. Das Orchester ging gut zusammen; freilich war es nur eine kleine Musik, aber es spielte doch mit Ruhe und Diskretion, was andere Orchester gerade bei solchen Stücken am wenigsten zu tun pflegen.

Wenzel Müller
Nach einer Lithographie von Lavos

Neunter Brief

Prag, den 22. November 1808.

Prag ist doch im ganzen eine herrliche, alte Stadt, so winklicht und finster es auch in mehreren ihrer Straßen aussehen mag. Welche große Anzahl von Palästen und öffentlichen Gebäuden, die den aufmerksamen Beschauer nicht selten an die alten, italienischen Städte erinnern! Die Paläste des Großherzogs von Toscana, der Fürsten Lobkowitz, Liechtenstein, Kaunitz, Mansfeld, Schwarzenberg, Kinsky; der erzbischöfliche Palast, die Paläste der Grafen Clam-Martinitz, Czernin, Nostitz, u. a. m., fast alles Gebäude, die in den besten Städten Italiens auch an ihrer Stelle stehen würden, wenn gleich nicht jedes für ein Kunstwerk im reinsten, besten Geschmack und Stil gelten dürfte.

Auch unter den öffentlichen Gebäuden sind wahre Zierden der alten, würdigen Stadt. Der prächtige, gotische Dom, die ehemaligen Jesuitenkollegien und Kirchen und so manche andere Kirchen und Klostergebäude. Das kaiserliche Schloß, besonders durch seine ganz einzige Lage auf dem hohen Hradschin. Wie man da von der steilen Höhe herab über die unten breit vorliegende Stadt hinweg den Lauf der Moldau verfolgt, das Auge mit Wohlgefallen auf ihren schön bewachsenen Inseln verweilt, und dann wieder an ihren malerischen Ufern mit Lust herumschweift, rechts den Laurenzoberg, links den Ziskaberg mit all ihren hundertfachen, romantischen Sagen und Legenden und Großtaten der älteren und neueren Zeit — Es ist wahrlich ein großer, bleibender Eindruck. Die Universitätsbibliothek, welche außer Sonnabends täglich und den ganzen Tag hindurch jedem offen steht, ist eine der merkwürdigsten und zahlreichsten in Deutschland. Sie soll aus mehr als hunderttausend Bänden bestehen und ist ebenso reich an den merk-

würdigsten neuen Sachen und kostbaren Kupferwerken, als an alten, merkwürdigen Werken allerart, was doch eben nicht bei vielen alten, großen Bibliotheken der Fall zu sein pflegt. Aus der Direktion und Besorgung dieser Bibliothek leuchtet aber überhaupt ein freier, liberaler Geist hervor.

Auch die Dombibliothek ist, besonders für die böhmische Geschichte, so wie die vom Kloster Strahow, durch ihre Mannigfaltigkeit wichtig.

Wer am Besuchen großer Kirchen und Klöster Vergnügen findet, kann hier mehrere Wochen reichliche Unterhaltung haben.

Die nun fast sechshundertjährige Karoliner Universität ist in allen Fakultäten zahlreich, und wie man versichert, zum Teil auch gut mit Lehrern besetzt; sie zählt über vierzig wirklich angestellte Lehrer und wird auch von der Nation fleißig besucht; von Ausländern nur wenig.

Die herrschaftlichen Privatbibliotheken, Bildersammlungen, Kupferstichsammlungen und Münzkabinette, die zum Teil auch dem Publikum, oder doch dem Reisenden, offen und zum Gebrauch frei stehen, sind hier so zahlreich, daß ihre Namen in einer eng gedruckten Beschreibung von Prag[1]) vier volle Seiten einnehmen.

Der böhmische Adel, der sich von jeher durch Eifer und Liebe für die schönen Künste auszeichnete, hat hier auch eine Zeichenschule errichtet und zu deren Behuf eine Ge-

1) Prags gegenwärtiger Zustand unter Franz II. Regierung, oder Anweisung für Fremde, welche alle Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt zu wissen wünschen. Prag, in der kaiserlichen Hofbuchdruckerei. Es gibt aber auch eine ausführlichere Beschreibung von Prag in zwei Bänden, in der Schönfeld-Meißnerschen Buchhandlung, die auch eine ausführliche Beschreibung der Universitäts-Bibliothek enthält (Not. d. Verf.).

måldesammlung veranstaltet, die nicht nur schon ziemlich zahlreich ist, sondern auch bereits mehrere große Werke der besten Künstler besitzt. Die Zeichenschule hat an ihrem Direktor, Herrn Bergler[1]), selbst einen echten Künstler zum Vorsteher und Fortbildner; unter einer solchen Leitung kann es, bei dem Talent der Nation zur Kunst, nicht an gutem, sicherem Erfolge fehlen. Herr Bergler selbst ist ein ausgezeichneter Historienmaler, der in seiner Manier vieles von der großen, alten, italienischen Schule hat, welches ihm für die Zukunft gewiß einen Platz unter den besten Künstlern neuerer Zeit zusichert. Er selbst ist zu bescheiden und anspruchslos, um persönlich in der jetzigen, eitlen, geräuschvollen Welt durchzudringen; aber desto sicherer sind seine Werke, für die Nachwelt noch zu leben; denn er lebt ihnen ganz mit seinem stillen, tiefen, aber regen Künstlerleben. Solche Charaktere haben einst die deutsche Schule geschaffen und groß gemacht. In der letzten Zeit hat Herr Bergler, der noch nicht lange hier ist und sonst, wenn ich nicht irre, in Nürnberg und München lebte, sich besonders mit Darstellungen aus der älteren, böhmischen Geschichte beschäftigt, die so reich ist an romantischen, heroischen Taten. Herr von Uklanzki gibt darüber umständlichere Nachricht.

Es ist einem, der hier mit Sinn umherwandelt, fast überall so altertümlich zumute; nicht nur in der alten, würdigen Stadt, auch in der sonderbar wüsten, oft baumlosen Gegend umher. Den Einwohnern wird das Kahle der nächsten Um-

1) Josef Bergler, Historienmaler, geb. 1. Mai 1753 zu Salzburg, gest. 25. Juni 1829 in Prag, bildete sich 1776—86 in Italien, nach seiner Rückkehr wurde er vom Kardinal Auersperg zu seinem Kabinettsmaler ernannt, ging aber 1800 zur Errichtung einer neuen Kunstschule, deren Direktor er wurde, nach Prag. B. malte viele Altarbilder für bayerische und österreichische Kirchen (s. A. Seubert, Allg. Künstlerlexik., l. c., 1. Bd., S. 110).

gebung durch eine große Anzahl öffentlicher Gärten, inner- und außerhalb der Stadt, einigermaßen ersetzt, die auch mit allerlei Veranstaltungen zu gesellschaftlichen Spielen und gewöhnlich auch mit einem Tanzsaal versehen sind.

Auch mehrere herrschaftliche Gärten, als der Lobkowitzsche, Clamische, Kolowratsche, Colloredische, Buquoysche, Klenausche Garten und andere mehrere, sind Zierden der Stadt, wenngleich nicht in großem, freiem Sinn angelegt. Auch diese werden von den Einwohnern und Fremden besucht.

Ein beständiges Treiben und Drängen auf den Straßen zeugt von einem lebhaften, bürgerlichen Gewerbe, welches dem äußeren Anscheine nach aber doch fast überall einen kleinlichen Charakter hat; wie auch fast jeder Handel, der nur Stadt- und Landhandel ist. Der größere Handel mit den Produkten des Landes: Getreide, Garn, Leinwand, Wolle, Glaswaren usw. wird vom Lande und vorzüglich vom Gebirge aus selbst betrieben.

Viele Fabriken tragen hier indes auch zur Lebhaftigkeit des Stadtgewerbes bei.

Die Straßen sind den ganzen Tag mit Fuhrwerken allerart angefüllt, und die Liste der Landkutschen und Boten, die regelmäßig von Prag ins Innere des Königreichs abgehen, nimmt in der genannten Beschreibung von Prag sieben eng gedruckte Seiten ein. Der Reiseverkehr muß auch groß sein; denn es gehen von hier, dem Ansehen nach, ziemlich gute, bequeme Diligencen nach Wien und Ungarn, nach Dresden und Leipzig, nach Nürnberg, Regensburg, Augsburg und der Schweiz usw.

Der zahlreiche, größere Bürgerstand von einem hohen Wohlstande und einer gewissen Würde scheint hier aber zu fehlen. Auch scheint der Adel vom Bürger so ganz abgesondert zu sein, wie auf dem Lande der Adel vom Bauer.

Jener lebt in rein abgeschlossenem Kreise ganz unter sich, und die Fremden wollen den Ton der Gesellschaft und Unterhaltung eben nicht loben. Er soll noch seinen ganzen alten Stolz erhalten, der aus ehemaligen Großtaten und jener eifersüchtigen Herrschaft hervorging, die selbst die Obermacht ihrer Fürsten und Könige selten gutwillig anerkannte und respektierte und das Volk nur als dienstbares Werkzeug ihrer Macht und ihres Wohllebens betrachtete. Von dem Religionsdruck, der Böhmen oft so schrecklich drückte und entvölkerte, wird man jetzt nichts gewahr, wiewohl die Zahl der Hussiten noch immer sehr ansehnlich sein soll.

Ich kann mich diesmal nicht lange genug hier aufhalten, um selbst neue Bekanntschaften in den verschiedenen Ständen zu machen. Die Zeit der Musik, die hier im Winter sehr lebhaft getrieben werden soll, ist auch noch nicht angegangen, da der größte Teil des Adels noch auf dem Lande ist. Der Fürst Lobkowitz[1]), nach dessen Bekanntschaft ich längst verlange, soll schon nach Wien, seiner gewöhnlichen Winterresidenz, abgegangen sein, sonst hätt' ich ihn in seiner Sommerresidenz in Eisenberg, die auch die Residenz der guten Musik sein soll, gewiß aufgesucht.

Meine früheren Gönner und Freunde find' ich nicht mehr. Doch habe ich noch eine liebe, talentvolle Freundin

1) Franz Josef Max Fürst Lobkowitz (1772—1816), großer Musikliebhaber, seit Januar 1807 in der Direktion der neuen Theaterunternehmungsgesellschaft, die den Betrieb des Hofburgtheaters übernahm. Er geriet später in mißliche Vermögensverhältnisse. Über seine Musikliebhaberei vgl. Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben, herausg. v. René van Rhin, München 1913, I (= Denkwürdigkeiten aus Altösterr. VII), S. 137 f., welche ihn „ein gutmütiges Kind und den größten Musiknarren" nennt (vgl. auch Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, herausg. v. Dr. E. K. Blümml, München 1914, s. Index, mit Literaturangaben über ihn).

jener frohen Jugendzeit, in Madame Duschek,[1]) wiedergefunden, und in ihr die alte Herzlichkeit und den heißen Eifer für alles Schöne. Auch ihre Stimme und ihr großer, ausdrucksvoller Vortrag hat mir noch recht erfreulichen Genuß gegeben.

Einen Genuß von ganz anderer Art, über den Du vielleicht, wie Madame Duschek, lachen wirst, hat mir auf dem kleinen Volkstheater der treffliche Kasperl Swoboda[2])

1) Josepha Duschek, geb. Hambacher, Sängerin, Frau des Musikers Franz Duschek (1736—1799), geb. 1756 in Prag, war Duscheks Schülerin auf dem Klavier und selbst eine Virtuosin darauf, eine der ersten Größen ihrer Zeit aber in der Kunst des Gesanges, worüber enthusiastische Urteile aufbewahrt werden, schon 1782 wurde sie „Böhmens Gabrielli" genannt, wenngleich Leopold Mozart nicht begeistert von ihr war, und Schiller, der sie 1788 in Weimar sah, schreibt an Körner, sie sehe einer abgedankten Mätresse nicht unähnlich. W. A. Mozart dagegen fand bei der Familie Duschek die wärmste Aufnahme und komponierte für die Sängerin: „Bella mia fiamma, addio!" (s. O. Teuber, Gesch. d. Prager Theaters. Prag 1885, 2. T., S. 202 ff., 217 ff.). Auch Reichardt hatte schon bei seinem ersten Aufenthalte in Prag im Jahre 1773 von der Familie Duschek Gutes erfahren (s. Reichardt, Briefe eines aufmerksamen Reisenden, die Musik betreffend. Frankfurt und Leipzig 1774, 1. T., S. 116).

2) Wenzel Swoboda, Sohn eines Sakristans bei St. Gallus in Prag, berühmter Volkskomiker, der seine Extempores mit gleicher Zungengeläufigkeit deutsch und tschechisch vorbrachte. Seinen Ruhm begründete er noch im Hibernertheater als „Hans Klachel von Přelauč", spielte in Leitmeritz, Brünn, seit 1804 wieder Leiter des neuen Theaters im Dominikanerkloster auf der Kleinseite, gastierte auch in Teplitz, wo ihn selbst Goethe mit Beifall auszeichnete. Im Januar 1812 wurde er als Regisseur an das Leopoldstädter Theater in Wien engagiert (s. J. E. Prothke, Das Leopoldstädtertheater, Wien 1847, S. 13), als welcher er am 14. (nicht 19.) Sept. 1822 im Alter von 58 Jahren starb (s. O. Teuber, Gesch. d. Prager Theaters, l. c., 2. Bd., S. 298 f.). Ein kurzer Nachruf s. Der Sammler. Wien 1822, Nr. 120, S. 480, und Theaterzeitung, 1822, S. 484 (danach seine Familie in Not; s. Todtenprot. d. Stadt Wien).

verschafft. Ich habe wenig Komiker von so lebhaftem, reichem und sicherm Mienenspiel gesehen und von so unerschöpflich guter und immer gleicher Laune im Spiel. Nur schade, der Mann ist zu groß, zu kräftig, zu schön für seine Rolle und steht auf dem kleinen Theater so ganz allein da. Alles übrige war kaum anzusehen, noch weniger anzuhören: denn der Teufel führte mich in die Teufelsmühle,[1]) eine heroisch romantische Oper. Auch ist das Lokal selbst so eng und dunkel, wie kein Volkstheater sein sollte; und das Volk scheint doch großen Gefallen daran zu haben und es sehr fleißig zu besuchen. Man muß es klug anfangen, um Platz darin zu finden. Da es unter der Generaldirektion des großen Stadttheaters steht und ökonomisch also mit diesem verbunden ist, so könnte es ja wohl um so eher gefördert werden.

Auf dem großen Theater will mir's diesmal nicht so gut werden, die sehr gerühmten einzelnen Künstler, wie Herrn Liebich,[2]) Madame Schmidt[3]) u. a. kennen zu lernen; es hat sich aber nicht getroffen, daß sie in diesen Tagen in verschiedenen Rollen aufgetreten wären; und des gast-

1) Die Teufelsmühle am Wienerberg. Ein österr. Volksmärchen mit Gesang in 4 Aufzügen, nach einer Sage der Vorzeit von Leopold Huber, bearbeitet von Karl Friedrich Hensler, Musik von Wenz. Müller. Wien 1801, 8° (s. Goedeke, 2. A., 5. Bd., S. 329).

2) Johann Karl Liebich, geb. 5. August 1773 in Mainz, berühmter Schauspieler und Theaterdirektor, 1787 bis 1806 als Schauspieler in Prag, seit 10. Aug. 1806 bis zu seinem Tod am 21. Dez. 1816 Direktor der Prager Bühne, die unter ihm seine Glanzzeit hatte (s. L. Eisenberg, Großes biogr. Lexikon der deutschen Bühne, 1903, S. 603 f.; O. Teuber, Gesch. d. Prager Theaters, l. c. 2. T., S. 372 ff.)

3) Auguste Schmidt, Schauspielerin, debutierte 1807 in Prag, wurde später in Pest gefeiert, kam im Juni 1815 wieder nach Prag, später in Leipzig, 1826—1828 wieder in Prag (s. O. Teuber, Gesch. d. Prager Theaters, l. c., 2. Bd., S. 389, 406; 3. Bd., S. 159).

freien, gefälligen Direktors Herrn Liebichs Bekanntschaft habe ich zu spät gemacht, um von seiner zuvorkommenden Güte diesmal den erwünschten Gebrauch machen zu können. Ich rechne dafür auf die Rückreise.

Einem sogenannten lustigen Konvikt habe ich in einem schönen, großen, gewölbten Saale beigewohnt, in welchem zuzeiten auch wohl Konzerte gegeben werden. Es waren diesmal fast lauter gemeine Tänzer und Tänzerinnen da, die sich, wohl an hundert Paar, in gemütlichen Walzern herumdrehten. Alles sehr gemein; kaum hier und da ein leidliches Gesicht, keine einzige schöne, große Gestalt. Viele schienen auch vierzig-, fünfzigjährige Weiber zu sein, die auch wohl neben zehn-, elfjährigen Mädchen herumsprangen; alle aber ohne die mindeste Grazie, die der Walzer in Wien und München auch beim gemeinsten Volk so oft entwickelt.

Zehnter Brief

Wien, den 25. November 1808.

Angenehme Reisegesellschaft, die ich in einem braven, jungen Kaufmanne aus Ulm fand, beschleunigte meine Abreise von Prag und meinen Weg hierher. Wir fuhren den zweiundzwanzigsten abends von dort ab, und da mein Reisegefährte Eile hatte, beschlossen wir zwei Nächte durchzufahren, um den zweiten Tag abends auch hier zu sein.[1]) Die schlechten, meistens ausgefahrenen Chausseen, häufig mit neuem, grobem Gestein überfahren, ließen es aber nicht ganz gelingen. Die Posterpedition war übrigens den ganzen Weg lang sehr gut, nicht ein einziges Mal haben wir auf den einundzwanzig Posten warten dürfen, und die meiste Zeit war in weniger als einer Viertelstunde alles fertig zum Abfahren. Auch die Postillone taten überall ihr mögliches, und wir mußten ihnen oft zurufen, den neuen Wagen auf den Steinen zu schonen. Wo wir anhielten, um etwas zu genießen, war alles sehr gut — im Anfang geschah dieses zwar wenig, da wir uns mit kalter Küche und Wein versehen hatten — und je näher an Wien heran, desto besser und wohlfeiler.

Die dritte Nacht blieben wir fünf Posten vor Wien bei den sehr guten, gefälligen Postleuten, wurden abends gut bewirtet mit schmackhaften Speisen und gutem Wein, schliefen und frühstückten gut und hatten zusammen nur sechs Gulden Papiergeld zu bezahlen, welches jetzt ungefähr zwei Taler sächsisch Geld ausmacht. Schon von Prag aus, und dort selbst, wird alles mit Bankozetteln bestritten, neben denen es nur Kupfergeld gibt, in Stücken von dreißig, fünfzehn, sechs, drei und einem Kreuzer, der ungefähr unseren Dreier ausmacht.

1) S. später I, S. 101.

Überall sahen wir fruchtbares Land und gute Kultur; in Böhmen besonders häufigen Obstanbau. Solange wir auf böhmischem Boden blieben, hatten wir das schöne, schlesische Riesengebirge mit seiner Schneekoppe seitwärts zur linken Hand, oft so hell von der Sonne beschienen, daß es täuschend nah zu sein schien.

Mit dem Eintritt in Mähren nahm die Kultur immer zu, und wiewohl der Boden lehmiger zu werden schien, doch auch die Fruchtbarkeit. Überall war die zunehmende Wohlhabenheit und das Wohlleben unverkennbar. Die mährischen Städte Iglau und Znaim haben mir durch ihre freie, heitere Bauart und den hellen, lustigen Anstrich sehr wohl gefallen. Auch in ihnen sieht man eine Zierlichkeit und Wohlhabenheit, wie sonst nirgend in deutschen Provinzialstädten. Die öffentlichen Gebäude, als das Rathaus, Posthaus, Kirche, Gasthof u. dgl. sind recht ansehnliche Gebäude, zum Teil, wie auch wohl bei Wohnhäusern, mit flachen, italienischen Dächern, oder doch mit hohen, zierlichen Mansarden, die das spitze, nordische Dach verdecken. Alles hell und zierlich abgeputzt. Die Marktplätze frei und groß und recht ansehnlich bebaut und gut gepflastert.

Was mich aber durch ganz Mähren und Österreich am meisten erfreute, war alles bis zum Knecht und zu der Magd hinab ordentlich und reinlich, oft recht stattlich gekleidet zu sehen. Alles verkündigt da schon einen sicheren Wohlstand und frohes Wohlleben. Kein Bettler läßt sich da mehr sehen.

Das ist in Böhmen bei weitem nicht der Fall, wenn es gleich nicht so arg ist, wie F. v. C.[1]) in seinem Wien und Berlin, eine Flammländerin, die als Gastwirtin nach Böh-

1) Wien und Berlin in Parallele. Nebst Bemerkungen auf der Reise von Berlin nach Wien durch Schlesien über die Felder des Krieges ..... von F. v. C—n (d. i. Georg Friedr. Willibald Ferd. v. Cölln, geb. 1766, gest. 1820). Amsterdam und Cölln 1808, bei Peter

men verschlagen worden war, das böhmische Volk beschreiben läßt: „Es sind Kalmücken, heimtückische Menschen, die niemanden gerade ins Gesicht sehen können, wie die Säue leben und ihren eigenen Kot essen"; und wie er sie selbst weiterhin (S. 60) charakterisiert: „Der Charakter der Böhmen ist der slawische, insoweit Slawen das Land bewohnen, hinterlistig, heuchlerisch, verschlossen unter Fremden, an seinen Völkerstämmen leidenschaftlich hängend, zur Freude für Tanz und Musik geschaffen, gelehrig und rasch von Entschluß, zu neuen Sitten schwer zu bewegen, daher am alten hängend, muskulös, aber häßlich, das Weib ganz vorzüglich mißgestaltet und schmutzig." Gegen dieses harte Urteil sticht das frühere eines der aufmerksamsten und scharfsichtigsten Reisenden über die Böhmen sehr ab. Riesbeck in den Briefen eines reisenden Franzosen sagt von ihnen: „Die Böhmen sind ein vortrefflicher Schlag Leute. Dubravius,[1]) einer ihrer Geschichtschreiber und Bischof zu Olmütz im sechzehnten Jahrhundert, vergleicht sie mit den Löwen. Da das Land, sagt er, nach der Art seines Zeitalters, unter dem Einfluß des Löwengestirns liegt, so haben sie alle Eigenschaften dieses edlen Tiers. Ihre hohe Brust, ihre funkelnden Augen, ihr starker Hals, ihr dickes Haar, ihr festes Knochengebäude, ihr Mut, ihre Treue, ihre Kraft und ihre unwiderstehliche Wut, wenn sie gereizt werden, beweisen offenbar, daß der Löwe ihr Stern ist, den sie auch mit Recht in ihrem Wappen führen. Der gute Mann trifft die Schilderung seiner Landsleute, wenn er gleich die Züge des Originals über dem Monde sucht. Sie

Hammer (Leipzig, Gräff), 8° (s. H. Hayn u. A. N. Gotendorf Bibliotheca Germ. erotica etc. München 1912, 1. Bd., S. 330f.).

1) Johann Dubraw oder Dubravius Scala, gest. 1553, Bischof von Olmütz, böhmischer Historiker (s. Dictionnaire Biogr. Paris 1834, 2. Bd., S. 298).

sind schön, stark und ziemlich lebhaft, und man erkennt noch deutlich genug, daß sie von den Kroaten, einem der schönsten Völker der Erde, abstammen usw. Sie sind ohne Vergleich von allen kaiserlichen Untertanen die besten Soldaten" usw.

Alle jene erfreulichen Eigenschaften nehmen noch in hohem Grade zu, sobald man ins Österreichische kommt, da erfreut alles das teilnehmende Menschenauge. Das Geschlecht wird auch schöner und immer schöner. Die fruchtbaren Felder, selbst in den dichten, kräftigen Stoppeln erfreulich anzusehen, sind mit den anmutigsten Weinbergen durchwebt. Das Grün des Bodens ist auch in diesem späten Herbstgrase auffallend schön und üppig.

Die letzten zehn Meilen machten wir gestern bequem in zehn Stunden, ungeachtet wir uns einige Meilen vor Wien noch bei einem sehr geschickten Riemer aufhielten, dessen Wagenarbeit weit und breit berühmt ist. Der ganze Weg, der sich nach und nach hebt und immer größere Ansichten in die Berge gewährt, die Wien umgeben, kündigte schon die Nähe der großen, herrlichen Kaiserstadt an. Durch Dörfer sind wir gekommen, die wie zierliche Städte so ordentlich und stattlich aussahen, mit öffentlichen Gebäuden, als Kirche, Pfarr- und Schulhaus, Post- und Wirtshaus, die auch guten Städten zur Zierde gereichen würden. Alles durchaus ordentlich, reinlich, Wohlhabenheit verkündend. Die in geraden Straßen und Reihen fortlaufenden Bauernhäuser, alle weiß angestrichen, mit grauen Türen und Zäunen und grauen Schindeldächern, geben einen gar freundlichen, heiteren Anblick. Bei mehreren herrschaftlichen Schlössern kamen wir vorbei, die mit großen Gärten und Parks umgeben waren. Um uns deren eines näher zu zeigen, fuhr unser Postillon aus eigenem Antriebe von der Straße ab längs dem Park hin.

Ich kann nicht genug sagen, wie sehr mich dieser Anblick des allgemeinen Wohlstandes und Wohllebens ergötzte; und das alles nimmt noch in hohem Grade zu, wenn man nach Oberösterreich kömmt.

Um drei Uhr nachmittags kamen wir an[1]) und hatten Mühe gut unterzukommen, so angefüllt waren alle guten Gasthöfe. Ich fand endlich ein recht gutes, ansehnliches Zimmer mit Schlafkabinett im Römischen Kaiser[2]), einem der ersten Gasthöfe Wiens; machte aber auch gleich die Erfahrung, daß das alte, üppige Leben und die allgemeine, stets rege Eßlust, wodurch Wien sonst, wenigstens durch die rüstigsten Reisebeschreiber, so berüchtigt war, sich gar sehr geändert hatte. In der sicheren Voraussetzung, daß man in großen Gasthöfen zu jeder Stunde essen könne, hatte ich meinen Mittag bis zur Ankunft in Wien verschoben; als ich aber in meinem ansehnlichen Gasthofe um vier Uhr zu essen forderte, bekam ich zur Antwort, der Mittag wäre längst vorüber, es wäre eben nichts vorrätig da, um neun Uhr würde wieder zu Nacht gegessen; und ich mußte mich wirklich mit Kaffee behelfen. Abends bestätigten mir mehrere Reisende und Einheimische, daß diese Änderung allgemein sei, und ich mich hüten müßte, abends auch nicht zu spät zu kommen, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte,

1) Die Wiener Fremdenliste meldet am 24. Nov. 1808 die Ankunft R.s, „Kapell-Director aus Hessen-Cassel, wohnh. auf der Post", s. Vaterländ. Blätter für den österr. Kaiserstaat, Wien 1808, S. 429.

2) Uralter guter Gasthof im 1. Bezirk, der früher „Zu den drei Hacken" hieß, unter welchem Schild ihn schon „A. Bormastin, Hist. Beschreibung v. d. kays. Residentz-Stadt Wienn usw. Wienn 1719, S. 172" anführt. Das „Taschenbuch für Grabennymphen f. d. Jahr 1787, S. 75 f." sagt: „Hier steigen größtentheils große Herren ab" (vgl. noch Eggers, Reise durch Franken, Baiern, Österreich usw. Leipzig 1810, 4. T., S. 88; F. K. v. Strombeck, Darstellungen aus einer Reise usw. nach Wien. Braunschweig 1839, S. 157 f.).

auch ohne Souper zu bleiben. Sonst konnte man hier in jedem Gasthofe, zu jeder Stunde des Tags, bis in die Nacht hinein essen, soviel man wollte.

Als ich mich umgezogen und meine Sachen in Ordnung gebracht hatte, ging ich ins Burgtheater, wo eine neue Oper von Weigl,[1] Das Waisenhaus, gegeben wurde. Das Stück fing übel an, als hätt' es ein wohlgesinnter, protestantischer Magister gemacht, so hübsch gemein sentimental und moralisch; auch stellte der Schauspieler,[2] der den moralisch-sentimentalen Direktor des Waisenhauses machte und die Szene eröffnete, fast jene üble Person vor. Es gewann indes bald an Interesse durch die Rolle der Aufseherin der Anstalt, deren Schicksal wirklich interessant dargestellt war, und die von Demoiselle Milder[3] so trefflich gesungen und

1) Josef Weigl, berühmter Opernkomponist, geb. den 28. März 1766 zu Eisenstadt in Ungarn, hatte Albrechtsberger und Salieri zu Lehrern und ward unter Kaiser Leopold Kapellmeister der ital. Oper, er starb den 3. Febr. 1846. Unter seinen vielen italienischen und deutschen Opern, die sich durch eine Fülle schmeichelnd eindringender Ideen und Reinheit und Gediegenheit der Komposition auszeichnen, hat die „Schweizerfamilie" (1809) den größten Erfolg gehabt. — „Das Waisenhaus, Singspiel in 3 Aufz." wurde am 4. Okt. 1808 zum erstenmal im Kärntnerthortheater (s. Wiener Hoftheater-Taschenbuch auf das Jahr 1810, S. 13, 17) und tatsächlich bei R.s Ankunft am 24. Nov. 1808 gegeben.

2) Die Rolle des Direktors wurde von Ignaz Saal (1761—1836), Baßsänger, gegeben (s. Neue Annal. d. Lit. usw. Wien 1808, II, Int. Bl. Sp. 260, ibid. Sp. 258 ff. auch eine längere Kritik der Oper).

3) Anna Milder-Hauptmann (1785—1838), berühmte Sängerin, Schülerin Sigism. Neukomms und Salieris. Sie debütierte am 9. April 1803 im Theater an der Wien und wurde zwei Jahre später im Kärntnerthortheater angestellt, wo sie nun zwölf Jahre verblieb. Ihr Erfolg wuchs mit jeder Rolle, Beethoven komponierte für sie seinen „Fidelio", Weigl „Das Waisenhaus" und „Die Schweizerfamilie". 1809 wollte sie Napoleon für Paris engagieren, aber sie blieb in

gespielt wurde, daß sie bald die Aufmerksamkeit ganz an sich fesselte. Ihre Stimme ist eine der allerschönsten und größesten, die ich in meinem Leben gehört habe; so voll, so durchaus rein und gleichklingend, ihre Vortragsmanier so überaus weise und schön. Mich hat nicht leicht eine Sängerin so ganz befriedigt. Auch ihre Gestalt ist edel und ihr Gesicht und Mienenspiel bedeutend und ausdrucksvoll. Alle meine Nachbarn, die meine Freude an dem schönen Talent sahen, verhießen mir noch weit mehr Befriedigung und Genuß von der Rolle der Gluckschen Iphigenia. Auch in Paërs Sargino soll sie kürzlich mit unserer lieben Fischerin[1])rühmlich gewetteifert haben. So ist's mir schon recht! —

Die Musik dieser Weiglschen Oper ist durchaus angenehm und gefällig und in Hauptszenen auch von lebhaftem Ausdruck. Die Instrumentalbegleitung ist überall reich und reizend. Besonders gute Wirkung taten mehrere Ensemblestücke, und ich freue mich darauf, diese mit mehr Ruhe wie-

Wien, wo sie den Juwelier Hauptmann heiratete. Nach einer unkontrollierbaren Legende machte sie 1809 auf Napoleon großen Eindruck und wurde dessen Geliebte (s. Wallaschek, Gesch. d. Wiener Hofoper, S. 46). Seit 1816 gehörte sie der Berliner Hofoper an, die sie erst 1831 verließ, um nur noch Konzerte auf Reisen zu geben. Seit 1836 lebte sie in Wien in Zurückgezogenheit, wo sie auch starb (s. L. Eisenberg, Großes biogr. Lexikon d. deutsch. Bühne, l. c., S. 678 f.).

1) Therese Fischer (1782—1854), später verehelichte Vernier, Sängerin, Mitglied der Wiener Hofoper vom 23. Juni 1807—1813 (s. Katalog d. Porträtsammlung d. k. k. Intendanz, 2. Abt., Gruppe IV, S. 350). Vgl. noch: Bei Gelegenheit, da Demoiselle Therese Fischer Erste Sängerinn der k. k. Hoftheater zu Wienn die neuerbaute k. städtische Bühne zu Pest in Metastasios und Mozarts Oper: Die Großmuth des Titus als Vitellio betrat. Ofen 1812, gedr. mit k. ung. Univ.-Schriften. 4°. — Sie begründete 1835 in Wien eine musikalische Unterrichtsschule und zog später nach Mannheim, wo sie starb (vgl. Allg. Dtsch. Biogr., 7. Bd. S. 79, wo sie aber Josefa genannt wird).

der zu hören, als man eine erste Vorstellung in einem fremden Theater zu hören pflegt. Auch habe ich den zweiten Akt noch nachzuholen. Denn nach dem zweiten Akt ward ich zufällig aus meinem gesperrten Sitze unseren berlinischen Freund, den kleinen Griechen Bartholdy,[1]) gewahr, und wir freuten uns des unerwarteten Zusammentreffens zu sehr, als daß wir hätten ruhig bleiben mögen. Er versicherte mich auch, daß man in die Arnsteinsche Abendassemblee, die er nicht längst zahlreich verlassen, auch in Stiefeln und Reisekleidern gehen könne; und ich eilte gerne mit ihm sogleich dorthin. Auch da fand ich ein ganz neues Wien: denn wohl die Hälfte der sehr ansehnlichen und zahlreichen Assemblee war wirklich in Stiefeln. Die edle, prächtige Frau des Hauses,[2]) meine interessanteste, berlinische Jugend-

1) Jakob Salomo Bartholdy (1779—1825), preußischer Geheimer Legationsrat, Schriftsteller und Antikensammler, studierte Rechtswissenschaft machte sodann größere Reisen, trat 1805 vom jüdischen zum protestantischen Glauben über. B. war ein wütender Gegner Napoleons, hielt sich seit 1808 in Wien, dem Brennpunkte des Hasses gegen den Unterdrücker auf. Er zog auch als Oberleutnant in dem Bataillon der Wiener Landwehr aus, welches A. von Steigentesch (s. unten) führte. B. führte seine nach der Schlacht bei Ebelsberg vom Bataillon getrennte Kompagnie klug und glücklich zurück, wurde verwundet und belobt und für seine Aufopferungen durch die Gunst einer sehr ausgezeichneten Frau belohnt. 1813 trat B. in das Kabinett Hardenberg und wurde fortan diplomatisch verwendet. Über seine Tätigkeit beim Wiener Kongreß vgl. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Wien und Leipzig 1913, s. Index. B. schrieb mehrere Bücher über Griechenland, daher der „kleine Grieche", und war ein Neffe der nachstehenden Frau Eskeles, bei der er Reichardt einführte (s. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, herausg. von Dr. E. K. Blümml, l. c., I., S. 627).

2) Fanni Freiin von Arnstein (1758—1818), eine Tochter des Berliner Bankiers Daniel Itzig, die einen der berühmtesten Salons Wiens unterhielt, wo sich Politik und Kunst in allen Größen vereinte (über sie besonders Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, herausg. v.

Anna Hauptmann, geb. Milder
E. Fr. Leybold del., Gustav Leybold sc.

freundin und ihre treffliche Schwester, Frau von Eskeles,[1]) empfingen mich sehr freundlich. Obgleich alle an Spieltischen beschäftigt, die in mehreren Zimmern verteilt waren, machten sie mich doch nach und nach mit dem interessantesten Teil der Gesellschaft bekannt. Eine der interessantesten Bekanntschaften für mich war das Fräulein von Kurzbeck,[2])

Dr. E. K. Blümml, l. c., I., S. 589 und s. Reg.; ein Bild von ihr: Denkwürdigkeiten aus Altösterr. I., vor S. 345). Eine sehr interessante Schilderung ihres Salons in: „Bemerkungen oder Briefe über Wien eines jung. Bayern usw. Leipzig, o. J., S. 111 ff."

1) Cäcilia Freiin von Eskeles (1760—1836), Schwester der vorigen, ebenfalls durch ihr gastfreies Haus in Hietzing bekannt, wo sie das vornehme und geistreiche Wien versammelte, besonders zur Kongreßzeit tonangebend; sie vertrat mit ihrer Schwester die preußische Politik. Ein Vortrag vom 19. Dez. 1814 besagt: „Die Damen Arnstein und Eskeles treiben skandaleuses Zeug, halten skandaleuse Propos, um für Preußen die Opinion zu gewinnen und zu stimmen. Sie halten sich ganz vorlaut auf über die Zensur ... kurz, diese zwei Damen sind skandalös preußisch ..." (s. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei, l. c., S. 306). Über den Salon dieser geistvollen Schwestern vgl. Gerning, Reise durch Österreich und Italien, 1802, I., S. 41; (Küttner), Reise durch Deutschland usw. 1801, 3. Bd., S. 453 ff.; C. U. D. v. Eggers, Reise durch Franken, Bayern, Österreich usw. Leipzig 1810, 4. Bd., S. 336 f.

2) Magdalena Edle von Kurzbeck, Tochter des Josef Edlen von Kurzbeck, des bekannten Buchdruckers, und seiner Frau Katharina, geb. Gerold, wurde am 17. März 1767 geboren und hat sich als Dilettantin im Klavierspiel rühmlich ausgezeichnet. Clementi wie Jos. Haydn, der ihr stets väterlich zugetan war, wie sie ihm kindlich, waren ihre Lehrer. Haydn hat seiner Wertschätzung für seine Schülerin besonderen Ausdruck dadurch gegeben, daß er ihr eine seiner letzten Klaviersonaten Es-dur, bei Artaria als op. 82 erschienen, auch sein letztes Klaviertrio Es-moll (ca. 1801) gewidmet hat. Sie war es auch, die den greisen Meister bewog, persönlich an der berühmten Aufführung der Schöpfung am 27. März 1808 teilzunehmen, sie und ihre Schwester geleiteten ihn auch hin und saßen an seiner Seite (s. Thayer-Riemann, Beethoven, l. c., 3. Bd., S. 59 f.; Prometheus, Eine Zeitschrift. Wien 1808, 3. Heft, Anzeig. 16). Jean de Carro,

das mir als die größte Klavierspielerin der hiesigen, musikalischen Welt vorgestellt wurde, und das will viel sagen. Nach allem, was ich längst von ihrem großen Talent gehört und in Dresden und Prag wieder gehört hatte, war ich wirklich auf ihre Bekanntschaft vorzüglich begierig. Sie empfing mich so gut und freundlich, als wär' es wirklich wahr, was sie mir mit gleichem erwiderte. Der Baron von Steigentesch,[1]) durch seine angenehmen, kleinen Poesien und einige

ihr Schwager schreibt in seinen „Mémoires, Carlsbad 1855, S. 40 f." über sie: „Mademoiselle Madeleine de Kurzbeck, ma belle-soeur, passait parmi les amateurs pianistes pour la première de Vienne, et quelques touristes l'avaient proclamée comme telle dans leurs ouvrages. Lorsque Josephe Haydn avait composé quelque nouvelle pièce de musique il venait très humblement prier Mlle. Madeleine de l'essayer la toute première, parceque, disait-il, il ne pouvait bien juger de la bonté de son travail que d'après l'extrême delicatesse de ses doigts. Presque sans voix l'un et l'autre, ils chantaient néanmoins des duos, qui avaient tout à la fois quelque chose de sépulcral et de céleste." Die „Vaterländischen Blätter, 1808, S. 52" schreiben über sie: „Der erste Platz (unter den Dilettantinnen im Piano) gebührt dem Frl. Magd. v. Kurzbeck, deren Spiel nach dem Ausspruche aller Kenner jenem des verstorbenen Mozart am ähnlichsten ist und welche auch sehr gründliche Einsicht in die musikalische Theorie besitzt." Auch der „Freimütige, 1803, Nr. 58" sagt, daß sie „hohen Sinn und tiefes Gefühl" in ihr Spiel legte. Frl. Kurzbeck starb hochbetagt und unvermählt in ziemlich dürftigen Umständen, nachdem eine langwierige Krankheit ihr Vermögen aufgezehrt hatte, am 4. Febr. 1845 zu Wien. In ihrem sehr bescheidenen Nachlaß befand sich noch ein Pianoforte, das wahrscheinlich der Trost ihres einsamen Alters geblieben (s. Ant. Mayer, Buchdruckergesch. Wiens, Wien 1887, 2. Bd., S. 49 f.; Verlassenschaftsakten, Landrecht, Fasz. V, Nr. 38 ex 1845; F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller, Wien 1821, S. 372).

1) August Freiherr von Steigentesch (1774—1826), Generalmajor und dramatischer Dichter (s. Goedecke V, S. 296; Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, l. c., I., S. 581; Gräfin L. Thürheim, Mein Leben, s. Reg.).

hübſche, kleine Theaterſtücke bekannt und hier ſehr beliebt, ſchien ſich auch für mich intereſſieren zu wollen. Er iſt ein ſehr ſtattlicher, jovialer Mann und ſoll ein ſehr angenehmes Garçonhaus machen. Von alten Bekannten fand ich auch manchen da. Herr von Sonnenfels[1]) und ſeine Gemahlin,[2]) die mich ehemals ſchon ſo freundlich in Wien aufnahmen u. a. m. Auch mit auswärtigen Bekanntſchaften traf ich mich da wieder zuſammen, mit dem Fürſten von Acerenza,[3]) den ich in Berlin gekannt, und einer Frau von

1) Joſef von Sonnenfels (1733—1817), zuerſt Soldat, dann Juriſt, Hauptvertreter der Aufklärung in Öſterreich (ſ. Wurzbach).

2) Thereſia von Sonnenfels, geb. Hay, geſt. am 15. Mai 1820 im Alter von 72 Jahren, wegen ihres munteren Witzes „Aſpaſia" in Freundeskreiſen genannt (ſ. Wurzbach, 35. Bd., S. 333). Ein ausführliches Porträt von ihr und ihrem Salon entwerfen die „Bemerkungen oder Briefe über Wien eines jungen Bayern uſw. Leipzig o. J., S. 55 ff."; Totenprotok. d. Stadt Wien).

3) Franz Pignatelli, Herzog von Acerenza, geſt. um 1856, ſeit 1801 mit der liederlichen Prinzeſſin Johanna von Kurland vermählt, trennte ſich bald von ihr, 1819 de facto geſchieden. Er bildet den Typus eines politiſchen Abenteurers, wahrſcheinlich ruſſiſcher Konfident. Darüber und die Beſtätigung, daß er im Arnſteinſchen Hauſe viel verkehrte, ſ. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei, l. c., ſ. Regiſt. Eine ſehr intereſſante Charakterſchilderung von ihm im Wiener Polizeiarchiv Nr. 2542 ex 1813: „La reine (de Naples) lui donna de l'argent et imagina le mariage avec cette Princesse de Curlande, qui s'était rendue célèbre par sa fuite avec un comedien et l'enfant qu'elle lui avait fait. Pignatelli pour avoir une fortune passa sur tout cela et épouse cette Princesse. A cette occasion il se fit lui-même Duc et se donna le titre d'Acciarenza (sic), petite ville de Calabre, apartenante à l'aîné de sa famille, celui-ci ne s'oppose pas, le roi en rit, et le titre passa comme d'autres. Etabli avec sa femme à Berlin il la ruina en peu d'années par ses dépenses et la plus sotte des administrations." Die Polizei berichtet noch, daß ſich 1806 die Frau von ihm trennte, um die Trümmer des Vermögens zu retten, und nennt ihn einen Induſtrieritter.

Severin[1]) aus Petersburg, mit der ich mich in Paris gekannt habe. Das ist ein echter Gewinn solcher großen glänzenden Versammlungsplätze, sich mit so verschiedenen älteren und neueren Bekannten aus verschiedenen Ländern und Zeiten wieder zusammen zu finden und den reichen Kreis immer noch zu erweitern.

Wir blieben bis nach zehn Uhr da — da sich dann die Gesellschaft allmählich entfernte —, weil mein Gefährte sich auf eine Spielpartie eingelassen hatte, ungeachtet Frau von Eskeles, die sich früher entfernte, die Güte hatte, mich sehr freundlich zum Souper einzuladen. Wir fanden dieses auch gegen elf Uhr bei ihr vollendet, und ohne ihre große Güte, für mich noch einmal servieren zu lassen, hätt' ich den ersten Tag in dem für Wohlleben berüchtigten Wien hungrig zu Bette gehen können. Denn mehrere Fremde, die wir da fanden, versicherten, daß ich nach elf Uhr in meinem Römischen Kaiser weiter nichts zu essen finden würde. Da hätt' ich denn allenfalls meine Rache an Herrn Nicolai[2]) und anderen Reisebeschreibern nehmen und ihnen förmlich den Prozeß machen können, daß sie mich durch die Üppigkeit ihrer Erzählungen in böse Hungersnot gebracht.

An dem kleinen, interessanten, runden Tisch der Frau von Eskeles fand ich auch den braven, verständigen Professor Schlichtegroll[3]) aus München, einen Herrn von

1) Die Ankunft eines Herrn Severin, Partikuliers aus Rußland, am 7. Aug. 1808 in Wien melden die „Vaterländ. Blätter, Wien 1808, S. 232", Reichardt erwähnt in seinen „Vertrauten Briefen aus Paris" die Bekanntschaft mit dieser Dame nicht.

2) Christof Friedr. Nicolai (1733—1811) mißhandelte Wien und die Wiener in seiner „Reise durch Deutschland und die Schweiz. Berlin 1781", besonders tadelte er sie wegen ihrer Völlerei.

3) Adolf Heinrich Friedr. Schlichtegroll (1765—1822), ausgezeichneter Numismatiker, früher Direktor des Münzkabinettes in Gotha, welches er 1806 nach Altona rettete, später Direktor der Hofbibliothek

Hecht[1]) aus Berlin und Herrn von Heß[2]) aus Hamburg. Du siehst, wie ich schon an das österreichische Herr-von gewöhnt bin. Diese, zufälligerweise alle im Römischen Kaiser einlogiert, in welchem auch Bartholdy mein Nebenmann ist, hatten schon vorher mit diesem verabredet, sich von ihm, der Wien schon besser kennt, in die lustigen Volkstanzsäle herumführen zu lassen, in welchen eben der letzte Tanzabend vor dem eintretenden Advent lustig begangen oder vielmehr besprungen wurde. Gegen Mitternacht stiegen wir zu dieser Lustfahrt nach den Vorstädten ein und fanden es sehr die Mühe belohnend. In einem der schönsten und größten Säle, die ich in der Art gesehen zu haben mich besinne, und in zehn bis zwölf durch Säulen abgesonderten Nebenkabinetten waren an fünf bis sechshundert und wohl mehr lustiger Menschen aus dem kleinen Bürgerstande, auch wohl von lockeren lustigen Vögeln, da in der lustigsten Bewegung, die man sich denken kann. Viele hübsche Gesichter und Gestalten mitunter. Da schien denn auch wieder das alte Wiener Wohlleben zu herrschen: alle Tische waren besetzt, und die Tanzenden gingen vom Walzer, ab und zu, an die Eß- und Trinktische. Doch ging alles sehr ordentlich zu, und der Wirt versicherte auf unsere Frage, es könne sich in dem Lokale niemand aus diesem großen Saale mit seinen offenen Hallen entfernen, und dort sei auch durchaus kein anderes geheimes Lokal vorhanden.

in München, Herausgeber des bekannten „Nekrolog der Deutschen", 1790—1806 (s. Weiller, S.s. Leben u. Wirken. München 1823).

1) Julius Hecht, königl. preußischer Kammeraſſessor aus Berlin, kommt von Venedig (wohnhaft Nr. 145) am 15. Nov. 1808 in Wien an (s. Vaterländ. Blätter f. d. österr. Kaiserstaat, Wien 1808, S. 421).

2) Jonas Ludwig von Heß, deutscher Arzt, Publizist und Romantiker, geb. zu Stralsund (Pommern), gest. zu Hamburg 20. Febr. 1823 (s. Öttinger, Moniteur; Goedeke 2. A., 5. Bd., S. 384, der die Lebensdaten nicht kennt).

So ward mir gleich der erste Abend in Wien auf mancherlei Weise interessant und lustig.

Diesen Vormittag habe ich mit mancherlei Gängen zugebracht, wozu das Wetter höchst einladend war. Wie hat sich Wien seit zwanzig Jahren verschönert! Fast ganze, schön angebaute Plätze sind neu entstanden; manches schöne Gebäude durch Wegräumung einer unwürdigen Umgebung zu freier Ansicht gekommen. Es ist doch eine wahrhaft große, herrliche Stadt; wenn es ihr gleich an recht großen, weiten Plätzen, auch an recht breiten, alignierten Straßen fehlt, die man in neueren Zeiten gewohnt ist, zu Haupteigenschaften großer Städte zu rechnen. Die alten Städte aller Länder haben diese selten und doch haben sie weit mehr und imposanter den Charakter großer Städte, als die neueren mit den geradesten Straßen und einförmig gehaltenen, hohen Häusern. Die gebogenen Straßen haben auch ihren Vorteil. Schöne, hohe Gebäude, die man in völlig alignierten Straßen nicht anders sieht, als wenn man die Seitenfronte dagegen macht, wozu bei recht hohen Häusern eine Straße doch selten breit genug ist, kommen durch die Biegung der Straßen dem Gehenden als gegenüberstehend in das Auge und werden so in einiger Entfernung ganz gesehen.

Es sind aber auch freie Plätze hier rundum mit schönen Gebäuden umgeben, wie der prächtige Josefsplatz, in dessen Mitte die recht brave Statue Josefs des Zweiten zu Pferde steht, von dem verdienten Bildhauer Zauner,[1] jetzigem Direktor der Malerakademie, gegossen. Eines der besten Werke neuerer Zeit dieser Art. Auf diesem schönen Platz fand ich auch zu meiner großen Freude das prächtige

1) Franz Zauner, Edler von Falpatann (1746—1822), seit 1806 Direktor der Akademie d. bild. Künste, Bildhauer (s. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, herausg. v. Dr. E. K. Blümml, l. c. I, S. 579).

große Haus unsers lieben Grafen von Fries.[1]) Ihn selbst fand ich nicht zu Hause, wohl aber seinen trefflichen Hausfreund, den Major Schwarz,[2]) mit dem ich eine angenehme Stunde verplauderte.

Dann fand ich auch noch unsern liebenswürdigen Grafen von Finkenstein,[3]) den preußischen Gesandten, mitten unter seinen schönen, italienischen und spanischen Büchern, die er hier fleißig und mit vielem Glücke ansehnlich vermehrt.

Viele andere Besuche habe ich vergeblich gemacht, denn alles geht hier gegen die Mittagsstunde umher. In den Hauptstraßen, die ich fast alle durchstrich, war auch ein gewaltiges Gedränge, in welches man sich aber oft recht gern

1) Siehe später I, S. 126.

2) Über einen Major Schwarz um diese Zeit konnte ich im k. k. Kriegsarchiv nichts finden, nach gütiger Mitteilung des Herrn Grafen August von Fries befinden sich in seinem Familienarchive noch viele Briefe des Majors Schwarz, der von Moritz Graf Fries zu den intimsten Verwendungen benützt wurde, so reiste er 1807 anläßlich des Todes der Gräfin Anna Fries nach Paris, um die Verlassenschaftsabhandlung durchzuführen. Er galt allgemein als Sekretär des Grafen und könnte möglicherweise auch ein Schweizer gewesen sein.

3) Graf Karl Finkenstein, geb. 17. Dez. 1772, war in der Pepinière der Legationsräte gebildet worden, hatte an der Friedensgesandtschaft zu Rastatt 1797 und 1798 teilgenommen und war sodann zur Wiener Gesandtschaft gekommen. Lang schildert ihn in seinen Memoiren als einen jungen bescheidenen, aber in Geschäften ganz unerfahrenen Mann, ohne Blüte, ohne Leben. Er war der Geliebte der berühmten Rahel, aber die Familie gab die Heirat nicht zu, erst nach seinem Tode heiratete sie Varnhagen. In ihrem Briefwechsel finden sich interessante Briefe über dieses Verhältnis. Finkenstein starb, vermählt mit einer Marquise Maria Rosa Bianca de Mello-Carvalho bereits am 29. Aug. 1811, nur 39 Jahre alt, als Gesandter in Wien (s. E. Vehse, Illustr. Geschichte d. preuß. Hofes. Stuttgart, II, S. 99 f.; Ottinger, Moniteur, wo Todesdatum falsch).

verwickelt sah, denn auf jedem Schritte begegnen einem liebe, reizende, schöne Geschöpfe. Das schöne Geschlecht ist hier überaus angenehm und reizend gebildet und so vorteilhaft gekleidet. Überall löste sich das Gedränge auch wieder so leicht auf, daß man nirgend darunter litt.

Den Mittag aß ich in einer kleinen Familiengesellschaft von zwölf Personen bei dem Baron von Arnstein[1]) recht angenehm, zwischen der prächtigen Mutter und der genialen Tochter, der Frau von Pereira,[2]) sitzend. Beim Dessert kamen auch dieser allerliebste Kinder. Welche herrlichen drei Knaben[3]) die kleine, feine Frau in vier Jahren geboren hat!

1) Nathan Adam von Arnstein (1743—1838), Mitchef des Hauses Arnstein und Eskeles (s. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, herausg. v. Dr. E. K. Blümml, l. c. I, S. 589).

2) Henriette Freiin v. Pereira (1780—1879), geb. Arnstein, auch sie hatte einen berühmten Salon, in dem Grillparzer, W. Menzel, Fel. Mendelssohn-Bartholdy u. a. verkehrten (s. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, herausg. v. Dr. E. K. Blümml, l. c. I., S. 589 f.). Eine begeisterte Schilderung ihrer Schönheit (s. ihr Bild „Denkwürdigkeiten aus Altösterreich II, S. 256) und ihres Charakters geben die „Bemerkungen oder Briefe über Wien eines jungen Bayern auf einer Reise durch Deutschland usw. Leipzig o. J. S. 72" unt. and.: „Wie der mild strahlende Orion am schön gestirnten, nächtlichen Himmel, so glänzt Henriette v. Arnstein durch Grazie, Schönheit und Geist am gesellschaftlichen Horizonte ihres väterlichen Hauses. Diese Metapher ist keineswegs zu stark, sie entspricht dem Gegenstande völlig und hätte ihre Mutter nicht eigenes Verdienst, so würde schon ein Blick auf die vollendete Bildung dieser 17jährigen Tochter eine Lobrede auf sie sein. Wenn nach den Begriffen der Kunstverständigen edle Einfachheit der wahre Charakter der Schönheit ist, so ist Henriette v. Arnstein es gewiß, frei von jedem Zwange atmet ihr ganzes Wesen jene reizende Naivität, jenes unnennbaren Etwas in Worten, Mienen, Körperhaltung usw., das ihrem Geschlechte den Sieg über jedes Männerherz, welches Gefühl besitzt, sichert usw. usw."

3) Ludwig (1803—1858), August (1811—1847) und Adolf (1805 bis 1846), s. Weimarer hist. gen. Taschenbuch des ges. Adels jeh-

Nathan Adam von Arnstein
Nach einer Lithographie von Frz. Eybl

Schön und lebensvoll, wie sie van Dyck nur je gemalt hat. Der Vater[1]) ist aber auch ein wohlgebildeter, interessanter Mann, von eigenem Charakter.

Abends sah ich im Theater am Kärntner Tor, das größer und vorteilhafter ist als das Burgtheater, die Mozartsche Oper Belmont und Constanze, und in dieser Rolle die bisherige erste Sängerin, Madame Campi.[2]) Sie zeigte einen großen Umfang der Stimme und viele Bravour in der Exekution. Dirzka,[3]) den Du vom weimarschen Theater her kennst, spielte und sang den Osmin nach hiesiger Weise recht komisch.

Da ich nicht Lust hatte, nach dem Theater, es war wohl zehn Uhr, denn das Theater geht erst um sieben Uhr an, noch irgendwo hinzugehen, macht' ich die Bekanntschaft

däischen Ursprunges. 1912, S. 193, August war damals noch nicht am Leben, wahrscheinlich ist ein Knabe gestorben, oder Verwechslung mit einem Mädchen Katharina (1806—1843).

1) Heinrich Freiherr v. Pereira (1773—1835), der von seinem Schwiegervater adoptiert wurde und 1810 den Freiherrnstand erhielt.

2) Antonie Campi, geb. Miclascewicz (1773—1822), berühmte Sängerin, begann ihre Laufbahn in Warschau, sang dann in Prag und Leipzig, nahm 1801 als erste Sängerin ein Engagement im Theater an der Wien und ging 1818 zum Wiener Hoftheater über, wo sie bis kurz vor ihrem Tod blieb, der in München erfolgte. C. sang musterhaft in der alten, italienischen Weise und war eine sogenannte Bravoursängerin (s. L. Eisenberg, Groß. biogr. Lexik. d. deutsch. Bühne, l. c., S. 149; s. Aug. Lehwald, Ges. Schriften. Wien 1845, 5. Bd., S. 149 f.).

3) Ignaz Karl Dirzka, geb. 1779, debütierte am 14. Mai 1808 im Kärntnerthortheater und trat damit in Engagement (s. Wien. Hoftheat.-Taschenbuch auf das Jahr 1809, S. 46) bis 1814, sodann wieder von 1817 bis 30. Nov. 1821, wo er pensioniert wurde. D. war auch Chordirektor, 1825 Inhaber einer Musikschule, zuletzt Regenschori bei St. Joseph an der Laimgrube (s. Katalog d. Porträtsammlung d. k. k. Intendanz, 2. Abt., Gruppe IV, S. 351).

der Table d'hôte in meinem Römischen Kaiser. Wenn das Essen auch gut genug war, so fand ich die Gesellschaft, die da in einem Saale so vereinzelt herumsitzt und das Essen portionsweise fordert und im stillen verschluckt, eben nicht unterhaltend. Es ist hier die besondere Einrichtung, daß der Hausinhaber, der hier wieder nur durch einen anderen vertreten wird, der gar nicht im Hause wohnt, nichts mit der Ökonomie zu tun hat. Ein besonderer Traiteur, der einen Teil des Hauses okkupiert, besorgt hier alles zum Essen und Trinken Gehörige; bis auf Kaffee und Tee, welchen wieder der Zimmerwärter besorgt, der in einem Hintergebäude auf dem Hofe wohnt, und bei dem man auch die Schlüssel zu lassen pflegt, wenn man ausgeht. Dieses gibt der Bewirtung in den hiesigen Gasthöfen etwas Verworrenes und Unbequemes. Zu jedem Bedürfnis muß man sich seine besonderen Leute aufsuchen und errufen und erklingeln. Man bleibt daher auch nicht gerne lange im Gasthofe. Die Privathäuser, die häufig Zimmer vermieten, sollen aber so besetzt sein von Fremden, daß es sehr schwer halten soll, eine angenehme Wohnung in einem solchen Hause zu finden. Zettel habe ich an Fenstern und Türen genug gesehen, welche möblierte Zimmer ausbieten; aber die meisten, welche ich ansah, betrafen Zimmer im dritten, vierten Stock, oder hinten auf dem Hofe. Da ich hier aber genug in die Länge und Breite zu gehen haben werde, so mag ich mir nicht noch die Höhe dazu aufbürden; und in einer großen Stadt auf einem engen, dunkeln Hofe, wie die Höfe hier in dieser enggebauten Stadt fast alle sind, zu wohnen, ist mir auch nicht gemütlich. Überdem ist es für die erste Zeit des Aufenthalts in einer großen Stadt sehr bequem, leicht aufgefunden zu werden, und das ist in einem bekannten Gasthofe doch immer eher der Fall, als in einem Privathause; besonders hier in Wien, wo es Häuser gibt,

in denen einige tausend Menschen wohnen, und die so viele innere Höfe haben, daß man die Nummer des Hofes und wieder die Nummer der Treppen des Hofes und dann noch die Nummer des Zimmers in dem Stocke zu beschreiben hat. Doch von alledem bei künftiger, näherer Bekanntschaft ein mehreres.

Hätte ich heute nicht versäumt gehabt, früher Feuer in meinem Zimmer zu bestellen, so wär' ich lieber gleich zum lieben, einsamen Abendtee auf mein recht angenehm geräumiges Zimmer gegangen; denn des Abends gefällt mir dieses besser als bei Tage, da nach der gewöhnlichen, hiesigen Gasthofsweise die hohen, mit großen Scheiben versehenen, doppelten Fenster wohl seit Jahr und Tag nicht gewaschen worden sein mögen und durchaus braun anzusehen sind, auch kaum so viel Licht durchlassen, daß ich an dem dicht an das Fenster gestellten Schreibepulte bei Tage nur eben noch genug sehe, um schreiben zu können. Dazu war der Tag heute noch überaus schön und helle; wie will das bei trüben Tagen werden!

Elfter Brief

Wien, den 30. November 1808.

Es ist mir bereits so wohl geworden, Glucks Iphigenia von der prächtigen Milder zu hören. Sie wurde vor einigen Tagen[1]) im Burgtheater gegeben, dessen Beschränktheit für Dekorationen und Aufzüge der ganzen Vorstellung zwar nicht vorteilhaft war. Aber die herrliche Stimme der Künstlerin habe ich in ihrer ganzen Schönheit und Fülle genossen und bin wahrlich entzückt davon. Es ist ausgemacht die schönste, vollste, reinste Stimme, die ich in meinem Leben in Italien, Deutschland, Frankreich und England je gehört habe. Auch ihre Gestalt und ihr Spiel war edel und groß. In der Deklamation und dem ganzen Vortrage des Rezitativs, in welchem sie vielleicht zu sehr nach der vollkommensten Deutlichkeit und Verständlichkeit fürs ganze Haus strebte und zuviel lange Silben, besonders in den Endsilben, hören ließ, hatte sie nicht den Geist und das Feuer unserer braven Schick,[2]) wie mehrere Berliner in meiner Nähe, auf welche gerade dieses und die glänzendere, äußere Vorstellung in Berlin besonders gewirkt haben mochte, mit Recht bemerkten. Mir war die Milder darum doch im ganzen durch ihre herrliche, immer voll und weich reinklingende Stimme und durch ihre heroische Gestalt und Aktion unendlich lieber. Sie hat eine echt tragische Repräsentation, ohne alle affektierte Operntritte und Schritte und Verdrehungen des Leibes und Halses.

Von allem übrigen jener Vorstellung sag' ich Dir noch

1) Am 26. November (s. Wien. Hoftheat. Taschenbuch auf d. Jahr 1810, S. 16).

2) Margarete Schick (1773—1809), Sängerin, debütierte 1791 in Mainz, seit 1794 bis zu ihrem frühen Tod in Berlin an der Hofoper (s. L. Eisenberg, Groß. biogr. Lexik. der deutsch. Bühne, S. 880f.).

nichts, und auch nicht eher etwas, als bis ich die Theater und Orchester alle genau kennen gelernt habe. Es ist ein gar zu mißliches Ding um das Urteil über ein großes Publikum, das seinen eigenen Nationalgeschmack hat, und über Künstler, die für und durch diesen Geschmack gebildet werden.

So viel nur vom Ballett, daß, wenn es auch den glänzenden, charaktervollen, in der Ausführung so überschwenglich ganz einzig reichen Balletts des Pariser Operntheaters bei weitem nicht gleich kam, doch weit mehr künstliche Anordnung und größere Ausführung in den hiesigen Balletts ist, als in den berlinischen, sowohl auf dem Nationaltheater als auf dem italienischen Operntheater bisher stattgehabt hat.

Bei einem angenehmen Diner bei Herrn von Pereira habe ich auch die interessante Bekanntschaft Carpanis, des Dichters mehrerer beliebter, italienischer Opern, als Camilla u. a., gemacht, und in ihm einen angenehm gesprächigen Weltmann kennen gelernt, der viel Sinn und Geschmack für Künste und besonders für Musik hat. Wir haben uns am Fortepiano eine halbe Stunde angenehm unterhalten. Er selbst hat seine so vielfach komponierte Kanzonetta, die ich Dir von Dresden schickte, auch komponiert und schien auch mit meiner Komposition zufrieden zu sein. Er ließ sie sich mehrere Male vorsingen und verlangte von ihr eine Abschrift für eine polnische Gräfin Rzewuska,[1])

1) Alexandra Rosalia Rzewuska, geb. Lubomirska 1791, gest. zu Warschau 11. Januar 1865, hatte als Kind in Frankreich (vgl. Denkwürdigkeiten aus Altösterr. I, S. 241ff.), wo ihre Mutter guillotiniert wurde, äußerst romantische Schicksale. Sie wurde in der Folge in Berlin und Wien erzogen und heiratete in Wien den Grafen Wenzel Rzewuski, wo sie nun lebte und beim Wiener Kongreß besonders glänzte. Im J. 1822 war sie infolge mißlicher Vermögensverhältnisse gezwungen, sich auf ihre Güter in Polen zurückzuziehen,

die jene sonderbare Sammlung eigentlich veranstaltet und auf ihre Kosten hat stechen lassen, die eine höchst liebenswürdige Frau und enthusiastische Freundin der Musik sein soll. Carpani will mich nächstens bei ihr einführen.

Eine sehr interessante und für mich sehr bedeutende Bekanntschaft habe ich an dem Dichter Collin[1] gemacht. Herr von Seckendorff,[2] der sich hier schon seit einem Jahre und länger aufhält und sich sehr freundlich für mich interessiert, hatte mich bei ihm angemeldet, und ich besuchte ihn, der

wo sie nun lange Zeit verbrachte, bis sich ihre Lage gebessert hatte. Sodann kehrte sie wieder nach Wien zurück, wo sie in ihrem Hause einen äußerst angenehmen geselligen Vereinigungspunkt für Gebildete aus verschiedenen Kreisen der Hauptstadt schuf. Anfangs der dreißiger Jahre übersiedelte sie wieder nach Warschau, wo sie fortan lebte und noch eine Reihe schwerer Schicksalsschläge erdulden mußte. Sie war eine hochgebildete Frau, die stets Anschluß an hervorragende Geister ihrer Zeit suchte, war selbst schriftstellerisch tätig und hat hochinteressante Memoiren hinterlassen, die wir hoffentlich eines Tages unseren Lesern vorlegen können werden. Auch auf humanitärem Gebiete (Gründung des Marienspitales in Baden bei Wien) hat sie sich hervorgetan (s. Wurzbach, 27. Bd., S. 340 ff.).

1) Heinrich Josef von Collin (1771—1811), Hofrat und besonders dramatischer Dichter (s. Goedeke, 2. A., 6. Bd., S. 105 ff.; Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, herausg. v. Dr. E. K. Blümml, l. c., s. Regist.).

2) Franz Karl Leopold Freiherr von Seckendorff-Aberdar, Dichter, geb. am 2. Dez. 1775 in Ansbach, studierte in Göttingen und Jena die Rechte, wurde Regierungsassessor in Weimar, 1802 Regierungsrat in Württemberg. 1805 beschuldigte man ihn der Teilnahme an verräterischen Umtrieben und setzte ihn auf den Asperg, aber in demselben Jahre wurde er freigesprochen. Nun widmete er sich ganz der Literatur, zog 1808 nach Wien, um dort den „Prometheus" herauszugeben. Beim Ausbruch des Krieges trat er als Hauptmann in die österreichische Landwehr, am 6. Mai 1809 wurde er in dem Gefechte bei Ebelsberg in der Nähe von Linz verwundet und verbrannte an demselben Tage mit dem Hause, in das man ihn gebracht hatte (s. Goedeke, 2. A., 6. Bd., S. 111 f.).

den ganzen Tag leider in der Hofkriegskanzlei als Hofsekretär zu arbeiten haben soll, in der Abendstunde, um ihn sicherer und allein zu finden. Dies gelang mir auch, und der edle Dichter des Regulus[1]) und Coriolan,[2]) ein kräftiger Mann von Geist und Gefühl, empfing mich mit der ganzen österreichischen Treuherzigkeit und Freundlichkeit, die ich an dieser braven Nation so innig liebe, so höchst unbefangen, daß er mir vom ersten Augenblick an sehr lieb und wert ward. Selbst seine ganz vollkommen österreichische Sprache befremdete mich ebensowenig, als seine äußere Gestalt, die, bis auf die hellen, blauen, echt genialischen Künstleraugen, auf den ersten Anblick eher einen wackeren, kräftigen Bürger, als den tragischen Dichter zu versprechen scheint. Er schien sich mit mir auch bald zu gefallen und hatte die Güte, mir ein schönes, kräftiges Operngedicht vorzulesen. Es war Bradamante[3]) nach dem Ariost; voll Gefühl und Leben, reich an Situationen und Tableaus, an Tänzen und Chören, recht leicht und schön versifiziert. Er las, oder vielmehr deklamierte, es auch mit mehr Feuer und Ausdruck, als die meisten Dichter ihre Verse gewöhnlich vorzutragen pflegen; in starken Stellen und malerischen Versen mit echt dichterischem Enthusiasmus und der großen Mannigfaltigkeit in Tönen, ohne welche ein reiches, lebensvolles Gedicht nicht mit Wahrheit vorgetragen werden kann, welche aber die meisten Deklamatoren, vielleicht aus Scheu für ihre prosaischen Zuhörer, als unanständig zu

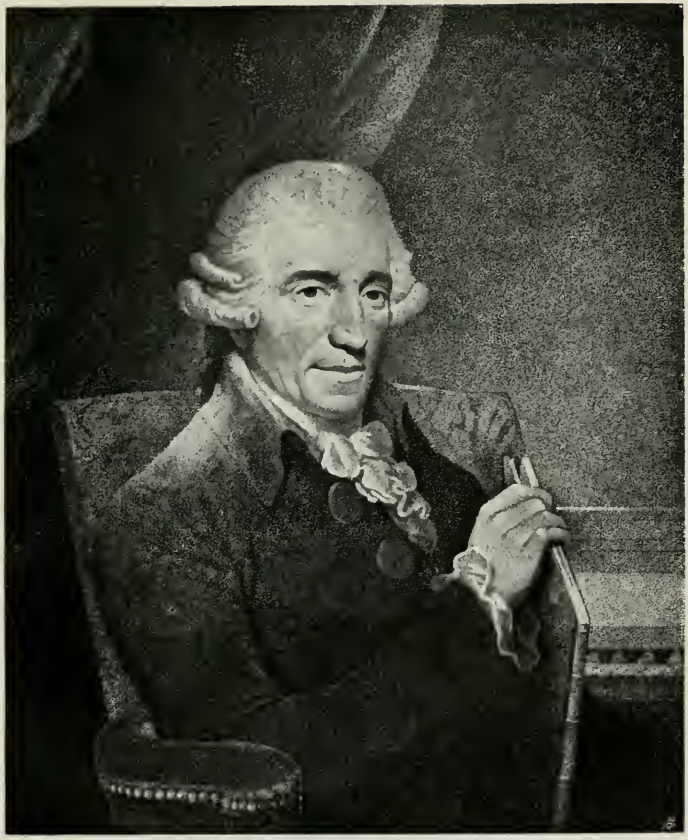
1) Regulus. Eine Tragödie in 5 Aufz. Berlin 1802. 8°.
2) Coriolan. Ein Trauerspiel in 5 Aufz. Berlin 1804, 8°.
3) Bradamante, ein lyrisches Schauspiel in 4 Aufz. nach Ariost, als Oper mit Musik von J. Fr. Reichardt, 1809 vollendet, aber nie aufgeführt; gedruckt im 3. Bd. der sämtl. Werke von H. J. v. Collin. Wien 1812 (s. Goedeke, 2. A., 6. Bd., S. 107). Auch Beethoven interessierte sich für den Text und war erzürnt, daß Collin Reichardt vorzog (s. spät.).

vermeiden scheinen. Viele deutsche Stimmen haben aber auch wohl nicht die Biegsamkeit und den Umfang, der zur poetischen Deklamation erfordert wird.

Da der Dichter sah, wie sehr mir sein Gedicht gefiel, trug er es mir zur Komposition an, und ich griff mit Freuden zu. Die Direktion hat die Oper bereits angenommen und erklärt, daß sie etwas an die Vorstellung derselben wenden wolle. Der Dichter hatte sie früher auch schon dem braven Beethoven zugedacht; dieser konnte sich aber darüber mit der Direktion nicht verständigen. Das, hoff' ich, soll mir nicht schwer werden. Die große, zuvorkommende Artigkeit, und ich darf wohl sagen Achtung, mit der man mir hier, weit über mein Erwarten, überall entgegenkommt, gibt mir Vertrauen und läßt mich alles hoffen. Der brave Collin entließ mich mit dem angenehmen Versprechen, mir recht bald eine Abschrift seines schönen Gedichts zu bringen.

Mich hat schon recht nach dem ganz freien, ruhigen Moment gebangt, Dir eine rührende Szene, die ich mit dem alten Haydn gehabt, treu zu beschreiben. Das Fräulein von Kurzbeck, das er väterlich liebt, und Frau von Pereira, für ihn, wie für alles Große und Schöne, voll Enthusiasmus, führte mich hinaus. Vorher ließ mich die erste, gleichsam als würdige Ouvertüre zu der Szene, eine große, schwere Sonate von unserm verewigten Prinz Louis Ferdinand auf ihrem Fortepiano hören. Sie spielte sie ganz meisterhaft, mit ebenso zartem Ausdruck, als mit der vollendetsten Exekution, die an Reinheit und Deutlichkeit durchaus nichts zu wünschen übrig ließ. Sie ist eine Schülerin von Clementi.[1])

1) Muzio Clementi, geb. zwischen 1750—52 in Rom, gest. 9. März 1832 zu Evesham in England, Komponist und einer der größten Klavierspieler seiner Zeit, ging 1766 nach London, 1780 nach Paris und 1780—81 nach Wien, wo er sich nach Haydns und Mozarts



Josef Haydn
Gemalt und gestochen von T. Hardy

In einer der entferntesten Vorstädte hatten wir bis in die hintersten Gäßchen und Winkel fast eine Stunde zu fahren. Da fanden wir den herrlichen Alten in einem kleinen, aber doch ganz artigen Gartenhause, das ihm gehört, eine Treppe hoch, in einem kleinen Zimmer, an einem mit grünem Tuch überdeckten Tische sitzen, ganz angekleidet in einem einfachen, aber reinlichen, grauen Tuchkleide mit weißen Knöpfen, und einer zierlich frisierten und gepuderten Lockenperücke, saß er sehr steif und fast starr, dicht an den Tisch gerückt, beide Hände auf dem Tische, einem lebhaften Wachsbilde nicht unähnlich. Das Fräulein von Kurzbeck erklärte ihm erst, daß sie mich ihm gerne vorstellen wolle; ich besorgte fast, er würde meinen Namen nicht kennen oder sich dessen doch in diesem Zustande der Apathie nicht erinnern, und ward wirklich betroffen, und ich kann aufrichtig sagen, beschämt, als der alte Held seine immer noch lebhaft blitzenden Augen weiter auftat und sagte: „Reichardt? ein — — Mann! wo ist er?" ich war eben hereingetreten, und er rief mir mit über den Tisch hin ausgestreckten Armen zu: „Bester Reichardt, komm doch! ich muß dich ans Herz drücken!" Und nun küßte er mich mit heftigem, krampfigem Händedruck. Dann fuhr er mir dreiviermal mit der dürren Hand über beide Backen und sagte zu den anderen: „Was mich das freut, daß der — — Künstler auch solch ehrliches, gutes Gesicht hat." Ich setzte mich neben ihn und behielt seine Hand in der meinen. Er sah mich eine Weile gerührt an und sagte dann: „Noch so frisch! ach, ich hab' zuviel den Geist angestrengt, ich bin schon ganz Kind," und weinte bittere Tränen. Die Damen wollten

Kompositionen bildete. Im Jahre 1782 ging er wieder nach London, Paris und Wien besuchte er nochmals, Wien 1807, wo er mit Beethoven einen Kontrakt schloß. Clementi hatte auch eine große Musikalienhandlung in London (s. R. Eitner, l. c., 2. Bd., S. 466 ff.).

abbrechen, um ihn zu schonen. „Nein, laßt mich Kinder," rief der liebe Alte, „das tut mir wohl, es sind wahrhaftig Freudentränen über den Mann da, dem wird's besser ergehen." Ich konnte selten ein herziges, dankbares Wort hervorbringen, konnte ihm nur recht herzlich die Hand küssen.

Frau von Pereira, die er mit seinem schwachen Gedächtnis anfänglich nicht erkannte, erinnerte ihn im kindlichen, spielenden Ton an allerlei Späße, und er kam bald auch mit ihr in diesen Ton, den er immer sehr geliebt haben soll. Nun meinten die Damen aber, wir müßten den schwachen Alten verlassen, es griffe ihn doch am Ende zu sehr an, und nahmen Abschied. Kaum waren wir aber zur Stubentür hinaus, so rief er uns zurück und sagte: „Ich muß dem Reichardt doch auch meine Schätze zeigen." Da brachte eine Aufwärterin allerlei schöne, zum Teil kostbare Sachen herbei. Das Interessanteste darunter war eine ziemlich große, flache Kassette, welche die Fürstin Esterházy,[1]) die Gemahlin des jetzt regierenden Fürsten, Sohn[2]) des fast lebenslangen Herrn unsers Haydn, ihm hatte, nach ihrer eigenen sorgfältigen Angabe, machen lassen. Sie war von schwarzem Ebenholz, stark in Gold gefaßt und mit goldenen Basreliefs verziert. Auf dem Deckel war die rührende, schöne Szene im Akademiesaal gemalt, die bei der letzten, großen Aufführung[3]) von Haydns Schöpfung zur wahren

1) Fürstin Marie Esterházy, geb. Liechtenstein (1768—1845), die Gönnerin Haydns, heiratete 1783 Nikolaus III. Fürst Esterházy (1765—1833), den Napoleon als Wahlkönig für Ungarn aufstellte. Näheres über sie in: „Denkwürdigkeiten aus Altösterreich, Bd. I, II, VII, VIII, s. Reg."

2) Nikolaus III. Esterházy war nicht der Sohn, sondern der Enkel von Niklas Josef (1714—1790), aus dessen Musikschule Haydn hervorging.

3) Am 27. März 1808 (s. Leop. Schmidt, Joseph Haydn, Berlin 1898, S. 103 f.).

Apotheose für den Künstler wurde. — (Collin sagte mir letzt auch ein recht schönes, beschreibendes Gedicht über diese Szene vor.)[1]) In der Kassette lag ein großes prächtiges Stammbuch, auch schwarz mit Gold, der Fürstin Namenszug darauf, und inwendig die herzlichsten Inschriften von der ganzen fürstlichen Familie. Ich müßte der erste Künstler sein, der sich einschriebe, sagte mir der liebe Alte, er würde mir's schicken. Die ganze Kassette war übrigens zu beiden Seiten mit dem zierlichsten Schreibzeuge und allerlei kleinen angenehmen und nützlichen Instrumenten von feiner englischer Stahlarbeit und Gold angefüllt.

Dann zeigte er mir noch eine große Anzahl goldener Medaillen von der Petersburger musikalischen Gesellschaft,[2]) von dem Pariser Konzert,[3]) für welches er mehrere Symphonien eigens komponiert hat, und von vielen anderen; auch einen ganz herrlichen Ring vom russischen Kaiser; Diplome vom Pariser Nationalinstitut, vom Wiener Bürgerrecht[4]) und viele andere dergleichen Dinge noch. Der gute Alte schien recht froh darin zurückzuleben.

Als wir denn nach einer guten Stunde wirklich Abschied nahmen, behielt er mich allein noch fest an der Hand und sagte mir unter vielen Küssen, ich müßte ihn, solange ich hier bliebe, wenigstens einmal die Woche besuchen. Mit kleinen, ängstlichen Zügen des Geizes, mitten unter seinen Reichtümern, die er nicht einmal mehr benutzen konnte,

1) „An Joseph Haydn bey Aufführung der Schöpfung im Universitätssaale zu Wien" (s. H. J. v. Collin, Gedichte, Wien 1812, S. 128 f., 184, das Gedicht dürfte auch im Einzeldruck vorhanden sein, da es ihm bei dieser Gelegenheit überreicht wurde).

2) Im Jahre 1802 (eine Abbildung b. L. Schmidt, Joseph Haydn, l. c., S. 103).

3) Die Pariser Medaille (L'An IX) s. Abbildung b. L. Schmidt, l. c., S. 103).

4) Im Jahre 1804 (s. Schmidt, l. c., S. 103).

mag ich diese Erzählung nicht beschmutzen; es ging mir aber durch die Seele.[1])

Auch den braven Beethoven hab' ich endlich ausgefragt und besucht. Man kümmert sich hier so wenig um ihn, daß mir niemand seine Wohnung zu sagen wußte, und es mir wirklich recht viel Mühe kostete, ihn auszufragen. Endlich fand ich ihn in einer großen, wüsten, einsamen Wohnung. Er sah anfänglich so finster aus, wie seine Wohnung, erheiterte sich aber bald, schien ebensowohl Freude zu haben, mich wieder zu sehen, als ich an ihm herzliche Freude hatte; äußerte sich auch über manches, was mir zu wissen nötig war, sehr bieder und herzig. Es ist eine kräftige Natur, dem Äußeren nach zyklopenartig, aber doch recht innig, herzig und gut. Er wohnt und lebt viel bei einer ungarischen Gräfin Erdödy,[2]) die den vorderen Teil des großen Hauses bewohnt, hat sich aber von dem Fürsten Lichnowski,[3]) der

1) Über Besuche bei dem alten Haydn vgl. L. Schmidt, l. c., S. 110 f.; wenn Haydn einen Besuch erwartete steckte er gern einen Brillantring an und schmückte sein Kleid mit dem roten Band der Bürgermedaille, wenn er guter Laune war, pflegte er wohl seinen Schrank aufzuschließen und die Andenken, Diplome, Medaillen, die er in einer besonderen Kasette verwahrt hielt, vorzuzeigen.

2) Marie Gräfin Erdödy; über sie später. Beethoven wohnte damals bei ihr I, Krugerstraße 1074 (alt), s. A. W. Thayer, L. v. Beethovens Leben, ergänzt v. H. Riemann. Leipzig 1911, 3. Bd., S. 70.

3) Karl Fürst Lichnowski (1756—1814), lange Zeit der Mäzen Beethovens, etwa von 1795 an, er veranlaßte die Ausgabe von Op. 1. bei Artaria und zahlte auch das Honorar dafür durch den Verleger, in seinem Hause wohnte Beethoven auch als Gast, von ihm bekam er Instrumente und schließlich ein Jahresgehalt von 600 fl. Im Herbst 1806 kam es aber zwischen L. und B. zum Bruch, als der letztere auf dem Schlosse des Fürsten zu Grätz bei Troppau weilte. Beethoven sollte auf des Fürsten Wunsch französische Offiziere mit seinem Klavierspiel unterhalten, was der Meister ablehnte, als ihn der Fürst zwingen wollte, kam es zu widerlichen Szenen, und

Maria Sophie Fürſtin Eſterházy von Galantha

den oberen Teil des Hauses bewohnt, und bei dem er sich einige Jahre ganz aufhielt, gänzlich getrennt. Ich wollte diesen auch besuchen, der auch mir ein alter Bekannter ist, und seine Gemahlin,[1]) eine Tochter der vortrefflichen Gräfin von Thun, der ich den größten Teil der Annehmlichkeiten meines ersten Wiener Aufenthalts[2]) verdanke; fand aber beide nicht, erfuhr auch bald, daß die Fürstin sehr eingezogen lebe.

Salieri,[3]) der sein eigenes, ansehnliches Haus bewohnt, fand ich in einem großen Tuchmantel über dem Kleide und Überrocke in seiner ganz mit Musik und musikalischen Instrumenten angefüllten, großen Stube sitzen, weil er nie einheizen läßt; er wollte, ich sollte meinen großen Mantel,

Beethoven entfloh bei Nacht und Nebel (s. Th. v. Frimmel, L. v. Beethoven. Berlin 1901, S. 24, 26, 30 f., 39 f.). Eine sehr ungünstige Schilderung des Charakters des Fürsten gibt auch Gräfin Lulu Thürheim (Mein Leben, herausg. von René van Rhyn, l. c. II, S. 19, 20), die ihn „einen zynischen Wüstling und schamlosen Feigling" nennt.

1) Christine Gräfin Thun-Klösterle (1765—1841) hatte 1788 den Fürsten Karl Lichnowski geheiratet. Die Ehe scheint keine glückliche gewesen zu sein, wohl durch Verschulden des Gatten (über dies und ihre sonderbaren Charaktereigenschaften vgl. Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben, l. c. II, S. 18 ff., daselbst S. 272 auch ihr Porträt).

2) Im Jahre 1783, wo er von der Gräfin Wilhelmine Thun geb. Uhlefeldt (gest. 1800) gastlich aufgenommen wurde (s. Allg. deutsch. Biogr., 27. Bd., S. 634).

3) Antonio Salieri (1750—1825), berühmter Komponist, der 1766 nach Wien kam und 1774 zum kaiserlichen Kapellmeister ernannt wurde. Salieri war zeitweise in Paris, wo er große Erfolge hatte und von Gluck gefördert wurde. 1785 zurückgekehrt, wurde er mit der Operndirektion in Wien (1788) betraut, welche Stelle er aber 1792 abgeben mußte und dafür nur die Kirchenmusik der Hofkapelle besorgte. 1824 schied er aus dem Dienst, in den letzten Jahren machten sich Anfälle von Geistesstörungen bei ihm bemerkbar (s. J. F. Edl. v. Mosel, Über das Leben und die Werke des Anton S., Wien 1827).

den ich im Vorzimmer gelassen, wieder umnehmen; ich war aber in dem Augenblick nicht so frostig, wiewohl ich gewöhnlich auch nicht so hart sein könnte, als diese derbe italienische Natur. Er hat zwar gealtert, seit ich ihn nicht sah, ist aber doch noch der ganz ausgezeichnet feine, gewandte, italienische Mann in Physiognomie und Betragen, der er sich immer zeigte. Auch er sprach mir freundlich und vertrauensvoll über vieles und charakterisierte mir die Sänger und Orchester der verschiedenen Theater mit ebensoviel Offenheit als Genauigkeit. Ich verließ ihn mit angenehmem, dankbarem Gefühl.

Nach diesen Künstlerbesuchen hatte ich einen sehr angenehmen, interessanten Mittag bei dem Grafen von Fries.[1])

1) Moritz I., Graf Fries (1777—1826), genoß eine ausgezeichnete Erziehung, Goethes Freund Lerse war einer seiner Hofmeister in Leipzig, wo er 1794—1797 studierte. Bis 1801 standen seine Güter unter Vormundschaft und als er in diesem Jahr sein Vermögen in eigene Administration nahm — das Jahr vorher hatte er geheiratet — war er einer der reichsten Männer Österreichs und mit 80% an dem von seinem Vater so hoch gebrachten Bankhaus Fries und Cie. beteiligt. In den ersten Jahren seiner Selbständigkeit betrug der Gewinnanteil oft in einem halben Jahre 300—400 000 fl. Leider hielt der Graf, von Natur aus zur Eitelkeit geneigt, sein Vermögen für unerschöpflich und trieb einen Luxus und Aufwand, dem selbst sein Vermögen nicht Stand zu halten vermochte. Ungeheure Summen verwendete er nur allein auf die Ausschmückung seines Palais auf dem Josephsplatz und hat hier freilich als Mäzen die österreichischen Künstler in jeder Weise gefördert. In welcher Weise mit dem Geld herumgeworfen wurde, bezeugt eine Rechnung aus dem Jahre 1811, wo für Beleuchtung nicht weniger als 17 801 Gulden im Jahre verbraucht wurden. Trotz verschiedener Gutsverkäufe ging das Bankgeschäft immer mehr zurück und als letzte Rettung betrachtete man endlich die Entfernung des Grafen aus dem Bankgeschäft im Jahre 1824 (s. Aug. Graf Fries, Die Grafen von Fries. Dresden 1903, S. 75ff.). Eine sehr interessante Schilderung des Salons bei Fries und des Grafen selbst findet sich in „Bemerkungen oder Briefe über

Auch die Reichsten empfinden hier den Einfluß der bösen Zeit, besonders durch ihre Handelsverbindungen mit Italien; und dieses große, ehedem durch Pracht und Großleben ebenso, als durch Geschmack und Feinheit ausgezeichnete Haus, hat manche Reform erlitten. Zu den äußeren Umständen, und daß ein vieljähriger Kompagnon des Handelshauses sich aus der Handlung zog, ein anderer starb, und zur Bestreitung der vielfachen großen Geschäfte nur noch einer blieb,[1]) wodurch der junge Graf, der bisher mehr den Wissenschaften und den Künsten gelebt, gezwungen wurde, sich selbst der Handlung so ernstlich anzunehmen, daß er selbst im verwichenen Sommer nur Sonntags auf eines seiner zunächst gelegenen, herrschaftlichen Güter[2]) gehen konnte; zu diesem ist auch noch das häusliche Unglück gekommen, daß er von sechs Kindern, die ihm seine schöne, liebenswürdige Gemahlin, eine Prinzessin von Carolath,[3]) dünkt mich, geboren, die beiden ältesten plötzlich an

Wien eines jungen Bayern usw. Leipzig, S. 79ff.", worin unter anderen: „... die Liebe für die schönen Künste scheint ihm von seinem Vater angestammt; Talente jeder Art, verbunden mit einem festen, männlichen Sinn, gab ihm Mutter Natur; ich habe nie Form und Geist in einer so schönen Ebenmäßigkeit angetroffen; dabei versteht er den heiligen Sinn des Lebens, er genießt die Annehmlichkeiten, welche ihm der Besitz seiner Schätze gewährt, doch fühlt er zugleich das Bedürfnis der Mitteilung in sich ... Wöchentlich ist Assemblee ..."

1) Fries hatte tatsächlich damals drei Mitkompagnons, und zwar 1. Joh. Jakob Freiherr v. Gontard (gest. 1819), 2. Joh. Mich. Vogel Freih. v. Friesenhof (gest. 1812), 3. Alexander von Brevilliers (s. Aug. Graf Fries, Die Grafen von Fries, Dresd. 1903, S. 67, 78, 184); davon ist Alexander von Brevilliers am 31. März 1808 (s. Todtenprotok. d. Stadt Wien) gestorben, wie eben Reichardt schreibt.

2) Gemeint ist Vöslau.

3) Reichardt irrt sich, Graf Fries war mit Fürstin Marie Therese Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (geb. 26. Januar

einer bösartigen Bräune starben,[1]) die hier epidemisch war und jene Kinder zuerst ergriff, ehe die Ärzte sie noch gehörig kannten und zu behandeln wußten. Die edle Mutter, die ganz ihren Kindern lebt, jetzt eben das sechste Kind mit derselben Gewissenhaftigkeit und strengen Eingezogenheit stillt, die auch Du Dir stets zum Gesetze machtest, hat sich fast ganz aus der großen Welt zurückgezogen, lebt ihrem Hause und ihren nächsten Freunden nun ganz. Für diese und alle, die das Glück haben mit ihnen zu sein, hat das Leben in diesem edlen Hause dadurch ein neues, dauerndes Interesse gewonnen, für sie selbst wohl auch: denn nichts scheint mir glücklicher zu sein, als, im Besitze aller wahrhaft beglückenden Güter des Lebens, den freien Genuß seiner selbst und einer frei und sorgfältig gewählten Gesellschaft zu haben, entfernt von dem seel- und liebelosen Geräusch der großen Welt, welches zwar vielen reizende und unterhaltende Stunden gewähren kann, aber denen, die die Last des großen, offenen Hauses davon tragen, selten frohe und noch weniger ruhige, genußvolle Momente geben wird.

Es war ein sehr angenehmer Mittag in kleiner, gewählter Gesellschaft, der alles gewährte, was der Reichtum Angenehmes hat, ohne Ostentation und ohne so großen Überfluß, wie man sonst hier sah, und was das Beste ist, ohne allen Zwang. Feine, französische Weine und köstlicher Rheinwein waren für mich auch keine geringe Annehmlichkeit bei diesem feinen Diner, da ich mich mit den österreichischen

1779) seit 1800 vermählt, ihr Tod erfolgte am 25. Sept. 1819 zu Wöslau (über sie vgl. Aug. Graf Fries, Die Grafen von Fries, l. c. S. 79, 83 f., 86).

1) Die Gräfin gebar laut Stammtafel bis 1816 zehn Kinder, bis Reichardts Anwesenheit nur fünf, nicht sechs, davon ist Karl Josef schon 1804 und Ferdinand erst 1809 gestorben, Moritz, das zweitälteste Kind, starb erst 1887.

Karl Friedrich Klemens Weinmüller
Aquarell von Bernhard v. Schrötter (1817)

und ungarischen Weinen, die hier gewöhnlich getrunken werden, noch nicht recht vertragen kann. Das edle Paar entließ mich, nach alter Wiener Gastfreiheit, mit der angenehmen Einladung, so oft ich wollte, ihr Gast zu sein.

Den Abend sah ich die große Oper Hadrian,[1]) von Weigl. Das Stück war uninteressant, die Musik indes recht angenehm, aber ohne kräftigen, tragischen Charakter. Das Ganze blieb auch ohne Effekt und ward von einem halbleeren Hause kalt aufgenommen, ungeachtet Weigl hier der Lieblingskomponist des Tages zu sein scheint, und die ersten Künstler mit allem Fleiß das ihrige taten. Unsere liebe Fischer sah ich hier zum erstenmal auf dem Theater, aber leider nicht in einer vorteilhaften Rolle, worauf sie mich auch bei meinem Morgenbesuch schon vorbereitet hatte. Indes hatte sie doch manche Gelegenheit, die Kraft ihrer Stimme und ihren reichen Vortrag zu zeigen. Schade, daß ihre kleine Gestalt nicht dem großen, tragischen Theater entspricht; ihre Aktion war überdacht und ausdrucksvoll.

An Demoiselle Laucher[2]) lernt' ich heute eine Sängerin von sehr angenehmer Gestalt, Miene und Aktion kennen, aber ihre Stimme war schwach, wiewohl auch recht angenehm; sie soll erst kürzlich in einer Krankheit gelitten haben und so erholt sie sich wohl noch. Herr Vogl[3]) spielte und

1) Jedenfalls die Aufführung am 28. November, die Oper wurde auch am 12. und 17. November gespielt (s. Wien. Hoftheater-Taschenbuch auf das Jahr 1810, S. 16, 17).

2) Antonie Laucher, Mitglied des Hofoperntheaters in Wien von 1803—1821, als „k. k. Hofschauspielerin" angestellt und pensioniert. Castelli nennt sie „mittelgut" (s. J. F. Castelli, Memoiren usw., herausg. von Dr. Jos. Bindtner, München 1914, I, S. 226).

3) Johann Michael Vogl, geb. Steyr 10. Aug. 1768, gest. Wien 20. Nov. 1840, berühmter Sänger, ursprünglich Jurist und Beamter, erhielt er 1794 einen Ruf an die Hofoper, deren Mitglied er bis 1821 war und wo er durch die Kunst des Vortrages und den Umfang

deklamierte den Hadrian mit Adel und Ausdruck. Herr Weinmüller[1]) hatte Gelegenheit, seine eben so angenehme, als kräftige Baßstimme, und sich auch als Schauspieler vorteilhaft zu zeigen, wiewohl seine Bildung eben nicht ganz dem Tragischen entspricht.

Auf dem großen, prächtigen Theater an der Wien, dem ehemaligen Schikanederschen, hab' ich auch mit vielem Vergnügen den herrlichen, einzigen Don Juan von Mozart gesehen und zum Teil auch mit großem Genuß gehört: denn Mademoiselle Milder sang wieder die Elvire ganz herrlich und spielte sie auch sehr schön. Du kannst daraus schon einigermaßen beurteilen, was es mit dieser Künstlerin bedeutet, da sie mir auch in dieser Rolle, die ich noch kürzlich von unserer Madame Schüler,[2]) geborenen Bona-

seiner Stimme Hervorragendes leistete. Ganz besonders machte er sich um die Förderung Schuberts verdient, mit dem er 1817 bekannt wurde, und dem er bis über das Grab hinaus treu blieb. Schubert selbst schreibt 1825: „Die Art und Weise, wie Vogl singt und ich accompagniere, wie wir in einem solchen Augenblick Eins zu sein scheinen, ist diesen Leuten etwas ganz Neues, Unerhörtes". „Vogl," bemerkt Josef von Spaun in seinen Memoiren, „interessierte durch seinen Vortrag nicht nur für die Musik, sondern auch für das Gedicht . . ." (s. Schubertausstellung der Stadt Wien, 1897, S. 37 f.; J. F. Castelli, Memoiren usw., herausg. von Dr. Jos. Bindtner, l. c. I, S. 223 u. s. Reg.).

1) Karl Weinmüller (recte Weinmiller), geb. zu Dillingen 8. Nov. 1764, gest. zu Oberdöbling 16. März 1828, betrat in Wien am 6. Nov. 1796 in Dittersdorffs Operette „Doktor und Apotheker" zum ersten Male die Bühne des Operntheaters, wurde bald darauf Hof-Kapellensänger und Hof-Kammersänger. Zur Zeit der Vereinigung der Hoftheater mit jenem des Theaters an der Wien, trat er auf dieser Bühne auch wiederholt auf. Hervorragende Rollen von ihm waren: Leporello in „Don Juan", Sarastro in der „Zauberflöte", Lux im „Dorfbarbier". Er ging 1821 in Pension (s. Theatergeschichtliche Ausstellung der Stadt Wien, 1892, S. 77).

2) Eugenie Schüler, geb. Bonasegla, Tochter des Josef Bona-

segla, mit so vieler Freude hörte, so ganz gefallen konnte. Ja, ich kann wohl sagen, wäre Herr Fischer noch zum Don Juan hier gewesen und hätte ihn wieder so meisterhaft gespielt und gesungen, als bei uns, so wollt' ich sagen, ich hätte diese Oper nie so vortrefflich gehört; auch das Orchester ging so gut zusammen, wie ich's hier noch nicht hörte; gesehen hab' ich die herrliche Oper wirklich nie so gut. Das Ganze war schön geordnet und griff sehr gut ineinander. Den Beschluß machte eine prächtige Höllendekotion, wo Don Juan in den Höllenschlund gestürzt wird und, was mir sehr gefiel, von den Teufeln nicht gejagt oder gar angepackt, sondern so nach und nach in immer engeren Kreisen umgeben und umzingelt und so zum Höllenpfuhl hinan getrieben wurde, bis er hinein stürzte. Mehrere neue Sänger, die ich da hörte, weiß ich Dir noch nicht zu nennen.

Mich fängt es recht an zu ärgern, daß ich immer noch nicht die nähere, persönliche Bekanntschaft der Demoiselle Milder machen konnte. Ich sah sie noch nicht in der Nähe; auch im Theater, wo ich sie schon oft nach den Vorstellungen aufsuchte, verfehlt' ich sie immer noch. Sie wohnt auch in diesem prächtigen, aber entfernten Schauspielhause und war die Zeit her viel beschäftigt. Darüber verfehlte sie mein erster Besuch, und seitdem konnt' ich unmöglich wieder hinauskommen. Es hat die letzten Tage auch so unaufhörlich geregnet, daß solche entfernte Visiten doppelt beschwerlich und selbst im Fahren unangenehm waren. Jetzt ist plötzlich das reinste, hellste Frostwetter eingetreten.

segla, welche zuerst mit dem Komiker Schüler und zum zweiten Male (seit 1814) mit dem bekannten Schriftsteller Freiherrn Ferd. von Biedenfeld verheiratet war und auf den Opernbühnen von Karlsruhe und Kassel, sowie auf Kunstreisen glänzende Erfolge hatte (s. Reißmann, l. c. 2. Bd., S. 129).

Gestern hab' ich einen Teil des Tages mit großen Etikettsvisiten hingebracht, von welchen manche auch vergeblich waren, unter denen allen mich aber die Bekanntschaft des überaus liebenswürdigen und artigen Fürsten von Lobkowitz besonders interessiert hat. Er empfing mich so äußerst gnädig und freundlich, als ob ich schon das Glück hätte, ihm bekannt zu sein; bot mir sein gastfreies Haus und seine Tafel an und seine kräftigste Unterstützung und Beförderung in allem, was ich nur immer hier unternehmen, arbeiten und hören lassen möchte. Dies tat auch der Fürst Esterházy beim artigsten Empfange, mit allem Anschein von Gutmütigkeit und dem besten Willen. Beide sind die Hauptpersonen der großen Theaterdirektion, die aus lauter Fürsten und Grafen besteht, und welche alle hiesigen großen Theater für ihre Rechnung führen lassen.[1])

Ich habe schon so viele, angenehme Einladungen für die nächsten Tage wieder erhalten, daß ich nicht leicht in diese zu freiwillig gewählte Gesellschaften gelangen werde. Selten komme ich abends nach Hause, ohne mehrere Karten von Gegenvisiten und Einladungen für die nächsten Tage zu finden. Mehrere haben mir auch schon die Erlaubnis gegeben, in Stiefeln zu erscheinen, wo ich dieses das erstemal nicht glaubte wagen zu dürfen, und vollendeten dadurch die Annehmlichkeit ihrer großen Hospitalität.

Noch eine angenehme Erfahrung der verflossenen Tage muß ich Dir erzählen. Ich mußte um den Erlaubnisschein zum Aufenthalt in Wien selbst aufs Polizeidirektorium gehen, wohin mein Paß, den man mir am Tore bei der Einfahrt abgenommen hatte, abgeliefert war, und tat es nicht ganz ohne Widerwillen. Aber wie ward ich für meine Besorgnis einer unangenehmen Behandlung beschämt! Der

1) Siehe darüber später I, S. 191, Anmerkung 1.

Oberpolizeidirektor Herr von Schüller[1]) nahm mich selbst in seiner ansehnlichen Wohnung, wie eine ihm willkommene Visite, an, ließ mir, während wir uns über Böhmen, und besonders über Karlsbad, wo er sonst lebte, auf das angenehmste unterhielten, das Nötige, ohne alle weitere Formalitäten, oben im Bureau ausfertigen, und ich hatte das Vergnügen, an ihm einen ebenso unterrichteten, denkenden, als milden und gefälligen Mann kennen zu lernen.

1) Josef Ritter von Schüller, geb. um 1768, im Jahre 1807 (laut Staatsschematismus, S. 343) k. k. Gubernialrat, Burggrafenamtsverweser der Stadt und des Bezirkes Eger und des Gebietes Asch, 1811 Vizepräsident des k. k. Landesguberniums in dem Königreiche Böhmen, seit 1818 Staats- und Konferenzrat in Wien, starb er daselbst am 22. April 1820 im Alter von 52 Jahren (s. Todtenprotokoll d. Stadt Wien) durch Selbstmord (er ertränkte sich). Schüller war zeitweilig der Wiener Polizei zugeteilt (vgl. Deutsche Arbeit, VIII. Jahrg., S. 616). Die Akten des Polizeiarchivs über Reichardt stehen in der Einleitung.

Zwölfter Brief

Wien, den 5. Dezember 1808.

Meine Bekanntschaften breiten sich mit jedem Tage mehr und mehr aus und werden immer interessanter. So kann ich die des Herrn von Hartl,[1]) dem die fürstlich-gräflichen Theaterdirektoren seit einem Jahre die gänzliche, innere Direktion aller drei Theater übertragen haben, um Ordnung in die Kassen und ökonomisches System ins Ganze zu bringen, und die Bekanntschaft seiner vortrefflichen Familie, zu den vorzüglichsten meiner neuen Bekanntschaften zählen. Ich habe an ihm, der ein an Fähigkeit und Rechtlichkeit ganz ausgezeichneter Geschäftsmann sein soll, auch einen denkenden, männlich und vorurteilsfrei urteilenden Mann, voll Leben und Tätigkeit kennen gelernt; im Gespräch ist seine Lebhaftigkeit so groß, daß er mehrmals im Eifer und Reichtum der Ideen den Nachsatz seiner Rede ausläßt, welches mir an einem Wiener ein sehr bedeutender Charakterzug zu sein schien. Er ist kaiserlicher Regierungsrat und hat außer seinen Amtsgeschäften auch einen sehr ausgebreiteten Wirkungskreis als gerichtlicher Konsulent, ist auch Errichter und Eigentümer großer Fabrikanstalten außerhalb Wiens, wird daher auch die sehr lästige Direktion der Theater zu Neujahr niederlegen, so sehr man auch wünscht, daß er sie länger behalten möchte. Durch seine Einsicht und grenzenlose Tätigkeit und Festigkeit hat er Ordnung in das Chaos gebracht und das Gleichgewicht

1) Josef Hartl Edler von Luchsenstein (1760—1822), wurde nach Beendigung seiner Studien Hofagent, gründete 1802 mit anderen die Pottendorfer Spinnfabrik und übernahm im Jahre 1808 unter den mißlichsten Verhältnissen die Direktion der beiden Hoftheater, die er bis 1811 führte. Hartl hat sich auch namentlich durch seinen Wohltätigkeitssinn hervorgetan und wurde 1799 dafür mit dem erbländ. Adelsstand ausgezeichnet (s. Wurzbach).

zwischen der Einnahme und Ausgabe wiederherzustellen gesucht. Dennoch aber werden die reichen, freigebigen, großen Herren auch in diesem Jahre, bei aller Größe der Einnahme, wohl noch einen ansehnlichen Zuschuß zu machen haben; wenngleich bei weitem mäßiger und geringer, als in den vorigen Jahren.

Die Generaldirektion hofft, gegen die Zeit des neuen Jahres unseren Iffland[1]) hier zu haben, um ihm die innere Direktion der drei Haupttheater zu übergeben. Obgleich sie ihm aber wirklich höchst ansehnliche Anerbietungen gemacht und auch alles zugestanden haben, was er daneben noch zu erhalten gewünscht so glaub' ich doch nicht, daß Iffland Berlin verlassen und hierher kommen sollte. Ich kenne seine dortige Lage und seine Gesinnung zu gut, um daran glauben zu können.

An dem Grafen von Palffy,[2]) einem ungarischen Kava-

1) Aug. Wilh. Iffland (1759—1814), der berühmte Schauspieler und Dramatiker, welcher kurz vorher — er war am 12. Aug. 1808 (s. Vaterl. Blätter, 1808, S. 240) angelangt — ein Gastspiel von 23 Abenden vom 19. Aug. bis 25. Sept. 1808 in Wien absolviert hatte. Graf Palffy bot ihm eine Riesengage, für die damalige Zeit unerhört: 18000 fl. Gehalt jährlich, eine volle Einnahme, Equipage, Reisekosten und zur Zahlung der Schulden einen ratenweise abzuzahlenden Vorschuß von 15 000 Thalern (s. L. Eisenberg, Groß. biogr. Lexikon, l. c., S. 462). Über die Gründe seiner Nichtanstellung in Wien (Freimaurerei und sein homosexueller Hang) gebe ich die Akten des Polizeiarchives im Anhang II.

2) Ferdinand Graf Palffy von Erdöd, geb. zu Wien 1. Febr. 1774, gest. 4. Febr. 1840, Mitglied der Theater-Unternehmungsgesellschaft, später Hoftheater-Direktor und Eigentümer des Theaters an der Wien. Sein Name bedeutet in der Theatergeschichte Wiens eine der glänzendsten Epochen des Theaters an der Wien. In dem Bestreben, die Schaulust des Publikums zu befriedigen, scheute er keine materiellen Opfer. Die Ausstattung der damals beliebten biblischen Dramen erfolgte mit einem Aufwande, wie einen solchen bis dahin die Wiener noch nicht gesehen hatten, nicht minder war die Pracht

lier und einem der Direktoren, hab' ich auch eine interessante Bekanntschaft gemacht. Er interessiert sich mit warmem Eifer für die Theater und urteilt mit Einsicht und Geschmack darüber. Er nimmt auch sehr eifrigen Anteil daran, daß ich Collins Bradamante sobald als möglich für die hiesigen Hoftheater bearbeiten möchte, und verspricht sich viel, vielleicht nur zu viel, von der Wirkung einer solchen Oper, in welcher Dichter und Komponist mit gleicher Absicht und mit vereinter Kraft des Willens und Gefühls zu einem bestimmten, großen Eindruck hinarbeiten. Wir werden ja sehen, wie es gelingen und wirken wird.

Eine der allerinteressantesten Bekanntschaften ist mir die des Grafen von Czernin und dessen edler vortrefflicher Familie. Er ist ein böhmischer Kavalier und Besitzer großer Herrschaften in Böhmen. Das bekannte, von Reisenden so oft gepriesene Schönhof, zwischen Karlsbad und Teplitz gelegen, durch seine schönen, romantischen Gartenanlagen so berühmt, gehört ihm und ist von ihm angelegt. Im künftigen Sommer hoff' ich den längst genährten Wunsch, es kennen zu lernen, endlich einmal zu befriedigen. Hier macht der Graf Czernin[1]) eines der größten und angenehmsten

der Opern- und Kinderballette. Als diese abgeschafft wurden, machte sich bald ein bedenklicher Abgang der finanziellen Einkünfte bemerkbar. Trotzdem konnte der kunstsinnige, von seinen Mitgliedern hoch verehrte Graf sich nicht entschließen, eine Beschränkung in der szenischen Ausstattung eintreten zu lassen, wodurch die Passiven eine solche Höhe erreichten, daß er sich 1825 genötigt sah, zurückzutreten (s. Theatergesch. Ausstellung der Stadt Wien, 1892 [Katalog], S. 71).

1) Johann Rudolf Graf Czernin (1757—1845), k. k. Rittmeister, sein Palais ist wie das Palais Esterházy im I. Bezirke in der Wallnerstraße. Czernin war ein bekannter Sammler und Musikliebhaber, 1823 wurde er zum Präsidenten der Akademie der bildenden Künste ernannt, seit 1824 Oberstkämmerer und infolgedessen k. k. Hoftheaterintendant (s. Wurzbach).

Josef Simoni
Silhouette von Franz Deiwel

Häuser; sein großes, von ihm selbst mit Sinn und Geschmack erbautes Haus, dem alten Esterhazyschen Palast fast gegenüber, ist mit den schönsten Kunstwerken angefüllt; er besitzt eine schöne Bildersammlung, deren näherer Bekanntschaft ich nächstens einen halben Vormittag widmen werde; er ist selbst Kenner und gefühlvoller Freund der Kunst, ist auch Musiker und Komponist; in einer kleinen, unlängst gestochenen Liedersammlung von ihm hab' ich Melodien von großer Naivität und Wahrheit des Ausdrucks gefunden, oft im echten Volkston.

Im Besitz aller dieser Eigenschaften und Besitztümer, ist er einer der einfachsten, bescheidensten, anspruchslosesten Männer, die mir je in der großen Welt vorgekommen sind. Wenn ich Dir nun sage, daß seine Gemahlin eine geistreiche, gefühlvolle Frau,[1]) und seine ihm an Tugenden gleiche Schwester[2]) und ein sehr lieber, schöner, fast erwachsener einziger Sohn[3]) das seltenste Familienkleeblatt bilden: so darf ich Dir wohl weiter nichts darüber sagen, wie wohl es mir zwischen diesen wahrhaft Edlen bei einem sehr feinen, splendiden Diner in kleiner, wohlgewählter Gesellschaft ge-

1) Maria Theresia Gräfin Czernin, geb. Gräfin Schoenborn-Heussenstamm, geb. 7. Juni 1758, gest. 23. Febr. 1838, vermählt seit 22. Okt. 1781 mit obigem (s. Öttinger, Moniteur; Wurzbach gibt fälschlich 1781 als ihr Todesdatum). Sie war eine Dilettantin im Kupferstich (s. Gen. Taschenbuch d. deutsch. gräfl. Häuser, 1840, S. 144).

2) Graf Joh. N. Czernin hatte drei Schwestern, davon waren zwei zur Zeit der Anwesenheit N.s bereits tot, also jedenfalls Maria Josepha Gräfin Czernin, geb. 21. Dez. 1749, seit 1777 mit Alois Graf Ugarte vermählt, gest. 12. Juli 1811 (b. Öttinger u. Wurzbach sind die Daten durcheinandergeworfen; Todtenprot. d. Stadt Wien).

3) Karl Eugen Graf Czernin, geb. 4. Nov. 1796, Obersterbmundschenk von Böhmen, k. k. Geheim. Rat (s. Öttinger, Moniteur), gest. am 11. Juli 1868.

worden, und wie reich ich mich in dem Anerbieten fühle, auch uneingeladen künftig nach Gefallen mich zu ihrem Familiendiner einfinden zu dürfen.

Zu jenem Diner war ich schon durch die Baronesse von Grotthuß[1]) aus Berlin eingeladen, die ich auch sehr er-

1) Es handelt sich um Sophie Leopoldine Wilhelmine (Sara) Baronin von Grotthuß, deren Ankunft in Wien am 28. Sept. 1808 die „Vaterländ. Blätter, 1808, S. 332" melden, und zwar stieg sie im Arnsteinischen Hause ab. Sie ist die Schwester der bekannten Marianne von Eybenberg und gehörte mit dieser zum Freundeskreis Goethes, der die beiden Schwestern 1795 in Karlsbad kennen lernte und lange mit ihnen korrespondierte (s. Aug. Sauer, Goethe und Österreich, Weimar 1904, 2. T., S. 110 ff.; Strehlke, Goethes Briefe I, S. 226; Wiener Sonntagsblätter, 1846, Nr. 20, 22, 29). Sara wurde als die Tochter eines jüdischen Berliner Bankiers Meyer um 1760 geboren. Varnhagen erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten. Mannheim 1838, I, 482 ff., IV, 215 ff." unter anderem folgendes über sie: „Sara vereinigte lebhaften Geist und außerordentliche Herzensgüte, die schönste Bildung, Kenntnis fremder Sprachen und Literaturen, Geschmack in Künsten und alles sonstige Wissen und Können, welches für gesellschaftlichen Glanz und häusliches Wohlbehagen geeignet ist. Sie hörte in ihrer Jugend Schmeicheleien von Lessing, in späterer Zeit von Herder, dann standen Frau von Genlis, der Fürst de Ligne und Goethe mit ihr in freundlichstem Verkehr. Nach einer ersten frühen Verheiratung und manchem Wechsel des Geschickes, wobei sogar der sonst wenig erhörte Fall einer rückgängig gewordenen Taufe sich ereignet hatte, heiratete sie einen reichen lievländischen Baron Ferdinand Dietrich von Grotthuß, mit welchem sie in vieljähriger glücklicher Ehe und lange Zeit in erwünschten Verhältnissen lebte." Varnhagen schildert im folgenden ihren exzentrischen Charakter und ihre maßlose Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die völlig in Geistesstörung überging. Sie starb als Witwe (kinderlos) in Dürftigkeit am 11. Dez. 1828 im Alter von 68 Jahren zu Oranienburg, wo ihr Mann, nachdem er durch Krieg und anderes Unglück sein Vermögen eingebüßt, in seinen letzten Jahren das Postamt verwaltet hatte. Sara war auch schriftstellerisch tätig, sie hatte in französischer und deutscher Sprache Erzählungen, Dramen, moralische und politische Aufsätze versucht, besonders ihre französischen Arbeiten wurden

wünscht hier finde, und welche einst bei der traurigen Veranlassung des plötzlichen Todes ihres Vaters[1]) im Garten von Schönhof Gelegenheit hatte, den ganzen Edelmut dieser vortrefflichen Familie kennen zu lernen; die mich ihr angemeldet und von ihr den Auftrag erhalten, mich zum Diner einzuladen, ehe ich noch die persönliche Bekanntschaft des Grafen gemacht hatte; hierzu ergab sich aber auch noch einige Tage vorher eine sehr erwünschte Veranlassung bei einem Souper im Hause des Fürsten von Lobkowitz, das einzig in seiner Art, und für mich eine neue, hier in Wien vielleicht nur mögliche Erscheinung war: denn hier blüht für die Künstler das alte Paris wieder neu auf.

Nachdem ich einen Vormittag, von zwölf bis zwei Uhr, mit dem Fürsten von Lobkowitz, der ein unermüdeter, unersättlicher, echter Kunstenthusiast ist, an seinem Fortepiano aus meiner Rosmonda,[2]) aus l'heureux Naufrage, meiner letzten Arbeit in Kassel, und aus dem blauen Ungeheuer,[3]) das ich halb vollendet mit hernahm, fast die Seele ausgesungen hatte, bestand der Fürst darauf, daß ich in größter Eile einige Duetten, Trios und Quartetten aus jenen Opern in Stimmen ausschreiben lassen sollte, schickte mir auch gleich einen sehr verständigen Kopisten dazu, um den zweiten Abend darauf, an einem kleinen, musikalischen Abend, den er recht ausgesucht für mich in seinem Hause veranstalten wollte, soviel als möglich davon mit einiger In-

sehr geschätzt (vgl. noch Varnhagen, Tagebücher, 11. Bd., S. 414; Vossische Ztg., Berlin 1905, Sonntagsbeil. Nr. 3). Todesdatum nach den Kirchenbüchern von St. Nikolai in Oranienburg.

1) Bankier Meyer aus Berlin.

2) Rosamunda, Oper in 3 Aufz. (s. Eitner, l. c., 8. Bd., S. 166; Reißmann, l. c., 8. Bd., S. 277 hat „Rosmonda"; weder Reißmann noch Eitner geben die beiden anderen Werke an.

1) Nach Gozzis „Il mostro turchino"; Eitner, l. c. kennt dieses Opus R.s nicht.

strumentalmusik von seinem Orchester hören zu lassen. Demoiselle Fischer und noch eine junge Sängerin, die beiden Tenoristen Simoni[1]) und Vogl, wurden zu den Singpartien eingeladen, und der Fürst selbst übernahm die Baßsingpartie mit seiner starken, vollen Baßstimme. Vorher sollte eine Probe davon gehalten werden.

Das wurde denn auch alles glücklich ausgeführt, und es war dazu eine Versammlung von Großen und schönen Zuhörern und Zuhörerinnen eingeladen, wie ich seit meinem früheren Aufenthalte in Berlin nie wieder beisammen gesehen habe. Das Größte und Reichste und Schönste

1) Josef Simoni, eigentlich Schimon, geb. Zitow in Böhmen 13. Febr. 1764, gest. Wien 22. Sept. 1832, Tenor am Kärntnertortheater (1796—1804), sodann k. k. Hofkapell- und Kammersänger, Favorit der Kaiserin Maria Theresia (gest. 1807), Details darüber s. Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben, l. c. I, S. 126. Über Simoni, der im Verdacht stand, mit den Franzosen zu kokettieren und abfällige Äußerungen gegen österreichische Staatseinrichtungen zu machen, siehe einen Akt im Polizeiarchiv Nr. 692 ex 1810, darin unter anderen: „Bekanntermaßen ist Simoni seit mehreren Jahren ununterbrochen hier in Wien. Er ist ein geborener Böhme, verdiente sich aber auch durch seinen Gesang in Italien, Spanien und Frankreich eine ansehnliche Summe, die er größtenteils hierherschaffte, um hier seine Lebenstage zuzubringen. Er stand selbst hier auf den Hoftheatern und auf jenem an der Wien in einem ansehnlichen Gehalte und legte von diesem noch zurück. Durch sein gutes Betragen und durch die Gnade Ihrer Majestät der höchsel. Kaiserin ward er sodann bei der hiesigen Hofkapelle angestellt. Während seines langjährigen hiesigen Aufenthaltes ist in bezug auf seine politische Denkungsweise nie etwas gegen ihn vorgekommen. Nur ward ihm zur Last gelegt, daß er hier beinahe öffentlich mit einem Weibe lebte, die er aber auch schon vor sechs oder sieben Jahren verlassen hat." Im folgenden wird nur günstig über ihn ausgesagt, er ist ein Feind der italienischen, aber ein Freund der deutschen und französischen Musik, Cherubinis persönlicher Freund, mit dem er in Korrespondenz steht. Während der französischen Invasion 1809 hat er selbst gelitten.

aus der großen Wiener Welt war da versammelt. Die fürstlichen Familien Schwarzenberg, Fürstenberg, Kinsky, Liechtenstein, die Colloredos, Czernin, Palffy, Kaunitz, Schönborn und viele andere, deren Namen mir entfallen, alle vom besten, freiesten, gesellschaftlichen Tone. Auch den Fürsten Schwarzenberg[1]) von der Armee, der in Begriff ist, als Gesandter nach Petersburg zu gehen, hatte ich noch das Glück da kennen zu lernen; er ist einer der schönsten, liebenswürdigsten, humansten Männer. Welche Güte und Freundlichkeit in allen, und wie durchaus keine Spur von Zwang und Rangordnung in der ganzen Gesellschaft! Zum Souper förmlich vorher eingeladen, glaubt' ich mich in Gala setzen zu müssen, fand da aber alles, vom ersten Fürsten bis zum letzten Künstler, ohne eigentlichen Putz. Die Kavaliere alle in Fracks, einige sogar in Stiefeln, selbst die schönen Damen in leichtem, zwanglosem, wiewohl sehr zierlichem, geschmackvollem Anzuge. Die Fürstin von Lobkowitz, eine geborene Fürstin von Schwarzenberg,[2]) ein Muster, ein Engel von Milde und Edelmut, die ich den Abend erst kennen lernte, trieb ihre Güte so weit, mich zu bedauern, daß ich mir Zwang im Anzuge angetan, und wünschte sogar, daß ich einen ihrer Leute in mein Logis schicken möchte, mir auch einen Frack holen zu lassen, da-

1) Karl Philipp Fürst von Schwarzenberg (1771—1820), österr. Feldmarschall, ging im Jahre 1808 nach St. Petersburg und traf zwei Tage vor der Schlacht bei Wagram wieder im österreichischen Hoflager ein.

2) Karoline Fürstin Lobkowitz, geb. Schwarzenberg, wurde am 7. Nov. 1775 geboren und vermählte sich im Jahre 1792 mit dem Fürsten Jos. Max. L. Sie ist die Stifterin des heute noch bestehenden Damenvereins und bekannt durch ihre Menschenliebe. Ihr Tod erfolgte am 24. Januar 1816. Sie war auch Casanovas Gönnerin (s. Gugitz-Ravá, Frauenbriefe an Casanova, 1912, S. 426 ff.).

mit ich's so bequem hätte, wie die anderen. Solche kleine Züge von wahrer Herzensgüte bezeichnen am sichersten echte Humanität im Charakter.

Die Musik wurde erst, ehe und während sich die übrige Gesellschaft versammelte, durchprobiert und dann mit dem besten Erfolge, besonders von seiten der Sänger und Sängerinnen, die alles, zu meinem Verwundern, trefflich extemporierten, sehr gut ausgeführt. Mehrere Stücke, besonders ein Duett aus der Gozzischen Oper, haben wir zwei-, dreimal wiederholen müssen. An Herrn Wranitzky,[1] Kapellmeister des Fürsten von Lobkowitz, lernt' ich den Abend einen braven Anführer kennen, und in Herrn Krafft,[2] dem vortrefflichen Violoncellisten, der uns einst in Berlin so viel Vergnügen gewährte, und seinem braven, in seine Fußstapfen tretenden Sohne,[3] fand ich alte, liebe

1) Anton Wranitzky (1760—1819), Musiker, war vom Jahre 1794 an Kapellmeister beim Fürsten Lobkowitz, der später als Mitinteressent am Hofoperntheater ihm auch die Leitung des Theaterorchesters anvertraute. Er ist für das Wiener Violinspiel sehr bedeutend geworden, gewissermaßen kann er mit Dittersdorff als Begründer der Wiener Geigenschule angesehen werden; diese beiden waren jedenfalls die ersten namhaften einheimischen Geiger, vor ihnen galten fast ausschließlich italienische Muster (s. E. Hanslick, Gesch. d. Conzertwesens in Wien. Wien 1869, I. T., S. 113).

2) Anton Krafft, geb. 1751, gest. 28. Aug. 1820 in Wien, wurde von J. Haydn als erster Cellist in die Esterházysche Kapelle engagiert, wo er 13 Jahre lang blieb. Dann trat er in die Kapelle des Fürsten Grassalkowitz, endlich in die des Fürsten Lobkowitz, der ihn 1796 zugleich mit seinem Sohn Nikolaus Kr. engagierte (s. E. Hanslick, Gesch. d. Conzertwesens, l. c. I, S. 244; Todtenprotok. d. St. Wien).

3) Nikolaus Krafft (geb. 1778 in Esterház) wurde mit seinem Vater 1796 vom Fürsten Lobkowitz engagiert, der in wahrhaft patriarchalischer Weise für ihn sorgte und ihn nach Berlin zur Ausbildung zu dem berühmten Cellisten Duport sandte, von wo der junge Künstler sich mit einem Abschiedskonzert (1801) auf das Vorteilhafteste emp-

Bekannte wieder. Auch sie sind beide, mit mehreren anderen, sehr braven Musikern, in der Kapelle des Fürsten von Lobkowitz.

Nach dem Konzert, gegen Mitternacht, ward prächtig soupiert. Im Eßsaal war eine große, runde Tafel in der Mitte gedeckt, an welcher sich der Fürst und die Fürstin mit ihren fürstlichen und gräflichen Gästen placierten, zur Seite und in einem Nebenzimmer waren kleinere, runde Tische gleichmäßig serviert, und ich beschied mich, da die Gesellschaft so zahlreich war, mir mit den Sängerinnen einen solchen kleinen Tisch zu wählen. Sobald der Fürst und die Fürstin dies gewahrten, bestanden sie aber darauf, daß ich mich auch an der großen Tafel placieren mußte; und so kam ich zwischen dem vortrefflichen Grafen Czernin und dem sehr verständigen, gebildeten Grafen Grünne[1]) zu sitzen,

fahl. Im Jahre 1809 wurde er erster Cellist im Hofoperntheater; Fürst Lobkowitz setzte ihm eine lebenslängliche Pension aus, an welche bloß die Verpflichtung geknüpft war, daß Krafft ohne des Fürsten Bewilligung nirgends als in dessen Palais sich produziere. Im Jahre 1824 verletzte er sich den Daumen und mußte während der folgenden zehn Jahre allmählich immer mehr dem Spiel entsagen, bis er 1834 sich gänzlich zurückzog (s. E. Hanslick, Gesch. d. Conzertwesens, l.c., I, S.244; Eitner, l.c., 5. Bd., S. 426, der sein Todesdatum mit dem seines Vaters verwechselt.

1) Philipp Ferd. Wilh. Graf von Grünne-Pinchard (1762—1854), österreichischer General der Kavallerie, trat 1782 in kaiserliche Militärdienste, im Feldzuge gegen die Türken (1788) zum Oberst und Generaladjutanten des Erzherzogs Karl ernannt, wurde er 1794 Flügeladjutant des Kaisers Franz und zeichnete sich in den Koalitionskriegen besonders aus. Als 1804 die Reorganisation der österreichischen Armee begann, wurde Gr. Vorstand des Bureaus des Kriegsministeriums und nahm in dieser Stellung an den großen Reformen wesentlich Anteil. 1808 Feldmarschalleutnant geworden, entwickelte er 1809 als Chef der Kanzlei des Generalissimus eine umfassende Tätigkeit. Nach der Schlacht bei Wagram schied er aus

der nächstens als kaiserlicher Gesandter nach Kassel gehen wird, und hatte bei dem wahrhaft fürstlichen Souper auch noch eine so angenehme Unterhaltung, wie sie wohl nicht oft an solchen Tafeln gefunden wird. Den Grafen Czernin lernte ich dabei erst kennen und erfuhr durch ihn selbst, daß er es sei, von dem ich bereits eine so zuvorkommende Einladung erhalten hatte.

Ich erzähle Dir dieses gerne so umständlich, um Dir gleich den ganzen Begriff von dem hiesigen guten Ton und der feinen, genußvollen Lebensweise zu geben.

An demselben Tage hatte ich beim Diner im Hause des Regierungsrats von Hartl schon eine ähnliche, erfreuliche Erfahrung gemacht. Ich lernte dabei erst seine vortreffliche Familie kennen, die aus einer sehr lebhaften, überaus gutmütigen, heiteren Frau[1]) besteht, die sich auch noch sehr frisch und angenehm konserviert hat, einer höchst interessanten, schönen Pflegetochter[2]) von echter Bildung, wie sich nur eine edle Seele aus sich selbst von innen heraus bildet, einen

dem aktiven Dienste und war bis zu seinem Tod Oberstthofmeister beim Erzherzog Karl (s. Wurzbach).

1) Elisabeth Hartl von Luchsenstein, geb. Blumschein von Leonsberg, geb. zu Triesch in Mähren um 1757, starb am 22. Januar 1832 in Wien im Alter von 75 Jahren, laut Verlassenschaftsabhandlung war sie, als sie Hartl heiratete, bereits eine verwitwete von Czerny (s. Totenprot. d. Stadt Wien).

2) Es handelt sich um seine natürliche Tochter Anna Schiffenhuber-Hartl unter dem Namen einer Pflegetochter, eine fanatische Katholikin des Clemens Hofbauerkreises, welche im Jahre 1818 den Maler Friedrich Overbeck heiratete und am 23. Juni 1853 starb. Sie war nach den Worten der Malerin Louise Seidler „eine zarte, sentimentale, beinahe weichliche Schönheit; mit großer Begabung zur Intrige verband sie reiche Bildung" (s. darüber die interessanten Ausführungen in Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten hrsg. von Dr. E. K. Blümml l. c. I, S. 640).

sehr braven Sohn,[1]) voll Gefühl und Sinn fürs Schöne, mit einer lieben, schönen, jungen Frau, die ganz für ihn zu passen schien, beide voll guter, feiner Bildung. Ich kann es nicht sagen, wie wohl mir in der lieben, vortrefflichen Familie ward, und wie sehr ich Euch Lieben mitten unter uns wünschte.

In der Gesellschaft hatte ich das Vergnügen, die ersten Sänger vom Operntheater zu finden: Herrn Vogl, der Tenorist oder vielmehr Baritonist, der außer seiner Kunst auf dem Theater, wohin ihn allein die Neigung führte, auch ein sehr gebildeter Mann und Sprachkenner sein soll, in der Gesellschaft aber als ein stiller, in sich gekehrter, gefühlvoller Mann erschien. Herr Weinmüller, ein sehr braver, angenehmer Baßsänger, der Liebling des hiesigen Publikums, besonders in komischen Rollen, wozu auch seine äußere Bildung vorzüglich paßt. Auch lernt' ich Herrn Treitschke,[2]) den Theaterdichter und einen der Inspek-

1) Laut Sperrelation im Landesgericht in Zivilsach. z. Wien, sub Landrecht Fasc. V, Nr. 138 ex 1822 starb Josef Hartl v. L. kinderlos, im Landrecht ist in den Jahren 1809—1822 also vor seinem Tod auch nicht ein einziger Todesfall eines Hartl von Luchsenstein eingezeichnet. Universalerbe war ein zehnjähriger Stiefenkel Josef Ritter von Czerny, Sohn des verstorbenen Wenzel Ritter von Czerny. Es handelt sich daher um einen Stiefsohn Namens Wenzel von Czerny, welchen Hartl in seinem Testament „seinen unvergeßlichen Stiefsohn" nennt und der der ersten Ehe seiner Frau entsprossen war. Wenzel von Czerny starb bereits am 31. März 1814 (vgl. seine Verlassenschaftsabhandlung sub Landrecht Fasc. V, Nr. 77 ex 1814) im Alter von 31 Jahren (s. Totenprotokoll d. Stadt Wien) an Leberverhärtung. Er war auch mit einer „Pflegetochter" Hartls, geb. Karoline von Könitz, vermählt, die nach dem Tode ihres ersten Gatten, einen von Hammerstein heiratete, wie aus Hartls Testament hervorgeht.

2) Georg Friedrich Treitschke, Schriftsteller und Naturforscher, geb. am 29. Aug. 1776 in Leipzig als Sohn eines Kaufmanns, war

toren des Theaters, und in ihm einen verständigen, ruhigen Mann von freundlichem Charakter kennen; seine Frau, eine geborene Signora Caro,[1]) eine der ersten Tänzerinnen beim großen Ballett, konnte an der allgemeinen Unterhaltung, der Sprache wegen, wenig Anteil nehmen. Von einigen anderen Künstlern aus der Gesellschaft ist mir der Name eben nicht gegenwärtig. Doch muß ich Dir noch einen braven Landsmann, mit dem ich mich hier zusammenfand, den Bergassessor Mayer[2]) aus Freienwalde, nennen, der eben von seinen Besitzungen bei Grätz herkommt.

Welch ein Wohlstand und Wohlleben herrschte auch in diesem Hause! und wie gut und anständig der Ton, auch bei der größten, erfreulichsten Lustigkeit. Das erlebe mir einer in irgendeiner anderen großen Stadt, an einem Tage in zwei

selbst zum Kaufmann bestimmt und wurde zur Ausbildung 1793 in die Schweiz geschickt, gewann in Geßners Hause in Zürich Neigung für die Studien und widmete sich, 1797 nach Leipzig zurückgekehrt, seit dem Tode des Vaters 1799 der Literatur. 1802 kam er auf einer Reise nach Wien und wurde von Freih. v. Braun als Regisseur und Dichter an der Hofoper angestellt. 1809 und 1811 leitete er, von seinem Posten beurlaubt, das Theater an der Wien. 1822 wurde er Hoftheaterökonom und starb am 4. Juni 1842. Er ist der Textdichter des „Fidelio" und hat sich auch als Entomolog bekannt gemacht (s. Wurzbach; Goedeke 2. A. 6. Bd. S. 572ff.).

1) Maddalena de Caro, geb. Civitavecchia 25. April 1788, gest. Wien 24. Aug. 1816, Mitglied des Balletts von 1803 bis 1813, erste Gattin von G. F. Treitschke (s. ob.; Ktlg. d. Porträtslg. d. Intendanz II. Abt. Gruppe IV. S. 443).

2) Karl Dietrich Mayer, königl. preußischer Oberbergwerkinspektor aus Berlin, kommt am 24. Novemb. 1808 von Graz (wohnhaft Nr. 1145) meldet die Fremdenliste der „Vaterländischen Blätter, Wien, 808, S. 429". Er war der Gatte der Friederike Dorothea Mayer (1788—1833), der bekannten langjährigen Freundin J. F. Castellis (s. darüber J. F. Castelli, Memoir. in der von Dr. Jos. Bindtner trefflich besorgt. Ausgabe [9. u. 10. Bd. der Denkwürd. aus Alt-österreich], I, S. 429, 430). Mayer starb vor seiner Gattin.

so ganz verschiedenen Häusern, von dem höchsten Adel und dem großen Bürgerstande, solch ein Diner und Souper von durchaus feinem Ton, ohne alle Ziererei und Zwang!

Zu einem anderen recht angenehmen Diner ward ich durch ein sehr freundliches, herzliches Billett von Beethoven,[1]) der mich persönlich verfehlt hatte, zu seiner Hausdame, der Gräfin Erdödy,[2]) einer ungarischen Dame, eingeladen. Fast hätte mir da zu große Rührung die Freude verdorben. Denkt Euch eine sehr hübsche, kleine, feine, fünf-

1) Beethoven war auf Reichardt anfänglich wohl nicht gut zu sprechen wegen des Operntextes „Bradamante", welchen Collin ursprünglich für Beethoven bestimmt hatte. Obwohl F. Laban in seinem „Heinr. Jos. von Collin, Wien, 1879, S. 65" behauptet, daß Beethoven der Text in Hinsicht des darin angewandten Wunderbaren zu gewagt erschien und ihm der Text daher nicht zusagte, so liegen doch briefliche Äußerungen B.s vor, daß es für ihn kränkend war, sich Reichardt gegenüber nachgesetzt zu sehen; darüber ist der bei Thayer, Beethoven l. c. 3. Bd. S. 70 veröffentlichte Brief B.s an Collin zu vergleichen, worin er u. a. schreibt: „großer erzürnter Poet lassen Sie den Reichardt fahren — nehmen Sie zu Ihrer Poesie meine Noten, ich verspreche Ihnen, daß Sie nicht in Nöten dadurch kommen sollen" usw. Und ein Brief B.s vom 5. April 1809 (Thayer-Riemann, l. c. 3. Bd. S. 129) atmet noch immer Unmut über Reichardt; so schreibt B. u. a.: „Da ich überhaupt sehr viele Ursache habe, den Charakter des H. R. — in Zweifel zu ziehen und er vielleicht gar selbst so etwas aus mehreren politischen Ursachen Ihnen könnte mitgeteilt haben, so glaube ich, daß ich mehr Glauben auf jeden Fall verdiene . . ." Es handelt sich um B.s Engagement in Kassel, wo sich R. „alle mögliche Mühe" gab, B. davon abzuraten.

2) Anna Maria Gräfin Niczky (geb. 1779) heiratete am 6. Juni 1796 den Grafen Peter Erdödy. Sie gehörte zu den vertrautesten Freundinnen Beethovens, es fehlt jedoch jede Angabe, wie und wann dieses Verhältnis begann (vielleicht um 1800), aber eine Reihe von Jahren hindurch nimmt sie unter seinen Freundinnen, deren Umgang ihm nützlich und wertvoll war, eine hervorragende Stelle ein und es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß die Nachbarschaft des Besitztums der Erdödy zu Jedlersee am Marchfelde einer der

undzwanzigjährige[1]) Frau, die im fünfzehnten Jahre verheiratet wurde, gleich vom ersten Wochenbett ein unheilbares Übel behielt, seit den zehn Jahren nicht zwei, drei Monate außer dem Bette hat sein können, dabei doch drei gesunde, liebe Kinder geboren hat, die wie die Kletten an ihr hängen; der allein der Genuß der Musik blieb, die selbst Beethovensche Sachen recht brav spielt und mit noch immer dick geschwollenen Füßen von einem Fortepiano zum anderen hinkt, dabei doch so heiter, so freundlich und gut — das alles machte mich schon oft so wehmütig während des übrigens recht frohen Mahles unter sechs, acht guten, musikalischen Seelen. Und nun bringen wir den humoristischen Beethoven noch ans Fortepiano, und er phantasiert uns wohl eine Stunde lang aus der innersten Tiefe seines Kunstgefühls, in den höchsten Höhen und tiefsten Tiefen der himmlischen Kunst, mit Meisterkraft und Gewandtheit herum, daß mir wohl zehnmal die heißesten

Gründe für ihn war, seine Sommerwohnung so häufig in den Dörfern an der Donau nördlich von der Stadt zu suchen (vgl. Thayer-Riemann, Beethoven l. c. 2. Bd. S. 313, 548 ff.). Ihr sind die beiden Trios op. 70 (Thayer-Riemann l. c. 3. Bd. S. 105, 529) gewidmet, ebenso op. 102 im J. 1819. 1815 übersiedelte sie nach Kroatien, B. blieb aber in Korrespondenz mit ihr bis 1820, wo der Verkehr mit ihr durch ihre lebenslängliche Verbannung aus den Grenzen der österreichischen Monarchie beendigt wurde. Der Grund soll eine „traurig-häßliche Geschichte" sein, welche Thayer-Riemann in Schweigen hüllen. Der Name der Gräfin figuriert einige Male in den 20 ger Jahren im Wien. Polizeiarchive (Minist. d. Inn.) so (Nr. 7498 ex 1822) wegen der eigenmächtigen Übernahme des Schlosses Esasz bei dem Gerücht des Todes ihres Gatten. Beethovens Herz dürfte indessen niemals durch die Kenntnis der Einzelheiten über diese Verbannung beunruhigt worden sein. Der Tod der Gräfin erfolgte am 17. März 1837 (s. Geneal. Taschenbuch d. deutsch. gräfl. Häuser, Gotha 1840, S. 175).

1) Sie war bald 30 Jahre alt.

Tränen entquollen, und ich zuletzt gar keine Worte finden konnte, ihm mein innigstes Entzücken auszudrücken. Wie ein innig bewegtes, glückliches Kind hab' ich an seinem Halse gehangen und mich wieder wie ein Kind darüber gefreut, daß ihn und alle die enthusiastischen Seelen auch meine Goetheschen Lieder glücklich zu machen schienen.

Im sonderbarsten Kontrast bracht' ich den Abend in einem Thé dansant bei einem reichen, jungen Bojaren[1]) zu, der eine kleine, hübsche, wallachische Prinzessin zur Frau hat, den ich letzt bei Pereira kennen lernte. Es war viel schöne und große Welt da versammelt, unter der einige schöne Engländerinnen besonders glänzten; aber das Lokal war für eine solche Gesellschaft viel zu klein, und darum entfernte ich mich auch noch, ehe das Souper, das sehr splendid gewesen sein soll, anging, so gegen elf Uhr und rettete mich hinter meinen kleinen Teetisch. Ich kenne nichts Beengenderes und für die Dauer Beunruhigenderes, als eine zahlreiche Gesellschaft in engen Zimmern zusammengedrängt. Alle Behaglichkeit des Gemüts ist hin, selbst alle freien Ideen und Gedanken gehen unter, und man fühlt sich zuletzt wie in eine enge Schale eingeschlossen.

Indessen hab' ich den Abend doch einige interessante Bekanntschaften gemacht, von denen ich mir Vergnügen

1) Wahrscheinlich Kostaki Balsch aus Jassy mit seiner Gemahlin der Prinzessin Elenka Handscharli, der laut Fremdenliste der „Vaterländ. Blätter, 1808, S. 156" am 3. Juli 1808 in Wien ankam und 1018 (alt) wohnte. Balsch oder Balcz, der sich später längere Zeit in Wien aufhielt (wie auch die Eintragung seines Namens im Poliz. Arch. beweist) und in russischen Diensten stand, war auch Mitglied der Ludlamshöhle (s. Castelli, Memoiren hsg. v. Jos. Bindtner II, S. 40) und führte als solcher den Spitznamen: „Eßfürsechs". Wahrscheinlich seine Frau ist es, mit der Clauren (Heun) 1814 ein galantes Abenteuer hatte (s. H. C., kurze Bemerkungen auf langen Berufswegen, Dinkelsbühl 1815, S. 162 ff.).

verspreche, besonders ein Fräulein von Goubau,[1]) eine Niederländerin, von deren schöner Stimme ich schon oft mit Entzücken habe sprechen hören.

Mehrere ältere Bekanntschaften hab' ich auch wieder angeknüpft und davon schon manches Vergnügen genossen. Der holländische Gesandte, Baron von Hogendorp,[2]) erinnerte sich unserer frühen Jugendbekanntschaft in Preußen, wo er damals beim Militär stand, und ließ mich daran erinnern und mich zu sich einladen. Ich habe da bereits in Gesellschaft seiner feingebildeten Gemahlin, einer Prinzessin von Hohenlohe,[3]) und ihrer angenehmen Schwe-

1) Jedenfalls die Tochter von Melchior Jos. Franz Freih. v. Goubau d'Hoovorst und Johanna, geb. Freiin Villegas-Pellenberd. Sie war eine ausgezeichnete Sängerin, schon 1807 sang sie bei einer Akademie in Baden am 3. Juli zusammen mit dem Fürsten Lobkowitz und ihrem Lehrer Liverati (s. Polizeiakten im Arch. d. Minist. d. Inn. Nr. 1246 ex 1807). Die „Vaterländ. Blätter, 1808, S. 51" schreiben von ihr: „Die junge Freiin von Goubau (Schülerin des Herrn Liverati) verdient in Rücksicht beider soeben erwähnten Eigenschaften (Schönheit der Stimme und Geschmack im Vortrage) den ersten Platz unter den übrigen Dilettanten des Gesanges." Noch am 16. April 1812 bei Eröffnung des Streichersaales (s. Allg. Musik. Ztg., Lpzg. 1812, 27. Mai, Sp. 362) sang sie „die Szene am Grabe aus Romeo und Giuletta von Zingarelli" mit einer Vollendung, wie wir sie seit Crescentinis Abgang von hier nicht mehr Gelegenheit hatten zu hören."

2) Dirk van Hogendorp, holländischer Divisions-General und Diplomat, Gesandter in Wien, Berlin und Madrid, geb. zu Rotterdam 13. Okt. 1761, Gouverneur von Hamburg im Jahre 1813, gest. in Friesland 28. Sept. 1822 (s. Öttinger, Moniteur, wo Falsches, vgl. dagegen: Scheffer en Obreen, Het geschlacht van Hogendorp): Hogendorp reiste am 24. April 1809 mit dem Gesandtschaftsperonal (darunter Chev. de Hogendorp, jedenfalls sein Sohn) von Wien ab. Über die Beobachtung durch die Polizei, obschon er wenig verdächtig war, s. Poliz.-Arch. Fasz. VIIa, 4186a ex 1809.

3) Augusta Eleonore Karoline, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg (1782—1813), Tochter von Friedrich Ernst Prinz von

ſter,[1]) beide ſehr hübſch, und dem Sohne[2]) des Geſandten von der erſten Gemahlin, der nächſtens nach Holland gehen wird, einen angenehmen Mittag genoſſen. Auch Herr von Hogendorp hat die Güte gehabt, mir ſeine Tafel anzubieten.

Sein jüngerer Bruder, unſer lieber, trefflicher Karl Hogendorp,[3]) lebt noch immer ſein zurückgezogenes philoſophiſches Familienleben in Holland und hat, ſeitdem er, durch die Revolution gezwungen, ſeine Stelle, als Penſionär von Rotterdam, verlaſſen mußte, nicht wieder ein Staatsamt bekleidet. Denke Dir aber, der liebe ſchöne Bruder,[4])

Hohenlohe-Langenburg und Magdalena Adriana, geb. van Haren (ſ. Scheffer en Obreen, l. c., der mit dem Almanach von Gotha aber nicht übereinſtimmt).

1) Vielleicht Prinz. Wilhelmine Chriſtine Henriette, geb. am 21. Januar 1787, es kommt aber noch eine andere Schweſter in Betracht.

2) Carel Sirardus Willem Graf van Hogendorp, geb. zu Caſſim Bazar in Bengalen am 15. Aug. 1788, geſt. zu Utrecht am 29. Okt. 1856 (ſ. Scheffer en Obreen, l. c.). Seine Mutter Margaretha Eliſabeth, 1. Frau des Dirk v. H., war eine geborene Bartlo (geſt. am 11. April 1801 zu Batavia).

3) Gijsbert Karl Graf van Hogendorp (1762—1834), einer der ausgezeichnetſten niederländiſchen Staatsmänner, zuerſt in preußiſchen Militärdienſten, ſtudierte er ſpäter in Leyden die Rechte und wurde nach Wiederherſtellung des Erbſtatthalters zum Großpenſionär von Rotterdam ernannt, welche Stellung er nach der Eroberung Hollands durch die Franzoſen 1795 niederlegte. 1813 trug er weſentlich zur Befreiung Hollands vom franzöſiſchen Joche bei, wurde mit der Entwerfung der neuen Verfaſſungsurkunde betraut und kann ſo als der Verfaſſer des niederländiſchen Staatsgrundgeſetzes betrachtet werden. Er wurde Vizepräſident des Staatsrates, 1815 Graf, nahm aber ſchon 1816 ſeine Entlaſſung (ſ. Nieuw Nederlandsch Biogr. Woordenboek 1912, II, S. 587 ff.).

4) Dirk und Gijsbert v. H. hatten nur noch zwei Brüder: Willem v. H. (geb. 1765), der aber erſt 1835 ſtarb, und Pieter Aemilius (geb. 1769), der um 1804 geſtorben ſein ſoll, genaueres weiß das

der mit ihm uns einst so erfreulich in unserem lieben Giebichenstein überraschte, ist auf der Jagd, durch sein eigenes Gewehr, das durch einen Zufall losging, umgekommen.

Bei einem eleganten Tee der Frau von Eskeles fand ich letzt auch die schöne genialische Lady Fitz-Gerald,[1]) die Pflegetochter der Frau von Genlis,[2]) wieder, mit der ich vor mehreren Jahren in Hamburg sehr angenehme Tage verlebte. Sie wohnt jetzt hier seit einiger Zeit, leider in einer der entferntesten Vorstädte, wo Fremde, die eigene Equipage haben können, freilich immer am besten und angenehmsten wohnen, wovor ich aber doch immer erschrecke, wenn ich angenehme Einladungen für die entfernte Gegend erhalte. Es geht gar zu viel Zeit mit den weiten Wegen verloren, die um so weniger ohne Wagen zu machen, da die Vorstädte ungepflastert sind.

Auch unseren geistreichen Friedrich Schlegel[3]) mit seiner

Buch von Scheffer en Obreen, l. c., nicht, es kann also wohl nur der letztere sein.

1) Pamela Fitz-Gerald, natürliche Tochter des Herzogs Philipp von Orleans-Egalité und der Frau von Genlis, seit 1792 mit Edward Lord Fitz-Gerald vermählt, Witwe seit 1798, wiedervermählte Pitcairn, gest. zu Paris im Nov. 1831 (s. Öttinger, Moniteur; Nouv. Biogr. générale 7. Bd., Sp. 776). Sie kam am 13. Mai 1808 in Wien an (s. Vaterländ. Blätter, 1808, S. 24) und wohnte zuerst I, Nr. 1000 (alt). Ihr freies Betragen und ihr Umgang mit den Franzosen im Jahre 1809 forderte die Aufmerksamkeit der Polizei heraus, siehe darüber Anhang III. Im Juni 1810 reiste sie von Wien ab (Polizeiarch. Nr. 37 ex 1810).

2) Stephanie Felicité Ducrest de Saint-Aubin, Marquise von Sillery, Gräfin von Genlis (1746—1831), französische Schriftstellerin, die in der französischen Revolution auch eine bedeutende politische Rolle spielte.

3) Friedrich von Schlegel (1772—1829) traf nicht lange Zeit vor Reichardt, und zwar am 22. Juni 1808, in Wien ein, seine Frau Dorothea, geb. Mendelssohn (1763—1839) folgte ihm am 31. Okt. (s. darüber und über ihn und seine Wiener Verhältnisse besonders:

Josefine Killitschgy

G. Schauer lithogr., Druck von W. Korn

wackeren Frau hab' ich letzt besucht. Er ist noch stärker geworden, sieht aber dabei sehr wohl und heiter aus. Sie gefallen sich beide hier sehr gut und haben angenehme Verbindungen, unter denen sie auch das treffliche Hartlsche Haus gerne obenan zählen. Auch der treffliche Baron von Faßbender,[1]) ehemaliger Generalintendant der kaiserlichen Armee, interessiert sich eifrig für Schlegel und möchte ihn gerne hier vorteilhaft angestellt wissen, um ihn für Wien zu sichern. Schlegel beschäftigt sich hier vorzüglich mit der Geschichte Karls des Fünften, zu welcher die hiesige große, kaiserliche Bibliothek reiche Materialien besitzt, welche Robertson[2]) nicht benutzen konnte. Einem Franzosen schien das letzt eine sehr überflüssige Arbeit nach einem solchen Geschichtschreiber wie Robertson, und er schnitt kein angenehmes Gesicht dazu, als ich ihm sagte, daß Robertson schon längst in dem Verdacht stände, er habe die Geschichte Karls des Fünften mit Parteilichkeit für Franz den Ersten geschrieben. Dies allein könnte ja aber für jeden Geschichtschreiber, der auch nicht der geistreiche Mann und tiefe Forscher und große Stilist wäre, für den Schlegel anerkannt ist, ein hinlänglicher Grund zu einer neuen Bearbeitung einer so wichtigen Geschichte werden,

Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, herausg. von Dr. E. K. Blümml, l. c., s. Regist.). Schlegel stand eben davor, in österreichische Dienste zu treten, die ihn schon im nächsten Jahre äußerst in Anspruch nehmen sollten, wo er einer der literarischen Hauptgegner Napoleons wurde.

1) Matthias von Faßbender (1764—1809) war kein Baron, seit 1801 Präsidialhofrat des Hofkriegsrates, seit 1805 wirkl. Geh. Rat (s. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten, herausg. von Dr. E. K. Blümml, l. c. I, 535, 664; Schönholz, Traditionen, herausg. von G. Gugitz, I, S. 160 f., 314 f.).

2) William Robertson (1721—1793), englischer Historiker, sein großes Werk über Karl V. erschien zuerst 1769 in 3 Bänden.

sobald sich ihm neue Materialien dazu darbieten. Wenn nun Schlegel diese wichtigen, bisher unbenutzten Materialien für die große, für ganz Europa und besonders für Deutschland, höchst interessante Epoche mit all der echten Kritik, deren er so sehr fähig ist, bearbeitete: so wäre das eine Arbeit, für die ihm die gelehrte Welt und Deutschland gewiß, wenn auch nicht die Nachbarn, höchst verbunden sein müßte und gewiß auch sehr dankbar sein würde.

Auch eine hiesige beliebte Schriftstellerin, die Frau von Pichler,[1]) habe ich letzt kennen gelernt. Sie ist die Frau

1) Karoline Pichler, geb. Greiner (1769—1843), Schriftstellerin. Es hieße Eulen nach Athen tragen, nach der von Dr. E. K. Blümml glänzend besorgten Ausgabe ihrer Denkwürdigkeiten (s. Bd. 5 u. 6 der Denkwürdigkeiten aus Altösterreich) noch etwas über sie sagen zu wollen. Sie erwähnt N.s Besuch in ihren Denkwürdigkeiten nicht, über ihr Orgelfortepiano s. ihre Denkwürdigkeiten, Ed. Blümml, I, S. 283, 321, 356. Karoline Pichler, die in ihren Denkwürdigkeiten freilich nicht oft auf die Musiker zu sprechen kommt (vgl. Denkwürdigkeit., hg. v. E. K. Blümml, I, S. LXXIII) war dennoch eine eifrige und geschätzte Musikdilettantin. Das „Jahrbuch der Tonkunst von Wien und Prag, 1796, S. 19" schreibt: „Karoline von Greiner ... Mit so vielen glänzenden Eigenschaften, welche Kopf und Herz zieren, verbindet dieses vortreffliche Frauenzimmer auch die Tonkunst in hohem Grade. Sie ist eine der ersten Klavierspielerinnen Wiens; meisterhaft im Anschlag, stark in der Ausführung und unerschrocken bei den größten Schwierigkeiten. Sie ist noch die Hauptstütze der stephanischen (gemeint: Jos. Ant. Steffan) Kompositionen, und in ihren Händen brillieren die Werke dieses alten Meisters (dessen Schülerin sie ist), am meisten. Obgleich sie auch mit einer schönen klaren Stimme singt, so behandelt sie den Gesang doch nur als eine Nebensache und hat keinen Geschmack an Bravourarien; reizender sind ihre kleinen Arietten und Lieder, welche sie, vornehmlich, wenn selbige von naiver Art sind, beim Klavier allerliebst vorträgt. Sie spielt auch sehr gut die Gitarre." Übrigens folgte sie der Tradition nach ihrem Vater, Hofrat Franz S. von Greiner, von dem das „Jahrbuch l. c. S. 70" berichtet: „Herr Hofrat von Greiner, der die Musik im großen Werte hält, dessen Fräulein Tochter unvergleich-

eines angesehenen Staatsbeamten und dabei eine sehr einfache Frau, von natürlicher, munterer Gesprächigkeit; sie ist auch musikalisch und setzte sich gleich aus freiem Antriebe an ihr Orgelfortepiano, mir etwas vorzuspielen. Es versammelte sich dabei Teegesellschaft, die ich aber, durch ein anderes Engagement gebunden, zu bald verlassen mußte. Diese kommen mir so häufig, daß wirklich die außerordentlich gute Bewirtung und der freie, gute Ton der Gesellschaft dazu gehört, um sie immer mit Heiterkeit genießen zu können. So habe ich in den letzten Tagen wieder ein paar so fein raffinierte Diners bei dem Baron von Steigentesch und Herrn von Eskeles[1]) gehabt, wie man sie wahrlich nur je in Paris finden kann, und, was man dabei nicht leicht dort findet, sie waren auch durch eine kleine, sehr wohl gewählte Gesellschaft vollkommen genießbar und fröhlich.

Im Theater hab' ich dafür in der letzten Zeit nur ein paar kleine Operetten gesehen: die beiden Savoyarden und Milton.[2]) Diesen spielte Herr Vogl überaus brav; zu singen war eben nicht viel an der kleinen, unbedeutenden Musik von Spontini.[3]) Das ganze sentimentale Ding tat auch eben keine sonderliche Wirkung, um so weniger, da die Vorstellung eigentlich im ganzen verunglückte. In einem

lich Fortepiano spielt, und der selbst eine starke Baßstimme singt, gibt jährlich an seinem Namensfeste (Franciscus Salesius) und am Feste seiner Frau Gemahlin und Fräulein Tochter (Karolina) große vollstimmige Musiken. Außerdem aber gibt er alle Dienstage im Advent und in der Fasten sehr vortreffliche Quartetten."

1) Bernhard Freih. v. Eskeles (1753—1839), Bankier, s. spät.

2) Die Aufführung fand am 30. Nov. 1808 im Nationaltheater statt (s. Wien. Hoftheatertaschenbuch, 1810, S. 16); das erstere Singspiel von Ant. Tozzi, das zweite von Spontini.

3) Ludovico Gasparo Pacifico Spontini (1774—1851), berühmter Opernkomponist, in Paris unter Napoleon tätig, nach dessen Sturz in Berlin bis 1842, sodann wieder in Paris (s. Reißmann, l. c.).

Hauptquartett kamen Sänger und Orchester dergestalt heraus, daß sie, ohne zu schließen, aufhören mußten. Das unerhört nachsichtige Publikum blieb dabei völlig ruhig, sah sich an, und niemand zischte oder pfiff, oder wurde auch nur laut. Das ist aber ein Charakterzug der gutmütigen Wiener. Schon aus Achtung für einen ihrer Lieblingssänger, weil der dabei auf dem Theater zugegen war, würde keiner eine kränkende Äußerung haben laut werden lassen.

Zu einer zweiten Vorstellung vom Waisenhaus,[1]) das ich gerne ganz gehört hätte, und das in seinem Interesse bis ans Ende wachsend bleiben soll, kam ich leider zu spät; das Haus war so gepreßt voll, daß keine Möglichkeit erschien, sich einzudrängen. Ich hatte mich vorher in einem unterhaltenden Gespräch mit unserm lieben Grafen von Finkenstein zu lange verweilt und darüber die rechte Theaterstunde versäumt, die man hier bei beliebten Stücken und Künstlern nicht versäumen darf, wenn man einen guten Platz haben oder auch nur eingelassen werden will.

Zum Prinzen de Ligne,[2]) den ich schon das Glück habe von Berlin her zu kennen, und dem ich manche große und interessante Empfehlung noch nicht anbringen konnte, kam ich dagegen letzt abends gegen elf Uhr zu früh. Er war noch nicht zu Hause, und seine Gesellschaft, die sich gewöhnlich des Abends da versammelt, hatte noch nicht angefangen, sich zu versammeln.

Auch von einem Morgenkonzert muß ich Dir noch er-

1) Es wird die Vorstellung am 1. Dezember gewesen sein (s. Hoftheatertaschenbuch, 1810, S. 18).

2) Karl Josef Fürst von Ligne (1735—1814), österr. Feldmarschall und geistvoller französischer Schriftsteller (vgl. über ihn: A. Graf Thürheim, Feldmarschall Karl Joseph Fürst de Ligne usw. Wien, 1877). Eine interessante Schilderung von ihm geben die: Bemerkungen oder Briefe über Wien eines jungen Bayern l. c. S. 85 ff.

zählen. Da hier das ganze Jahr hindurch alle Abende mehrere Theater spielen, und die wenigen Tage des Jahres, an denen aus religiösen Gründen nicht gespielt werden darf, auch schon meistens zu Aufführungen großer geistlicher Musiken bestimmt sind, so bleibt den fremden und einheimischen Musikern nichts anders übrig, als am hellen lichten Tage ihre Konzerte zu geben. Dieses geschieht gewöhnlich um die Mittagsstunde, von zwölf bis zwei Uhr, im kleinen Redoutensaale, der wohl ebenso groß ist, als der schöne Konzertsaal beim neuen Schauspielhause in Berlin, und in welchem die Musik sich auch sehr gut ausnimmt. Aber morgens und beim Tageslicht nimmt sich doch eigentlich für die Phantasie kein Konzert gut aus, es behält immer etwas Nüchternes und Frostiges. Diese Konzerte werden auch von der recht großen Welt wenig besucht und sind selten recht angefüllt. So war es auch bei diesem, das ein italienischer Violinist[1]) gab, der recht brav, aber nicht angenehm spielte, sein Name will mir eben nicht beifallen. Eine sehr hübsche, frische Stimme sang da auch, es war ein schönes Mädchen[2]) mit einem häßlichen, böhmischen Namen;

1) Es handelt sich jedenfalls um einen gewissen Alessandro Scaramelli und dessen Konzert am 4. Dezember 1808. Die „Wiener Zeitung, 1808, S. 5974": kündigt an: „Konzertanzeige. Mit hoher Bewilligung wird künftigen Sonntag den 4. Dezember 1808 Alessandro Scaramelli die Ehre haben, mittags um halb 1 Uhr im k. k. kleinen Redoutensaal eine Vokal- und Instrumental-Akademie zu geben, in welcher er sich auf der Violine hören lassen wird." Vielleicht mit Giuseppe Scaramelli, Violinist und Komponist, geb. zu Venedig 1761, im J. 1811 erster Violinist und Theaterdirektor in Triest identisch, der sich nach „Reißmann l. c. 9. Bd. S. 69" auch in Wien und Florenz aufhielt.

2) Josephine Schulze, geb. Killitschgy, später königl. Hof-Opernsängerin zu Berlin, geb. zu Wien um 1790, verdankte Salieri daselbst ihre Ausbildung. Sie war im Besitze einer großen und metallreichen Stimme, die sie vortrefflich zu mäßigen verstand, so daß sie

ungeachtet sie zum ersten Male öffentlich sang, auch von Anfang an bis zu Ende mit der Stimme zitterte, klang diese doch stark und rein. Mit ihrer Methode war es eben nicht weit her, und die Wahl der Stücke, die sie sang, nicht viel besser. Der Tenorist Radichi[1]) sang auch ein Duett mit ihr, ich hoffe ihn aber nächstens vorteilhafter zu hören.

Die recht großstädtische Anzeige in der hiesigen Zeitung für die Eröffnung des Apollosaals zum achten Januar[2])

getragene Stellen und Passagen sehr zart und schön, mezza voce, vortragen, dann aber, wo es galt, mit voller Stimme selbst durch das Forte des Orchesters dringen konnte. Sie ward 1810 in Breslau und 1812, nachdem sie sich mit dem Justizrat Schulze verheiratet hatte, in Berlin bei der Hofbühne engagiert, wo sie am 6. Mai 1812 debutierte. 1831 wurde sie auf ihren Wunsch pensioniert. Nach „Öttinger, Moniteur" ist sie nach 1858 gestorben (s. Reißmann l. c. 9. Bd. S. 182; vgl. auch I, S. 207).

1) Julius Radichi, geb. 1763, gest. Wien 16. Sept. 1846, Mitglied (Tenor) der Hofbühne vom 24. Febr. 1808 bis 31. Aug. 1819, 1826 bis 1829, sodann pensioniert, erster Florestan in Beethovens „Fidelio" (s. Katalog d. Porträtslg. d. Intendanz S. 350).

2) Der „Apollosaal" war am 10. Januar 1808 als Tanzsaal eröffnet worden, seine Blütezeit dauerte aber infolge der schlechten Zeiten nur sehr kurz, schon 1812 geriet der Erbauer Sigm. Wolfsohn in finanzielle Nöte. Nur die Kongreßzeit brachte noch einen Aufschwung, sodann ging es mit der Herrlichkeit dieses Tanzsaales immer mehr abwärts, bis er 1839 geschlossen und in eine Kerzenfabrik umgewandelt wurde (s. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten, Wien, 1895, 2. Bd. S. 435 ff., T. Fr. v. Ehrimfeld, Schilderung des Apollo-Saales. Wien, 1808, 8°; Der Apollo-Saal. Nach Besuchen am 10. 17. u. 31. Januar 1808 dargestellt. Wien, 1808, 8°; Neue Annalen d. Literatur usw. Wien, 1808, I, S. 128 ff; Nagelneui Lied, was di ungrische Heubauer von di neui Wiener-Apollo-Saal in Pesth sungen hat, o. O. 1808, 8°; Kritik über den Apollo-Saal nebst einigen rezensierenden Bemerkungen über die bereits erschienenen Schilderungen desselben usw. usw. (Wien) 1808, 8°; Schilderung des Apollosaales. Wien, b. Rötzel, 1808, 8°; Reise der Göttin der Tanzkunst in den Apollosaal und zu den übrigen Faschingslustbarkeiten in

machte viele von uns Fremden letzt begierig, dieses sonderbare Lokal auch noch vor der eigentlichen Zeit kennen zu lernen. Es wurden nämlich vierundneunzig Bediente für die Tafel, die Konditorei und Kellerei, und zehn Hauptoffizianten gesucht, worunter vier vollkommene Vorschneider sein müßten. Hier wäre es auch noch der Mühe wert, auf Universitäten die edle Kunst des Vorschneidens recht geübt zu haben, wie ich einst in einer sehr ernstlich und gutgemeinten alten, deutschen Anweisung für junge Studierende fand: auf Universitäten ja nicht das Vorschneiden und Paukenschlagen zu vernachlässigen. Über dieses Paukenschlagen hab' ich mir lange den Kopf zerbrochen, zu welchem nützlichen oder angenehmen Behuf das wohl angeraten wurde; bis ich zufällig einmal auf eine Stelle in Huttens Satiren über die Hofleute stieß, wo er sagt, diese könnten nicht ja, nicht nein hervorbringen, ohne mit den Händen bis über den Kopf künstlich zu gestikulieren. Dieses Gestikulieren wurde aber beim Paukenschlagen ehmals sehr künstlich geübt, und noch setzen recht ehrenfeste Paukenschläger bei der Kavallerie oft ihre größte Ehre darein. So war dieses vielleicht auch in damaliger Zeit für die Arme das, was die Tanzübungen für die Beine sind oder doch sein sollten: denn unsere studierende Jugend im nördlichen Deutschland lernt ebensowenig mehr geschickt tanzen als Paukenschlagen und erscheint am liebsten in puris naturalibus. In dem Apollosaal soll die bloße Entree mit fünf Gulden bezahlt werden, also ungefähr einem Taler sechszehn Groschen sächsisch. Welchen Wohlstand setzt das voraus! So sind auch alle vier Theater, die alle jeden Tag spielen, meist immer ganz angefüllt, ungeachtet sie alle wohl so groß sind, wie das berlinische Opernhaus, das an

Wien, Wien 1808, 4. Hfte. kl. 8°; T. Frech v. Ehrimfeld, Der Apollosaal. Scherzspiel. Wien, 1808, 8°).

der Wien viel größer, und alle fünf Stock mit der Galerie haben. Es ist fast nie ein einzelner Logenplatz zu haben: fast alles ist gewöhnlich abonniert oder auf lange vorher genommen. Das ganze Parterre ist voll gesperrter Sitze, die auch alle fast täglich überall besetzt sind; auch um diese muß man sich gewöhnlich früh bewerben.

Doch ich wollte Dir sagen, wie wir letzt den Apollosaal besahen, der jetzt eigentlich verschlossen ist. Der Baron Arnstein hatte aber die Eröffnung für mehrere Fremde erbeten, ließ anspannen und uns nach der sehr entlegenen Vorstadt, in welcher der Apollosaal liegt, hinausfahren. Es ist ein ganz sonderbar phantastisches Ungeheuer von Pracht und Mannigfaltigkeit, das, erleuchtet, aber eine ganz blendende, magische Wirkung tun muß. Nur eine so reiche, wahrhaft große Stadt von allgemeinem Wohlstande konnte so etwas erzeugen und kann es erhalten. Um den Saal dieses zweite Jahr mit neuem Glanze zu eröffnen, hat der Unternehmer für zweimalhunderttausend Gulden neues Silberzeug für die Tafeln bestellt. Er selbst, ein Engländer,[1]) soll wenig Teil an dem Fonds dieser Anstalt haben, zu der mehrere Reiche die Gelder hergeben.

Was mir bei dem großen Wohlleben und bei der Üppigkeit, die hier überall herrscht, nicht wenig auffällt, ist, daß

1) Siegmund Wolffohn, geb. 1767 zu London, Arzt, Mechaniker und Unternehmer, der 1795 eine k. k. priv. Maschinen- und Bandagenfabrik gründete und seine Niederlage viele Jahre auf dem Bauernmarkt hatte. Er reiste mit seinen Erzeugnissen bis nach St. Petersburg und war auch sonst ein unternehmungslustiger Mann, wie die Begründung des Apollosaales bezeugt (s. Wurzbach; Kisch, W., Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten l. c. 2. Bd. S. 434 f.). Wolffohn starb in Wien als Pfründner im Versorgungshause am 31. Dezemb. 1852. „Gew. Brucharzt u. Bandagist, zuletzt Pfründner, Witwer, geb. v. London, kathol., 85 Jahre" gibt das Totenprotokoll der Stadt Wien an.

Friedrich Treitschke
Lithographie von Josef Kriehuber (1830)

man auf den Straßen so gar nicht die plumpe, öffentliche Liederlichkeit gewahr wird, die in Paris und auch in Berlin so gemein ist. Noch hat mich, soweit ich auch abends auf den Straßen gehe, kein solches Geschöpf angeredet, und alles, dem ich begegne, hat auch gar nicht den Anschein und Charakter davon. Vielleicht herrscht auch in der Partie der große Wohlstand, daß nur die milde, warme Jahreszeit jene lustigen Vögel ins Freie lockt, und sie es nicht nötig haben, sich auch der rauhen Witterung mit ihren Reizen auszusetzen, wie die armen, unglücklichen Geschöpfe jener Städte.

Auch trunkene Menschen sieht man so selten auf den Straßen, und wo man sie sieht, sind es alte, schwache Kerls unter den Fiakern und Lastträgern. Lärm und Schlägereien hört und sieht man nirgends.

Dreizehnter Brief

Wien, den 10. Dezember 1808.

Ich muß Dir heute von einem sehr hübschen Quartett sprechen, das Herr Schuppanzigh,[1]) ein braver Violinist, bei dem ehemaligen russischen Gesandten am hiesigen Kaiserhofe, Grafen von Rasumowsky,[2]) für den Winter auf

1) Ignaz Schuppanzigh, geb. 1776 in Wien, betrieb die Musik anfangs als Dilettant. Nach Schönfeld's „Jahrbuch d. Tonkunst, 1795, S. 53" war er bereits im J. 1795 in allen musikalischen Gesellschaften bekannt, beliebt und gesucht. Zu Ende des 18. Jahrhunderts trat er selbständig als Konzertgeber, als Unternehmer der Augartenkonzerte, endlich 1804 als Unternehmer und Primgeiger öffentlicher Quartett-Produktionen auf. Der russische Botschafter in Wien, Graf Rasumowsky, ernannte ihn zu seinem Kammermusikus, an der Spitze des berühmten sogenannten Rasumowskyschen Quartettes. Nach Auflösung des letzteren (1816) machte Sch. mehrjährige längere Reisen, kehrte aber 1823 wieder nach Wien zurück, wo er Mitglied der Hofkapelle und 1828 Musikdirektor im Hofoperntheater wurde. Er starb vom Schlag gerührt am 2. März 1830 in Wien (s. E. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens l. c. I, 71, 203, 229; W. J. v. Wasielewski, Die Violine u. ihre Meister, Lpzg. 1910, S. 294 f.).

2) Andreas K. Rasumowsky (1752—1836), russ. Botschafter in Wien, über seine Persönlichkeit vgl. besonders Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben l. c. s. Reg. (vgl. auch Raumers hist. Taschenbuch, IV. Jahrg.). Als Gemahl der höchst musikalischen Gräfin Elisabeth Thun und als Schwager des gleichfalls berühmten Musikfreundes Fürsten Lichnowsky befand er sich schnell mitten in den musikalischen Kreisen Wiens. Er spielte selbst die Geige und liebte Kammermusik vor allem. Anfänglich versammelte Rasumowsky abwechselnd mit Lichnowsky die Künstler Schuppanzigh (erste Violine), Joh. Sina (zweite Violine), Franz Weiß (Bratsche) und Jos. Linke (Cello) zur Aufführung von Quartetten, worin er auch oft die zweite Violine spielte, bald aber opferte er diesen letzten Rest dilettantischen Egoismus und engagierte die vier Spieler als feststehendes Quartett, und zwar — ein Mäzenatentum ohnegleichen — mit lebenslänglichen Kontrakten. Seine höchste Bedeutung für die

Subskription eröffnet hat. Alle Donnerstage von zwölf bis zwei Uhr wird es in einem Privathause statthaben. Den vorigen Donnerstag hörten wir es zum erstenmal; es war noch eben keine große Gesellschaft da, sie bestand aber aus lauter sehr eifrigen, aufmerksamen Musikfreunden, und das ist eben das rechte Publikum für diese feinste und gemütlichste aller Musikvereine. Hätte Haydn uns auch nur dieses Quartett gegeben und in anderen genialischen Künstlern erzeugt, so wäre er schon ein großer Wohltäter der ganzen feinen musikalischen Welt. Es ist eine Musik, die, so schwer sie auch ist, zur Vollkommenheit in der Ausübung zu bringen, weil das Ganze und jeder einzelne Teil so ganz vernommen wird, und erst in der vollkommensten Reinheit, Vereinigung und Verschmelzung ganz befriedigend wird, dennoch, wo nur irgend feine Musikfreunde sich zusammen finden, zum teilnehmenden Genuß am ersten zu veranstalten ist. Und da es in der menschlichen Natur wohltätig gegründet ist, daß Bedürfnis und Vermögen meistens so ziemlich Schritt miteinander halten und Hand in Hand gehen, so findet denn auch jeder wenigstens einen gewissen Grad von Befriedigung in der Ausübung, sobald er dazu alles angewendet hat, was er durch sich und seine nächste Umgebung vermag. Nicht selten findet daher der strenge Kenner und Kritiker solchen musikalischen Verein mit großer Lust und Behaglichkeit beschäftigt, wenn er, durch seine überfein ausgebildete Kunstnatur getrieben, davon laufen möchte.

Kunst erhielt dieses treffliche Quartett durch Beethoven, der in R. bekanntlich einen begeisterten Freund und Beschützer gefunden. Rasumowskys Quartett wurde bald „Beethovens Quartett", wie Schindler treffend bemerkt, es stand ihm zur uneingeschränkten Verfügung, gerade so als hätte es sein Gönner nur zu Beethovens Dienst engagiert. Im Jahre 1816 löste R. sein Quartett auf, die Spieler behielten aber ihren Gehalt (s. E. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens l. c. I, S. 203 f.).

Hier war dies aber nicht der Fall. Dieses Quartett war im ganzen recht gut zusammengesetzt,[1]) wiewohl einige behaupten, dies sei im vorigen Jahre in Verbindung mit Herrn Krafft noch mehr der Fall gewesen. Herr Schuppanzigh selbst hat eine eigene, pikante Manier, die sehr wohl zu den humoristischen Quartetts von Haydn, Mozart und Beethoven paßt; oder wohl vielmehr aus dem angemessenen, launigen Vortrag dieser Meisterwerke hervorgegangen ist. Er trägt die größten Schwierigkeiten deutlich vor, wiewohl nicht immer mit vollkommener Reinheit, worüber sich die hiesigen Virtuosen überhaupt oft wegzusetzen scheinen; er akzentuiert auch sehr richtig und bedeutend. Auch sein Cantabile ist oft recht singend und rührend. Er führt seine wohlgewählten, in den Sinn des Komponisten recht gut eingehende Nebenmänner auch gut an, nur störte er mich oft durch die hier allgemein eingeführte, verwünschte Art, mit dem Fuße Takt zu schlagen,[2]) selbst wo es gar nicht nottut, oft nur aus leidiger Gewohnheit, oft auch nur, um das Forte zu verstärken. Überhaupt hört man hier selten ein Forte oder gar Fortissime, ohne daß der Anführer ungestüm mit dem Fuße drein schlägt. Dies stört mir aber allen freien, reinen Genuß, und jeder solcher Schlag unterbricht mir die übereinstimmende, vollendete Ausführung, die er erzeugen helfen soll, und die ich von jeder öffentlichen Produzierung erwarte. Bei Proben, in denen so lange geübt und mit allen Direktionsmitteln nachgeholfen werden muß, bis es vollkommen zusammengeht, da mag man auch das Taktschlagen, wie das dreinschreiende Toben, anwenden,

1) Über die Zusammensetzung s. ob., Krafft wird nicht mit diesem Quartett sonst in Verbindung gebracht.

2) Auch Beethoven hatte diese Gewohnheit, so daß sich die Parteien im Hause beschwerten, daß er ihnen sogar dadurch die Ruhe störte (s. Th. v. Frimmel, Beethoven, S. 60).

soviel man will. Bei der Ausführung selbst ist Ruhe in allem das erste Haupterfordernis: da muß durchaus alles Zubereitungsgerüste verschwinden, und es ist weit besser, einen einmal begangenen, oder auch nur gefürchteten Fehler ungerügt durchgehen zu lassen, als mit gewaltsamen Mitteln nachhelfen zu wollen. Nicht zu gedenken, daß der ungeübte, ununterrichtete Zuhörer alsdann den Fehler wohl gar nicht bemerkt; der bessere bemerkt ihn darum nicht weniger und leidet nur doppelt. Der aufmerksame und ehrliebende Mitspieler muß eine solche laute beschämende Einhilfe auch nie zu besorgen haben; das kann nur seine Ruhe und Fassung, auf welcher die reine, vollendete Ausführung vorzüglich beruht, stören; der nachlässige, träge Mitspieler muß auf ein so gemeines Treibungs- und Einhelfungsmittel gar nicht zu rechnen haben. Jeder muß mit allen Sinnen und der ganzen Aufmerksamkeit dabei sein, und wer das nicht vermag, wird durch den Fußtritt nicht dazu gebildet und gefestet werden.

An jenem ersten Quartettmorgen ward außer einem sehr naiven, lieblichen Quartett von Haydn, voll guter Laune und Naivität, und einem kräftigeren, mehr gearbeiteten von Mozart, das schöne, klare Sextet[1]) von Beethoven mit Blasinstrumenten gemacht und tat gar schöne, kräftige Wirkung. Ein Waldhornist[2]) vom Orchester des Theaters an

1) Sextett in Es-Dur, Op. 71.

2) Jedenfalls Michael Herbst, vorzüglicher deutscher Hornvirtuose, geb. am 24. Sept. 1778 zu Wien. Anfänglich in der Privatkapelle des Baron von Braun angestellt, trat er 1806 als Solospieler in das Orchester des Theaters an der Wien, ließ sich häufig in Hof- und öffentl. Konzerten mit enthusiastischem Beifall hören und erhielt bei Errichtung des Konservatoriums der Gesellschaft der Musikfreunde die Stelle als Professor seines Instruments daselbst. Er starb am 15. Okt. 1833 zu Wien (s. Reißmann l. c. 5. Bd. S. 206). Beethoven schätzte ihn sehr (s. Thayer-Riemann l. c. 2. Bd. S. 127; 5. Bd. S. 274).

der Wien hat mir dabei ganz besonders Vergnügen gemacht. Er erinnerte mich durch seine schöne Tiefe und den reinen, bestimmten Vortrag der halben Töne an unseren ehemaligen trefflichen Türrschmidt.[1])

Ich werde diese angenehme Quartettmusik, zu welcher Herr Schuppanzigh mich mit einem Billett beschenkt hat, gewiß nicht leicht versäumen.

Einige Tage später hatte mir Beethoven die Freude gemacht, dasselbe angenehme Quartett zur Gräfin von Erdödy einzuladen, um mir etwas Neues von seiner Arbeit hören zu lassen. Er spielte selbst ein ganz neues Trio[2]) für Fortepiano, Violin und Violoncell von großer Kraft und Originalität, überaus brav und resolut.

Auch trug das Quatuor einige der älteren, sehr schweren Beethovenschen Quartette sehr gut vor. Herr Schuppanzigh zeigte eine ganz besondere Geschicklichkeit und Fertigkeit im Vortrag der schweren Beethovenschen Kompositionen, in denen oft die Violine in den schwersten Klavierfiguren mit dem Fortepiano wetteifert, wie dieses wieder im Gesang mit der Violine.

Die liebe, kränkliche und doch so rührend heitere Gräfin und eine ihrer Freundinnen, auch eine ungarische Dame, hatten solchen innigen, enthusiastischen Genuß an jedem schönen, kühnen Zuge, an jeder gelungenen, feinen Wendung, daß mir ihr Anblick fast ebenso wohltat, als Beetho-

1) Karl Türrschmidt, Kammermusiker und Waldhornist der königl. Kapelle zu Berlin, geb. am 24. Febr. 1753, erhielt von seinem Vater den ersten Unterricht, begab sich dann auf Reisen nach Frankreich und England, war eine Zeit in Kassel und seit 1785 in Berlin engagiert, wo er am 1. Nov. 1797 starb. Er komponierte auch einiges (s. Reißmann l. c. 10. Bd. S. 349; Eitner l. c. 9. Bd. S. 403 f.).

2) Opus 70 (Nr. I D-Dur, Nr. II Es-Dur), welches Beethoven der Gräfin Erdödy widmete (s. Thayer-Riemann, Beethoven l. c. 3. Bd. S. 105 f.).

vens meisterhafte Arbeit und Exekution. Glücklicher Künstler, der solcher Zuhörer gewiß sein kann!

Endlich habe ich denn auch den Prinzen de Ligne, den unverwüstlichen Helden, wieder gesehen. Er war so artig, mich durch eine Einladung zum Diner dafür zu sichern und so doppelt und zehnfach artig mich bei Tafel an seiner Seite zu placieren, wobei ich, an seine äußerst lebhafte Unterhaltung gefesselt, wohl Essen und Trinken hätte vergessen können. Sein hohes Alter und graues Haupt haben ihm noch durchaus nichts von seiner Lebhaftigkeit und seinem stets regen, sprudelnden Witze geraubt. Jeder Ausdruck, jede Wendung ist ihm eigen und verdiente von Geschwindschreibern niedergeschrieben zu werden. Sein Witz ist in hohem Grade Konversationswitz und wird durch sein prächtiges, bedeutungsvolles Gesicht und den charaktervollen Ton seiner angenehmen Sprache ganz besonders belebt. Was man mir auch von seinen witzigen Schriften, deren ich noch wenige kenne, Rühmliches sagen mag, so glaube ich doch nicht, daß der Prinz so viel Witz und Leben mit der Feder in der Hand haben kann, als er in der Konversation unaufhörlich hat. Jedes kleine Ereignis, jeder Zug, jedes Wort, das in der Konversation vorkommt, weckt in ihm einen Funken, der hell aufblitzt, und diese Funken folgen sich oft so schnell, daß sie einen kontinuierlichen Feuerring zu bilden scheinen. Man ist selbst mit ihm witziger als gewöhnlich, und er kommt mir oft vor, wie der Stahl, der aus jedem Feuerstein helle Funken schlägt.

Es war den Mittag feine französische Gesellschaft bei dem Fürsten, und die Damen des Hauses und der Familie verschönerten die Gesellschaft und Konversation. Ich hatte noch das besondere Vergnügen, mich mit zwei Prinzen des Hessen-Homburgischen Hauses da zusammen zu finden, die ich schon früh in ihrem väterlichen Hause gekannt und

geliebt habe. Der Erbprinz,[1]) jetzt österreichischer General, dessen Regiment in Mähren steht, und der nur eben zum Besuch hier war, erinnerte sich auch recht gerne jener früheren frohen Zeit. Der andere ist Oberst[2]) und steht selbst hier in Garnison. Der Erbprinz war bei der großen Fürstenversammlung in Erfurt gewesen und wußte manches Pikante von dorther zu erzählen. Beide tragen das Familiengepräge echter Biederkeit und Humanität und verdienen die Achtung und Liebe, deren sie hier genießen.

Es war die erste Gesellschaft, welche ich hier in Wien sah, in welcher nur Französisch gesprochen wurde. In allen anderen großen Häusern, die ich bisher besuchte, habe ich weit mehr Deutsch als Französisch sprechen hören. Die großen Familien haben hier auch noch eine sehr wackere, altdeutsche Sitte, sie nennen sich fast alle Du und bei ihrem Taufnamen; werden auch so von den Damen und anderen der Familie genannt, wenn in ihrer Abwesenheit von ihnen gesprochen wird. Dies allein gibt dem Ton der Gesellschaft etwas Herzliches und Gemütliches, wie man es selten in großen Häusern anderer Länder und Städte findet.

Der Prinz hat mich auf die allerverbindlichste Weise mit recht beschämend schmeichelhaften Ausdrücken zu den täglichen Abendversammlungen in seinem Hause eingeladen. Nur schade, daß der Prinz im Winter in einem kleinen Hause auf der Bastei,[3]) vermutlich um frei und allein zu wohnen, so enge wohnt, daß man in großer Gesellschaft

1) Friedrich VI. Josef Ludwig Karl August, Landgraf von Hessen-Homburg, geb. 30. Juli 1769, österr. General der Kavallerie seit 1820 regierend, gest. 2. April 1829 (s. Öttinger, Moniteur).

2) Philipp August Friedrich, Landgraf von Hessen-Homburg (1779—1846) diente im österr. Heere als Feldmarschall.

3) Auf der Mölkerbastei (s. Aug. de la Garde, Gem. d. Wien. Kongresses, 2. Ausg., Münch. 1914, I, S. 27).

Katharina Paulowna Fürſtin Bagration
Nach einem Gemälde von Wladimir Borovikowsky

unmöglich da recht behaglich sein kann, welches doch die erste Bedingung jeder gesellschaftlichen Versammlung ist. Im Sommer soll er außerhalb der Stadt desto freier und angenehmer wohnen.[1])

Einen Vormittag der vergangenen Woche habe ich dazu angewandt, die Künstler zu besuchen, die ich bisher kennen lernte, und dabei eine der größten Unbequemlichkeiten dieser engen großen Stadt in hohem Grade empfunden. Die meisten jener Herren wohnen drei, vier, auch fünf Treppen hoch, um im Mittelpunkt der Stadt und in großen Häusern zu wohnen, und welche hohe Treppen! Eine natürliche Folge der Annehmlichkeit, daß auch die oberen Stockwerke nie niedrig sind. Das Übelste dabei ist, daß diese von vielen ganz verschiedenen Familien und einzelnen Leuten vollgepfropften Häuser keine solche Portiers haben, wie in Paris fast alle Häuser, bei denen man jedesmal sicher erfährt, ob die Leute, die man sucht, zu Hause sind oder nicht, und die auf den letzten Fall die Bestellungen, die man zu machen hat, annehmen und auch wirklich jederzeit genau und ordentlich ausrichten.

Hier muß man alle die unzähligen Treppen steigen, um zu erfahren, ob jemand zu Hause ist, und findet man seinen Mann nicht, so klingelt man lange vergeblich und findet oft nicht einmal jemand, der die Karte abnimmt.

Unzähligemal ist mir dabei eingefallen, wie ein wohlbeleibter, alter Berliner der berühmten Mara, damals Demoiselle Schmehling[2]) in Leipzig, wo sie auch drei, vier Treppen hoch wohnte, seinen Besuch machen will, nach

1) Auf dem Leopoldsberg (s. Aug. de la Garde, l. c. 2. Ausg., I, S. 229 f).

2) Elisabeth Gertrud Mara, geb. Schmehling (1749—1833), berühmte Sängerin, zuerst in Berlin, später in verschiedenen Weltstädten, privatisierte zuletzt in Rußland (s. Reißmann l. c.).

einigen Pausen von atemloser Ruhe die Höhe endlich erreicht, lange vergeblich klingelt und zuletzt den beschwerlichen Rückzug antreten muß. Beim Hinabsteigen begegnet er einem Mädchen mit Wassereimern, welches die Treppen hinan kommt und die schon beim Hinaufsteigen mit leeren Eimern leicht vorbeigesprungen war, die ruft ihm ganz freundlich lächelnd zu: „Sie haben gewiß zu der Mamsell Schmehling gewollt, mein Bester; ich hätt's Ihnen vorhersagen können, daß sie nicht zu Hause ist, mein schöner Herr!"

Ich stieg wirklich auch die meisten Treppen vergeblich und fand nicht einmal ein solches naives Mädchen auf den Treppen, um zu dem trockenen Ärger noch einen lustigen zu erleben. Den Kapellmeister Weigl fand ich indes doch, und er hat mir sehr gefallen. Er ist ein gar lieber, herzlicher, gutmütiger Wiener, dem man das Weiche, Angenehme, Gefällige seiner Melodien auch schon an den Augen und der Miene ansieht. Er sprach mir recht viel und auch mit vieler Offenheit von dem Zustande der Musik und Oper in Wien und auch von seinen beiden Opern, die er im vorigen Jahre in Turin geschrieben; von der Schwierigkeit, das dortige Publikum zu kontentieren, die beste Arbeit tut's eben nicht usw. Den Abend hört' ich auch in der Loge des Fürsten von Lobkowitz, die er die Gnade gehabt, mir zu erlauben, den letzten Akt von Weigls Waisenhaus. Es war wieder keine Möglichkeit, einen anderen Platz zu erhalten, ungeachtet ich meine große, freie Einlaßkarte für alle Theater in der Tasche führe. Der letzte Akt hat wirklich sehr viel angenehme Musik und einige effektuierende Ensemblestücke.[1]) Daß aber das Ganze des Stücks das Wiener

1) Die „Briefe d. jung. Eipeldauers. Wien, 1808, 12. Hft., 37f." schreiben: „Ein anders Vergnügen macht dem Publikum und allen wahren Theaterkennern die neue Opra das Waisenhaus, zu der

Publikum dermaßen interessieren kann, daß es nun schon zum siebzehntenmal gepfropft voll wieder war, zeigt doch mehr von der Gutmütigkeit und arrierierten Sentimentalität des Publikums, als von wahrem Kunstgeschmack. Herr von Hartl hatte sein Publikum indessen sehr richtig vorher beurteilt. Ihm ward das Stück aus dem Reich mit einer schwachen Musik zugeschickt. Er schickte die Musik zurück, behielt aber das Stück und bezahlte es so gut, daß man es mit Freuden hergab. Darauf trug er es dem Kapellmeister Weigl zur Komposition an, und dieser fand gerade in dem sentimentalen Charakter erwünschte Gelegenheit, seine angenehmen, gefälligen Melodien glücklich anzubringen. Das Stück bringt der Kasse nun mehr ein, als alle Gluckschе Opern, die man in der letzten Zeit wieder auf die Bühne gebracht.

Nach der Tafel hatte der Graf von Grünne die Güte mich abzuholen, um mich zu einem Souper bei der russischen Fürstin Bagration[1]) zu führen, deren Gemahl jetzt im

unser berühmter Hr. Kapellmaster Weigl d' Musik gschriebn hat. So oft sie die Opra geben, ists Theater gsteckt voll. Aber 's Sonderbare dabey ist, daß den Wienern ein Opra gfallt, wo durchs ganze Stuck 's Theater fast gar nicht verändert wird: 's Herz und der Verstand von mein liebn Landsleuten muß also durch d' Maschinerien und Dekorationen und Pferdspektakl und Hexen doch nicht ganz verlorn gangen seyn, weil ihnen 's Natürliche noch gfallt." — Es handelt sich wohl um die Aufführung am 8. Dezember (s. Hoftheatertaschenbuch, 1810, S. 19).

1) Katharina Paulowna Bagration (1783—1857), wurde, obschon sie eine andere Neigung hatte, auf den Willen Pauls I., mit dem Fürsten Peter Bagration (1765—1812), einem der namhaftesten russischen Heerführer, dem Helden von 1812, am 2. Sept. 1800 vermählt. Die Gatten trennten sich aber bald und sie begab sich nach Wien, alle Bemühungen ihres Gemahls, sie zur Rückkehr zu bewegen, waren vergebliche. Überall, wo sie erschien, eroberte sie sich die Herzen, indem sie selbst mit ihren Gunstbezeugungen nicht spar-

Norden die russische Armee kommandiert; da fand ich die größte Wiener Welt sehr zahlreich versammelt und lernte, zu allem Bekannten, was ich da traf, noch viele einheimische und fremde Sterne des reichen Wiener Himmels kennen. Die Fürstin selbst, welche mich überaus artig empfing, ist eine sehr angenehme, echt russische Schönheit, von ungemeiner Grazie und lieblicher Natur. Die Gesellschaft unterhielt sich lebhaft und angenehm ohne Spiel, bis nach Mitternacht serviert und sehr splendid soupiert wurde. Da ich eigentlich nicht zu Nacht esse, gedacht' ich mich mit einigen anderen Gästen, die herumgehend blieben, nicht zur Tafel

sam war. Eine Liste ihrer Liebhaber zusammenzustellen, hieße den Schiffskatalog Homers erneuern. Ihr namhaftester war jedenfalls Metternich, von dem sie ein Kind hatte. Mit ihren Liebesabenteuern verband sie auch die Politik und gehörte hier zu den größten Intrigantinnen, die für die Sache Rußlands tätig waren (s. darüber meine Ausgabe von „La Gardes Gemälde des Wiener Kongresses"). Ein Wiener Polizeibericht (s. Poliz. Arch. Nr. 213 ex 1810) äußert sich im J. 1810 folgendermaßen über sie: „Die Fürstin Bagration scheint leidenschaftlich und mehr als es sonst bei Damen gewöhnlich ist, für die Politik eingenommen, welche den Hauptgegenstand ihrer Gespräche ausmacht. Sie setzt einen besonderen Wert darein, von allen auf die Politik Bezug habenden Ereignissen schnell und verläßlich unterrichtet zu sein und unterhält zu diesem Ende einen ausgebreiteten Umgang und Briefwechsel vorzüglich mit diplomatischen Personen. Doch äußerte auch sie sich zugunsten Österreichs gegen Frankreich und selbst gegen Rußland." Nachdem sie besonders beim Wiener Kongreß geglänzt hatte, wo sie durch ihre unbedenkliche Liederlichkeit, mit der sie Politik und Liebe verknüpfte, das Entsetzen der Wiener Polizei bildete, die sie ganz offen eine fürstliche H... nannte, begab sie sich nach Paris, wo sie mit den Resten ihres Vermögens und ihrer Schönheit (bis in ihr höchstes Alter kleidete sie sich wie ein junges Mädchen) den Staat einer politischen Abenteuerin machte und wo sie auch starb. In zweiter Ehe war sie mit einem englischen General verheiratet, dessen Name weiter nichts zur Sache tut (s. Portraits russes, 1. Bd. Nr. 49).

zu setzen, die Fürstin war aber so artig, darauf zu bestehen, und ich hatt' es nicht zu bereuen, durch interessante Nachbarschaft angenehmer noch als vorher unterhalten zu sein. Es war aber zwei Uhr, als wir, die ersten, die Assemblee verließen, und dieser Umstand wird mich von der gnädigen Einladung der schönen Fürstin wohl eben nicht oft Gebrauch machen lassen, da ich die frühen Morgenstunden notwendig zu der übernommenen Arbeit frei behalten muß und man nach einem so späten Souper weder zu rechter Zeit, noch auch mit dem freien heiteren Kopf und Gemüt erwacht, den eine Kunstarbeit erfordert. Mehrere Gäste kamen noch während des Soupers, unter denen sich auch der Minister von Stadion[1]) befand, den Du Dich erinnern wirst, bei seinen früheren Reisen mit seinem liebenswürdigen, geistreichen Bruder,[2]) dem Domherrn, der jetzt Ge-

1) Johann Phil. K. Graf Stadion-Warthausen (1763—1824) einer der verdienstvollsten österr. Staatsmänner, seit Ende 1805 Minister der auswärtigen Angelegenheiten (s. Schönholz, Traditionen, Münch. 1914, I, S. 170.).

2) Friedrich Lothar Josef Graf Stadion, k. k. wirkl. geh. Rat, geb. 6. April 1761, Gesandter in München von 1807—1809, gest. zu Clodenschloß am 9. Dezember 1811 (s. Öttinger, Moniteur; Wurzbach). Über ihn schreiben die „Briefe eines reisenden Nordländers. Geschrieben in den Jahren 1807—1809. Cöln, 1812, S. 160", die man ganz ungerechtfertigt Reichardt zuschreibt . . .: „der Graf Stadion, ein geistlicher Herr und kaiserlich österreichischer Gesandte am baierischen Hofe; ein kleiner, gedrungener, höchst lebhafter, geistvoller Mann, mit großen, feurigen, schwarzen Augen und genialer Stutznase. Ich habe wenig Menschen von der schnellen Perzeption und von der allgemeinen Empfänglichkeit gesehen; für alles hat er Sinn und Auge und urteilt wieder keck aus sich selbst heraus, oft mit sicher treffendem Urteil. Wir haben uns in vielem sonderbar zusammengetroffen, und das gibt immer das schnellste und sicherste Bindungsmittel. Doch über einen Punkt konnten wir uns nicht einigen. Er glaubt Baiern weit weniger entfernt von Österreich in Gesinnung und Neigung als ich."

sandter in München ist, und auch noch bei seiner Rückkehr von der Gesandtschaft aus Rußland mehrmals in unserm Hause gesehen zu haben. Er führt hier ganz die sonderbare Lebensweise des ehmaligen Ministers, Fürst Kaunitz; ist vor der Mittagsstunde nie sichtbar und stets der letzte in den spätesten Abendgesellschaften. Ich sah ihn daher auch hier zum ersten Male, nachdem ich einige Male, aber immer noch zu früh, in seinem Hause gewesen war.

Einem Liebhaberkonzert, das für den Winter angegangen ist, habe ich hier auch schon beigewohnt, das mich seiner äußeren Einrichtung nach aber fast getötet hat, ungeachtet die Gesellschaft sehr angenehm war. In drei ziemlich kleinen Zimmern, wie ich sie hier fast noch nie gesehen hatte, war eine große Menge Zuhörer aus allen Ständen und eine fast ebenso große von Musikern zusammengepfropft, daß mir Luft und Gehör verging. Zum Glück verging mir nicht das Gesicht auch; denn es waren zum Teil sehr hübsche feine Damen da, von denen einige auch sehr artig sangen. Aber selbst sehr gute Sachen von Beethoven, Romberg,[1]) Paër u. a. konnten keine Wirkung tun, da man in dem engen Raum von dem Lärm der Trompeten und Pauken und allen möglichen Blaseinstrumenten ganz betäubt ward. Indes bekam ich doch etwas sehr Vollkommenes zu hören, das denn auch ganz hierher paßte und dadurch um so wohltätiger wirkte. Es war ein neapolitanischer Gitarrenspieler,[2]) der so vollkommen spielte, daß er mir oft die schöne,

1) Andreas Romberg (1767—1821), Komponist, der in Bonn seine Ausbildung erhielt, sodann in Hamburg, Paris, wieder in Hamburg und zuletzt als herzoglicher Kapellmeister in Gotha wirkte (s. Reißmann l. c.).

2) Mauro Giuliani, geb. 1780 in Bologna, berühmter Gitarrenspieler, machte sich zuerst in Italien durch seine Leistungen berühmt und kam im Oktober 1807 nach Wien, wo er sich niederließ. Er gab

alte Zeit des echten Lautenspiels zurückrief; ich habe nie etwas so Vollkommenes auf einem so unvollkommenen Instrumente gehört. Dann sangen noch zwei Italiener mit ihm, mit angenehmer Tenor- und Baßstimme, eine kleine, französische Romanze: La Sentinelle, die vor dem Feinde in heller Nacht auf dem Posten steht und seine Wünsche und Beteurungen den Winden an sein Mädchen gibt, daß er für sie nur wache, lebe, fechte, sterbe. Eine allerliebste, marschmäßige Melodie hatte der feine Italiener, der auch ein sehr schöner, junger Mann, ein wahrer Antinous war, sehr artig für die Gitarre eingerichtet und mit lebhaften Zwischenspielen bereichert. Das paßte ganz fürs Zimmer und für die Gesellschaft, die auch davon entzückt war, es aber nicht zu fühlen schien, daß der ganze angenehme Eindruck durch Beethovens übermächtige, gigantische Ouvertüre zu Collins Coriolan,[1]) wieder zerstört wurde. Ge-

fast jährlich ein oder mehrere Konzerte (in den ersten Jahren sogar viele); wir finden ihn zum letztenmal im J. 1818 unter den Konzertgebern, worauf er sich nach Rom und später für mehrere Jahre nach Petersburg begab. Giuliani entwickelte eine ungeahnte Virtuosität, namentlich im mehrstimmigen, weitgriffigen Spiel auf der Gitarre, für welche er eine große Zahl von Kompositionen mit und ohne Begleitung schrieb. In Wien (wo die Gitarre in hoher Beliebtheit stand) gehörte er zu den erfolgreichsten Konzertgebern, er war der Held der eleganten Musiksalons und erntete mehr Ruhm und Gold, als irgendein Gitarrespieler vor und nach ihm. G.s glänzendste Produktionen dürften die sogenannten „Dukatenkonzerte" gewesen sein, welche er im Jahre 1818 mit Mayseder und Moscheles veranstaltete. Seine beliebteste Nummer war „La Sentinelle", eine französische Romanze von Joh. Nep. Hummel für die genannten „Dukatenkonzerte" besonders arrangiert (s. E. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens l. c. I, S. 215, 256 f.; s. Eitner, l. c. 4. Bd. S. 271). Vgl. Allg. Musik. Ztg., Lpzg. 1807, Nr. 6, Sp. 89 über sein erstes Auftreten in Wien, ebenso 1808, Nr. 34, Sp. 558 f.

1) Die Ouvertüre zu „Coriolan" (Op. 62), nach Frimmel, Beethoven S. 40 ein äußerliches Zurückgreifen auf den Klassizismus,

hirn und Herz wurden mir von den Kraftschlägen und Rissen in den engen Zimmern fast zersprengt, die sich jeder bemühte, so recht aus Leibeskräften zu verstärken, da der Komponist selbst gegenwärtig war. Es freute mich sehr, den braven Beethoven selbst da und sehr fetiert da zu sehen, um so mehr, da er die unselige, hypochondrische Grille im Kopf und Herzen hat, daß ihn hier alles verfolge und verachte. Sein äußeres störrisches Wesen mag freilich manchen gutmütigen, lustigen Wiener zurückscheuchen, und viele unter denen, die sein großes Talent und Verdienst auch anerkennen, mögen wohl nicht Humanität und Delikatesse genug anwenden, um dem zarten, reizbaren und mißtrauischen Künstler die Mittel zur Annehmlichkeit des Lebens so anzubringen, daß er sie gerne empfänge und auch seine Künstlerbefriedigung darin fände. Es jammert mich oft recht herzinnig, wenn ich den grundbraven, trefflichen Mann finster und leidend erblicke, wiewohl ich auch wieder überzeugt bin, daß seine besten, originellsten Werke nur in solcher eigensinnigen, tief mißmutigen Stimmung hervorgebracht werden konnten. Menschen, die sich seiner Werke zu erfreuen imstande sind, sollten dieses nie aus den Augen lassen und sich an keine seiner äußeren Sonderbarkeiten und rauhen Ecken stoßen. Dann erst wären sie seine echten, wahren Verehrer.

Über dieses Konzert, wozu mich der überaus gütige, vorsorgliche Fürst Lobkowitz führte, der mich so gerne alles Gute hier hören lassen will, so wie es auch mein Vorsatz ist, mich zuerst mit dem Zustande der Musik hier ganz genau bekannt zu machen, habe ich heute leider die erste Vorstellung eines adeligen Privattheaters versäumen müssen, von welchem man mir sehr viel Gutes gesagt, und wozu mir

1807 zum erstenmal aufgeführt (vgl. darüber Thayer-Riemann l. c. 3. Bd. 20ff.).

Michael Youriewitsch Wielhorsky
Nach einem Gemälde von Rockstuhl 1818

der höchſt liebenswürdige, junge Landgraf von Fürſtenberg,[1]) bei einem noch raffinierteren Diner des Baron Steigenteſch, als das vorige, ein Billett gab und künftig zu jeder Vorſtellung geben will. Ich freue mich ſehr darauf, denn ich liebe die Privattheater von feinen, talentvollen Kunſtfreunden mehr, als jedes andere Dilettantentreiben.

An einem Liebhaber, mich dünkt ein junger Salzburger,[2]) oder Oberöſterreicher, der aus Petersburg kommt und von dorther meinen Troubadour[3]) mitgebracht hat, lernte ich indes letzt auch einen ſehr angenehmen Tenorſänger kennen, deſſen ſchöne, weiche Stimme und edle, ausdrucksvolle Manier im Vortrage, mir gleich großes Vergnügen verſchaffte. Ich fand ihn bei der Frau von Severin, bei einem kleinen Wiener Familiendiner, nachdem ich es verſäumt hatte, ihn ſchon früher in einer an demſelben Orte verſammelten Abendaſſemblee kennen zu lernen. Auch ein junges Geſellſchaftsfräulein der Frau von Severin ſang mit ihm ſehr

1) Jedenfalls Joſef Friedr. Franz Landgraf von Fürſtenberg (1777—1840), Kämmerer, Major und Oberſtküchenmeiſter, wegen ſeiner Dicke nannte man ihn „le gros cuisinier" (ſ. Gräfin Lulu Thürheim l. c. I, S. 81). Möglicherweiſe aber auch Friedrich Karl Joh. N. Egon Landgraf von Fürſtenberg gemeint (ſ. I, S. 228).

2) Es handelt ſich wie Reichardt ſelbſt im Inhaltsverzeichnis I, S. 352 angibt um einen Herrn Sauter. Die Fremdenliſte der „Vaterl. Blätt., 1808, S. 232" melden unter den 7. Aug. 1808: „Joſef Sauter, Particulier aus Salzburg, kommt von Prag, wohnt b. goldenen Ochſen". Er könnte mit einem Onkel des Dichters Ferd. Sauter verwandt ſein, da dieſer Onkel, ein Salzburger, ſehr muſikaliſch war. „Gitarre ſpielte er ebenſo vortrefflich und ſang mit ſeiner überaus ſchönen Stimme italieniſche Lieder . . . wir hörten ihm alle mit Entzücken zu" (ſ. Gedichte von Ferd. Sauter, Wien, 1855, S. VI f.).

3) Le troubadour italien, franç. et allemand. Cahier 1—36. Berl. (1806), Henry Frölich 144 S. (ſ. Eitner l. c. 8. Bd. S. 168).

hübsch mehrere kleine, italienische Duette. Diese hatte ich letzt in einer Abendgesellschaft bei Frau von Pereira schon gehört, wo ein Prinz Rohan[1]) auch ein eignes, angenehmes Talent, eigne Kompositionen mit kleiner Stimme, aber echt italienischer Methode, am Fortepiano zu singen zeigte und besonders pikant eine ganze Reihe von allerliebsten Walzern mit bloßer Begleitung des Fortepianos teils singend, teils pfeifend vortrug.

Am letzten Sonntage habe ich auch in der kaiserlichen Hofkapelle eine schwache Messe gehört, nachher aber den glänzenden Hof durch die Säle ziehen sehen. Viele Hunderte, ja Tausende von Menschen füllten alle großen Säle, durch welche der Hof zog. Der Zug ging aber so schnell vorbei, und die hübschen, geputzten Zuschauerinnen drängten sich so ungestüm vor, daß ich weder weiß, wie der Kaiser und die Kaiserin,[2]) noch die als schön gepriesene Kronprinzessin[3]) eigentlich aussehen. Dazu findet sich künftig auch wohl noch bessere Veranlassung, wenngleich der kaiserliche Hof nicht musikalisch ist. Die vorige Kaiserin[4]) war es sehr und sah daher auch oft die besten unter den einheimischen und reisenden Künstlern bei sich. Kurz vor ihrem frühen

1) Ludwig Viktor Meriadec Prinz von Rohan-Guémenée (1766—1846), österreich. Feldmarschalleutnant (s. Wurzbach, 26. Bd. S. 279ff.). Über eine Komposition von ihm vgl. Allg. Musikal. Zeitg. Leipzig, 1808, Nr. 3, Sp. 42; Nr. 32, Sp. 508 (Aufführung einer seiner Kompositionen in Prag). Als dilettantischer Sänger sang er Tenor.

2) Maria Ludovika (1787—1816).

3) Maria Louise, spätere Gemahlin Napoleons (1791—1847).

4) Maria Theresia (1772—1807), über sie vgl. besond. „Schönholz, Traditionen" und „Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben" (Bd. 3, 4, 7, 8 der Denkwürdigk. a. Altösterr.). Über ihre Musikliebhaberei und ihr Hauskonzert, wo sie die Baßgeige spielte (s. Ed. Wertheimer, Die drei ersten Frauen des Kaisers Franz. Lpzg. 1893, S. 34).

Tode hat sie noch den braven Komponisten Winter[1]) zur Bearbeitung eines Opernsujets nach dem Ossian aufgefordert, die hoffentlich nicht mit ihr untergegangen sein wird. Zu lange war dieser Lieblingskomponist unserer Opernbühne schon fürs Ausland beschäftigt, welches doch schwerlich eine seiner Arbeiten so ganz sentieren wird, als seine Landsleute sein vortreffliches Opferfest sentiert haben, und immer noch freudig genießen.

1) Peter von Winter (1755—1825), Komponist, seit 1775 Orchesterdirektor des Mannheimer Theaters, dann in München seit 1788, nachdem er in Wien 1780—82 bei Salieri studiert hatte. 1790 ging er nach Italien und dort begann er erst für den Gesang zu schreiben und zu lehren, 1795—96 war W. wieder in Wien und Prag, 1802 unternahm er eine Kunstreise nach England und Frankreich. Von seinen 18 Opern ist „Das unterbrochene Opferfest" (1796) die berühmteste geworden (s. Eitner, l. c.). Welches das Sujet zu einer Oper nach Ossian bildete, ist aus Eitner nicht ersichtlich. — Tatsächlich war Winter ein Liebling der Kaiserin, die sich an seinem „Bettelstudenten" nicht satthören konnte. Sie sagte u. a.: „Ich habe Lessings Emilia Galotti mit einem Male genug, denn das Stück macht mir erschrecklich lange Weile; hingegen den Bettel-Studenten kann ich hundert Male hintereinander sehen" (s. Beitrag zur Charakteristik u. Regierungs-Geschichte der Kaiser Josefs II., Leopolds II und Franz II., Paris, S. 211). „Der Bettelstudent oder das Donnerwort" war ursprünglich ein Lustspiel von Paul Weidmann, wurde aber merkwürdigerweise gerade von Frz. Xav. Huber, dem Verf. des „Beitrag zur Charakteristik" für Winter zum Operntext umgearbeitet (s. Goedeke, 2. A. 5. Bd. S. 314).

Vierzehnter Brief

Den 16. Dezember 1808.

Wir haben hier seit acht Tagen einen so strengen Winter, wie ich seit lange nicht in diesem Monate erlebt habe, und wie die hiesigen Einwohner sich's nicht erinnern je erlebt zu haben. Einen der hellen Vormittage habe ich schon benutzt, um die schöne Bildersammlung des Grafen Czernin zu sehen, und habe sie, trotz der Kälte, mit großer Freude genossen. Herrliche Sachen besitzt der glückliche Mann. Von Leonardo da Vinci, Tizian, Poussin, Rosa, Holbein und anderen der ersten Künstler, die herrlichsten Sachen; durchaus nichts Mittelmäßiges, viel weniger noch etwas Schlechtes, findet sich in der ganz ausgewählten Sammlung; ich denke, sie bei gelinderem Wetter noch recht oft zu genießen.

Der Graf traf mich in seinem Bilderkabinett und führte mich hinauf in sein Arbeitszimmer, in welchem noch mehrere auserwählte Lieblinge hängen, besonders ein Lesueur und ein Poussin, die mir unbeschreibliches Vergnügen gemacht haben. Ich blieb zu ihrem angenehmen Familiendiner, das in jeder Rücksicht nichts zu wünschen übrig läßt, und hatte nach Tafel noch das Vergnügen, im traulichen Kabinett, bei lieblichem Kaminfeuer, eine angenehme Stunde mit einem sehr verständigen, kunstsinnigen Grafen Lamberg[1]) zuzubringen, der lange Zeit kaiserlicher Gesandter in Neapel war. Auch er soll eine sehr ausgesuchte

1) Anton Franz de Paula Graf Lamberg, Gesandter in Turin und Neapel, geb. zu Wien am 2. Aug. 1740, gest. ebd. 26. Juli 1823, bekannt als Bilder- und Vasensammler. Reichardt schreibt darüber selbst im 2. Bd. mehr. Seine Vasensammlung wurde im J. 1815 für 12 000 Fl. für das kaiserl. Antikenkabinett angekauft, seine Bilder vermachte er der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, wo sie sich noch befinden (s. Wurzbach, 14. Bd. S. 21 f.).

Gemäldesammlung, besonders von niederländischen Künstlern, besitzen, und dann ist er auch im Besitz einer großen Sammlung sogenannter hetruriſcher Gefäße, die sich mit der des Ritters Hamilton[1]) soll messen können. Er war so gütig, mich zu sich einzuladen, und ich werde gewiß davon Gebrauch machen, sobald mich der Strudel, in dem ich umtreibe, zu einem freiwillig gewählten Gange kommen läßt.

Vor einigen Tagen habe ich mit der höchst liebenswürdigen Familie des Fürsten Lobkowitz ganz en Famille gegessen. Daß ich Dir doch nur einigermaßen ein Bild von der unaussprechlichen Güte und Milde im Charakter und im ganzen Wesen der edlen Fürstin machen könnte! Sie mitten unter ihren schönen, lieblichen, zahlreichen Kindern zu sehen, ist mir ein unaussprechliches Vergnügen, und wie man an jeder Äußerung der zum Teil erwachsenen Prinzessinnen, an jedem Worte, jeder Bewegung auch der jüngeren Söhne und der kleinsten, die liebevolle, liberale Erziehung und Behandlung gewahrt, durch welche die schön heranwachsende Jugend zu einem veredelten, weiter ausgebildeten Geschlecht erzogen wird. So lästige oder doch stumme Tischnachbarn zehn-, zwölfjährige Kinder oft noch zu sein pflegen, so freut man sich hier daran, jeden von ihnen zum Nachbar zu haben. Kein unverständiges Wort kommt aus ihrem Munde, und doch sind sie recht lebhaft gesprächig, voll Naivität und reinem, kindlichem Sinn.

Ich kam den Mittag etwas zu spät: denn ich hatte dem Fürsten zugesagt, ihm einen Aufsatz über Singeschulen, an denen es hier ganz fehlt, mitzubringen und hatte mich dabei an meinem Schreibtische vergessen. Da hättest Du die gütige Vorsorge der Fürstin sehen sollen, daß ich darüber nicht auch zu kurz käme. Und wie zärtlich besorgt sie für

1) Sir William Hamilton (1730—1803), berühmt durch seine Antikensammlungen.

ihre andere Nachbarin, eine bejahrte Frau, war, von der ich hinterdrein ganz zufällig erfuhr, daß es die ehemalige Erzieherin der Fürstin selbst war. Welche Lehre für ihre Kinder!

Einen Abend der vergangenen Woche hat mich der Graf Grünne, der mich durch Güte beschämt, auch zu der Fürstin Colloredo[1]) geführt, deren Gemahl[2]) ich bei der Durchreise in Prag auch sah. Sie ist eine Prinzessin Hohenzollern, Schwester unserer Gräfin Truchseß,[3]) eine sehr angenehme, graziöse Frau, von schöner, imposanter Gestalt, die mich überaus artig empfing. Ich fand da viel feine und schöne Welt zum Tee versammelt und lernte auch eine russische Dame, die Tochter[4]) des Generals

1) Rudolf Josef II., Fürst v. Colloredo-Mansfeld war seit 6. Juni 1792 mit Philippine Karoline von Öttingen-Katzenstein-Baldern (1776—1842) vermählt. Reichardt irrt sich also, keine der Schwestern der Maria Ant. Philippine Josefine von Hohenzollern-Hechingen war damals mit einem Colloredo verheiratet (vgl. Karol. Pichler, Denkwürdig. hg. v. Dr. E. K. Blümml l. c. I, S. 584).

2) Es kann nur Rudolf Josef II., Fürst von Colloredo-Mansfeld (1772—1843), k. k. Geh. Rat u. Oberstihofmarschall gemeint sein, da dieser allein regierender Fürst war (s. Öttinger, Moniteur).

3) Maria Ant. Philippine Josefine, Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen, geb. am 8. Febr. 1781, seit 1803 mit Friedrich Ludwig Truchseß, Erbgraf von Waldburg-Capustigal vermählt, gest. am 25. Dezemb. 1831 (s. Öttinger, Moniteur). Die Rahel nannte sie „Maskenhafte Schönheit ohne Physiognomie" (s. Briefwechsel zwisch. Varnhagen u. Rahel, Lpzg., 1875, 3. Bd., S. 136). Sie war die Favoritin Jérôme's (s. Arth. Kleinschmidt, Gesch. d. Königreichs Westphalen, Gotha, 1893, S. 60 f.).

4) Katharina Petrowna Lunin, spätere Gräfin Ricci (geb. um 1787, gest. am 8. Februar 1886 im Alter von 99 Jahren), in der großen Welt bekannt als vollendete Sängerin. Sie war mit einem Grafen Ricci, einem Dichter und Sänger vermählt, trennte sich aber 1827 von ihm, worauf Ricci Moskau verließ und nach Italien zurückkehrte (gütige Mitteilung der Frau Gräfin Wassiltschikoff).

Lunin,[1]) kennen, von deren schöner Stimme ich schon viel Rühmens gehört hatte. Sie sang uns am Fortepiano recht viel mit einer wirklich schönen, angenehmen Stimme in der neuesten, italienischen Manier; ich werde ihre Bekanntschaft nächstens in ihrem Hause näher machen und gerne oft mit ihr singen. Ein polnischer Graf Wielhorsky[2]) akkompagnierte ihr und sang selbst mit einer recht angenehmen Baßstimme. Der Ton der ganzen, hochansehnlichen Gesellschaft war wieder höchst liebenswürdig und musterhaft zwanglos und angenehm. Wie wird den Graf Grünne der Wechsel befremden! —

Nun hab' ich auch Iphigenia in Aulis von Gluck gesehen,[3])

1) Pierre Lunin, russischer Generalleutnant, kommt von Karlsbad am 9. Sept. 1808 in Wien (wohnhaft Nr. 692) an, meldet die Fremdenliste der „Vaterländischen Blätter usw. Wien, 1808, S. 305." — Peter Michailowitsch Lunin, gest. am 10. März 1822, russ. Generalleutnant, vermählt mit Eudoria Semeonowna Chvostoff, gest. am 9. Okt. 1847 (gütige Mitteilung der Frau Gräfin Wassiltschikoff).

2) Jedenfalls Graf Michel Youriewitsch Wielhorsky (1788—1856), seit 1804 russischer Kämmerer, dann beim Ministerium des Auslandes, seit 1812 in dem des öffentlichen Unterrichtes, 1818 in dem des Innern, seit 1832 wieder in dem des öffentlichen Unterrichts, wo er sich durch verschiedene Institutionen, Gründungen von Schulen usw. große Verdienste erwarb. Um ihn versammelte sich auch ein großer Kreis von russischen Gelehrten, Dichtern und Künstlern, aber ganz besonders von Musikern. Musik war von jeher seine Neigung und er hat sich auch selbst als Komponist versucht. Schumann nennt ihn gelegentlich „einen Dilettanten von großem Genie". Sollogub schreibt über ihn: „... une personnalité extraordinaire: philosophe, linguiste, médecin, théologue, membre honoraire de toutes les loges maçonniques, âme de toutes les sociétés, chef de famille, épicurien, courtisan, dignitaire, artiste, musicien, camarade, magistrat, il fut une encyclopédie vivante des connaissances . . ." (s. Portraits russes, 4. Bd. Nr. 181).

3) Die Aufführung war im Kärntnertortheater am 14. Dezemb. 1808 (s. Hoftheatertaschenbuch, 1810, S. 19). Eine ausführl. Be-

und die Vorstellung hat mir im ganzen viel Vergnügen gemacht. Demoiselle Milder als Klytemnestra, Demoiselle Laucher als Iphigenia, und Herr Vogl als Agamemnon, waren jeder in seiner Art sehr brav. Alle waren überaus prächtig und herrlich kostümiert; man sieht's in Paris nicht größer und schöner. Herr Radichi als Achill war es weniger, und auch von seiten der Stimme und Aktion zu schwach für die Rolle, so angenehm er manches auch sang. Der Sprache und Deklamation in den Rezitativen hörte man auch zu sehr den Zwang an, den sich der italienische Sänger in einer ihm fremden Sprache antun mußte. Ich habe den recht lieben, zu gefälligen Mann bedauert, daß er nicht Gelegenheit hat, in seiner schönen Muttersprache aufzutreten, mit einer angenehmen, italienischen Musik, die seinem Talent für den sentimentalen, gefälligen Gesang angemessener wäre. Auch für die äußere Repräsentation war es ihm, bei seiner zärtlichen, leidenden Physiognomie und dem weichen, sentimentalen Spiel, zu gefährlich, zwischen Mademoiselle Milder und Herrn Vogl aufzutreten. Beide hatten eine echt heroische, antike Repräsentation und zauberten den Zuschauer durch Stellungen, Gebärden und Kleiderwurf nicht selten in die antike, griechische Welt. Selbst die Demoiselle Laucher, die eine sehr angenehme, reizende Schauspielerin ist, erschien neben diesen beiden zu modern in ihrem Spiel und Wesen. So gerne sie auch jeder Maler zeichnen mag, hätte sie doch keiner in einer ihrer Stellungen als Iphigenia darstellen können. Sie hatte doch so ein herrliches, bedeutendes Vorbild an Demoiselle Milder in der ersten Iphigenia gehabt! Wie herrlich diese wieder die starken, kräftigen Sachen sang, ist nicht zu beschreiben. Der Gesang der Rolle bleibt viel in der Mitte und Tiefe, und

sprechung s. Annal. d. Literatur u. Kunst 1809, Int. Bl. Febr. 67ff.; dgl. Allg. Musik. Ztg., Lpzg. 1809, Nr. 15.

Phil. Ferd. Wilh. Graf Grünne-Pinchard

Lithogr. von Andr. Staub

dies schien ihrer schönen Stimme noch besonders vorteilhaft zu sein. Die Chöre waren wieder zu schwach und erfüllten Glucks Idee auf keine Weise; das Orchester fast ebensowenig. Doch darüber enthalt' ich mich noch gerne des weiteren Urteils.

Am Donnerstag[1]) habe ich das schöne Quartett wieder gehört. Es wurden drei Quartette, eins von Haydn, dann eins von Mozart und zuletzt eins von Beethoven gespielt; dies letzte ganz besonders gut. Es war mir sehr interessant, in dieser Folge zu beobachten, wie die drei echten Humoristen das Genre, so jeder nach seiner individuellen Natur, weiter ausgebildet haben. Haydn erschuf es aus der reinen hellen Quelle seiner lieblichen, originellen Natur. An Naivität und heiterer Laune bleibt er daher auch immer der einzige. Mozarts kräftigere Natur und reichere Phantasie griff weiter um sich und sprach in manchem Satz das Höchste und Tiefste seines inneren Wesens aus; er war auch selbst mehr exekutierender Virtuose und mutete daher den Spielern weit mehr zu; setzte auch mehr Wert in künstlich durchgeführte Arbeit und baute so auf Haydns lieblich-phantastisches Gartenhaus seinen Palast. Beethoven hatte sich früh schon in diesem Palast eingewohnt und so blieb ihm nur, um seine eigene Natur auch in eigenen Formen auszudrücken, der kühne, trotzige Turmbau, auf den so leicht keiner weiter etwas setzen soll, ohne den Hals zu brechen. Mehrmals ist mir dabei Michel Angelos stolzer, kecker Gedanke eingefallen, das herrliche Pantheon als Kuppel auf seine Peterskirche zu setzen.

Beim Grafen Fries fand ich letzt mittags auch einen lieben, alten Bekannten, den braven Maler Füger,[2]) den

1) Den 15. Dezember.

2) Friedrich Heinr. Füger (1751—1818), Historienmaler und Radierer, geb. zu Heilbronn, ging 1774 nach Wien und dann nach Rom,

ich noch nicht aufgesucht, weil er, als Direktor der kaiserlichen Bildergalerie, draußen in Belvedere wohnt, und ich dieses weiter entfernt geglaubt, als ich's jetzt, nach dem guten Plan von Wien, finde. Auch gedacht' ich bei der Gelegenheit, zugleich die herrliche Bildergalerie wieder zu besuchen; dazu war es aber zeither gar zu bitter kalt, und es halten mich die geselligen Vergnügungen noch zu warm.

Einer zahlreichen, großen Assemblee von drei-, vierhundert Personen hab' ich einen dieser Abende auch bei dem Baron Arnstein beigewohnt, die mit den berühmten Assembleen der Madame Recamier[1]) in Paris vieles und auch das gemein hatte, daß die Gesellschaft für das Lokal, so ansehnlich dieses auch ist, doch zu groß war und sich wie Meereswogen auf und ab drängte. Ehe noch die ganze Gesellschaft beisammen war, spielte Frau von Pereira mit dem Fräulein von Kurzbeck[2]) eine sehr brillante Doppelsonate von Steibelt[3]) recht meisterhaft und dann mit un-

wo Mengs und Battoni seine Lehrer waren, wurde 1783 Vizedirektor der Wiener Akademie, besonders berühmt sind seine Miniaturen (s. A. Seubert, Allg. Künstlerlexik. l. c. 1. Bd. S. 568f.).

1) Julie Récamier (1777—1849).

2) Über sie vgl. noch Jahrbuch der Tonkunst von Wien und Prag. 1796, S. 38: „Magd. v. Kurzbeck, eine unserer vorzüglichsten Klavierspielerinnen. Sie liest gut, hat Geschwindigkeit, Deutlichkeit und Nettigkeit; dabei hat sie ein besonderes, ihr eigenes Talent in der Faßkraft und Gedächtnis, so daß, wenn sie ein Stück, es sei nun in großer Instrumentierung, wie z. B. eine Symphonie, oder auch auf dem Klavier, welches ihr gefällt, ein paarmal hört, sie imstande ist, es sehr genau auf dem Fortepiano nachzuspielen."

3) Daniel Steibelt, Pianist (1765[64]—1823), machte 1790 in Paris großes Aufsehen, mußte dieses 1798 bedenklicher Verirrungen halber verlassen, worauf er weite Kunstreisen machte. Von Wien brachte er 1800 nach Paris Haydns Schöpfung mit. Zuletzt war er Direktor der Oper in St. Petersburg (s. E. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens l. c. 1. Bd. S. 128f.).

glaublicher Langmut und Güte viele schöne Walzer, nach welchen sich schöne, junge Welt in dem immer zunehmenden Gewühle lustig umdrehte. Sobald der äußerste Saal zum Souper eröffnet wurde, entfernte ich mich: es war gegen Mitternacht. Mit welcher Würde und Grazie, und jedem Kommenden lieb und gefällig, die schöne, prächtige Frau des Hauses die Wirtin machte, das muß man gesehen haben. Unter mehreren angenehmen, neuen Bekanntschaften, die ich den Abend machte, ist mir die des Barons von Faßbender besonders interessant. Sein stattliches und gefälliges Äußere nimmt schon leicht für ihn ein, und seine Unterhaltung, die ebenso verständig als angenehm ist, läßt ihn bald sehr interessant werden. Er ist auch wegen seiner großen Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, mit der er lange, als des Erzherzogs Karls andere Hand, das wichtige Amt eines Generalintendanten der kaiserlichen Armee verwaltete, allgemein geschätzt und hochgeehrt.

Auch ein Morgenkonzert haben wir wieder gehabt im kleinen Redoutensaale. Eine Madame Bigot,[1]) deren Mann,

1) Marie Bigot de Morogues, geborene Kiéné, geb. 1786 in Colmar, heiratete im Jahre 1804 Mr. Bigot, mit dem sie nach Wien zog. Ihr geist- und seelenvolles Spiel entzückte Haydn und Beethoven, der besonders vertraut mit ihr war und mit ihr korrespondierte. Die Kriegsereignisse veranlaßten das Ehepaar B. im Jahre 1809 nach Paris zu ziehen, wo Mad. Bs. Salon der Sammelpunkt aller musikalischen Notabilitäten wurde. Die Kunst war für Mad. B. bisher nur eine Quelle des Genusses gewesen; im Jahre 1812, wo ihr Gatte in Rußland gefangen und seiner Ämter entsetzt wurde, begann sie Unterricht zu geben. Die Überanstrengungen ihrer Kräfte dabei zogen ihr ein Brustleiden zu und beschleunigten ihren Tod, der im Jahre 1820 eintrat. Die künstlerische Bedeutung der jungen liebenswürdigen Elsässerin lag hauptsächlich in ihrem Enthusiasmus für Beethoven, dessen Werke sie mit vollendeter Technik und eindringendem Verständnis vortrug. Sie spielte Beethoven, der sich lebhaft für sie interessierte, unter anderem seine „Sonata appassio-

ein braver, gebildeter Berliner, Bibliothekar bei dem Grafen von Rasumowsky ist, gab das Konzert und spielte mit großer Virtuosität das Fortepiano. Fürs große Publikum war die Wahl der Stücke zwar nicht gut getroffen, denn sie hatte eins der schwersten Konzerte und die allerschwersten, bizarrsten Variationen von Beethoven über ein sonderbares Thema von acht Takten gewählt.[1]) Dem Kenner zeigte sie aber desto sicherer eine recht fest gegründete Virtuosität. Ihr Vortrag war überall, auch bei den größten Schwierigkeiten, vollkommen deutlich und rein, und besonders zeigte sie eine seltene, große Fertigkeit und Sicherheit in der linken Hand. Das ganze Konzert bestand fast aus lauter Musik von Beethoven, der ihr Heiliger zu sein scheint. Zum Anfange ward eine sehr glänzende Symphonie von Beethoven recht brav und kräftig gespielt, und zum Schlusse seine herkulische Ouvertüre zum Coriolan, die sich hier im großen Saale besser ausnahm, als letzt im engen Zimmer. Mir kam dabei die Bemerkung, daß Beethoven sich selbst noch besser darin dargestellt, als seinen Helden. Die schöne Böhmin sang doch auch wieder eine Arie mit ihrer schönen, hellen Stimme und ein Duett mit Herrn Radicchi, worin dieser ganz besonders vorteilhaft und angenehm erschien.

Beim Fürsten Lobkowitz war für den Nachmittag eine Lektüre meiner Gozzischen Oper[2]) verabredet; es fanden

nata" zuerst aus dem Manuskript vor. Es scheint nicht, daß Mad. Bigot in Wien häufig öffentlich konzertiert habe, doch finden wir ihren Namen bei einigen Konzerten im Jahnschen Saal und im Augarten (s. E. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens, l. c., 1. Bd., S. 213; Reißmann, l. c., 2. Bd., S. 4; Thayer-Riemann, Beethoven, l. c., 2. Bd., S. 549 ff.).

1) Die 32 Variationen in C-Moll (Chaconne) aus dem Jahre 1806 (s. Thayer-Riemann, l. c., 2. Bd., S. 526 f.). Beethoven soll dieses Werk später selbst mißbilligt haben.

2) Das blaue Ungeheuer.

sich aber beim Diner zufälligerweise mehrere Italiener ein, die dazu nicht gepaßt hätten, und die ebenso gern, als wir anderen, auch noch die schöne, liebliche Kaffeestunde am Kamin im Zimmer der edlen Fürstin genießen mochten.

Freitag sah ich auch die zweite Vorstellung des adeligen Liebhabertheaters mit recht vielem Vergnügen. Sie gaben zwei kleine Stücke, ein sentimentales: der Korb, und das Schloß Limburg, eigentlich die französische Oper, Adolphe et Clara ou les deux prisonniers, als Schauspiel, ohne Musik. Beide Stücke aber, besonders das letzte, wurden überaus gut zusammengespielt. In beiden spielte der junge Landgraf von Fürstenberg mit ausnehmender Naivität und Grazie. Es ist ein ganz ausgezeichnetes bestimmtes Künstlertalent. Mit ihm spielte eine Gräfin Kuenburg, dünkt mich, die erste Frauenrolle auch sehr gut, und es ward eigentlich nichts schlecht, mehreres, das ich in diesem Augenblick nicht so namhaft zu machen weiß, vielmehr noch recht gut gespielt. Die Gesellschaft des kleinen Theaters, welches sich diese Kunstfreunde in dem Hause einer entfernten Vorstadt eingerichtet haben, bestand großenteils aus den fürstlichen und gräflichen Familien der Spielenden; doch waren auch Billette an mehrere Kunstfreunde der Stadt und an Fremde ausgegeben, und der untere Raum, wie die obere Galerie, waren ganz mit Zuschauern angefüllt, die sehr lebhaften Anteil an dem angenehmen Schauspiel nahmen und mit Sinn und Diskretion ihren Beifall zu erkennen gaben. Die Musik bestand aus einer recht angenehmen Harmonie von acht Blasinstrumenten; die beste Musik zu solchen kleinen Schauspielen, besonders wenn die Musiker so klug sind, mehr heitere und lustig unterhaltende, kleine Stücke zu wählen, als größere, ausgeführte Sätze, die von seiten der Ausübenden eine vollkommene Exekution, und bei den Zuhörern eine größere Ruhe und Auf-

merksamkeit voraussetzen, als man in solchen Augenblicken zwischen den Akten beobachten mag. Da unterhält man sich lieber mit seinen Nachbarn und mit den Freunden der Spielenden über das Spiel, das eben Vergnügen gemacht hat. Zwischen den Akten ward auch Gefrornes, Limonade und Orgeade herumgegeben. Von Distinktion in den Plätzen oder der Bewirtung war hier auch wieder durchaus nichts zu bemerken, und so behauptet sich hier überall der beste, gesellschaftliche Ton. Wie wohl es hier auch allen Fremden wird, das macht oft eine ganz seltene Übereinstimmung in Gesellschaften: es bleibt darüber gar nichts zu diskutieren noch zu wünschen. Dennoch ist der ehmalige, große, allgemeine Aufwand sehr beschränkt, der freie Zutritt zu den Tafeln der großen Häuser ist gar nicht mehr so allgemein, als ehemals; Künstler scheinen nur noch darin eine glückliche Ausnahme zu machen. Die Tafeln selbst sind lange nicht mehr so üppig splendid serviert, wiewohl äußerst fein und immer noch reich. Für mich hat Wien dadurch gar sehr gewonnen. Auch füg' ich noch gern hinzu, daß nur in einem sinnlichen Genuß der Luxus sichtbarlich gestiegen ist, das ist in fremden Weinen. Auf allen großen und splendiden Tafeln findet man jetzt die feinsten, französischen Weine, die unter zehn Gulden die Bouteille nicht zu haben sind, und mehr und besser wird besonders noch der feinste Champagner, der nichtmousierende, wohl nirgends getrunken, als in den großen und feinen Häusern Wiens. Man trinkt ihn oft während der ganzen Mahlzeit aus großen Becher- oder Kelchgläsern. Doch sah ich nirgends eigentliche Trinkgelage.

Fünfzehnter Brief

Wien, den 21. Dezember 1808.

Eine neue Einrichtung bei der Generaldirektion der Theater, nach welcher der Fürst Esterházy[1]) das Präsidium bei der Direktion, der Fürst Lobkowitz aber die besondere Oberdirektion der Opern hat, setzt mich in die Notwendigkeit, daß ich mich mit zwei sehr verschiedenen Arbeiten zugleich beschäftigen muß. Der Fürst Esterházy, der sich besonders für das Theater an der Wien, das ehemalige, prächtige Schikanedersche Theater, als sein erkauftes Eigentum, interessiert, wünscht, daß ich dafür zuerst meine romantisch-komische Oper fertig machen soll. Dagegen der Fürst Lobkowitz, der sich mehr für die große heroische Oper, und, wie ich glauben darf, auch besonders noch für mich und mein wahres Beste interessiert, wünscht mit anderen von der Direktion, daß ich auf einem der kaiserlichen Hof- und Stadttheater, welche die vorzüglichsten Künstler und das beste, kunstverständigste Publikum haben, zuerst mit meiner Bradamante erscheinen soll; mir wäre dies auch das liebste. Um aber keinen meiner Beschützer unbefriedigt zu lassen, und bis sie unter sich darüber einig sind, halt' ich mich zu beiden Arbeiten und habe auch den dritten Akt der Gozzischen Oper fast vollendet. Mit der Bradamante geht es unterdessen auch glücklich vorwärts.

Alte, gute Bekannte hab' ich in Brockmann[2]) und

1) Nikolaus III. Fürst Esterházy gehörte jener Gesellschaft der Kavaliere an, welche im Jahre 1806 die Pachtung der Hoftheater und des Theaters an der Wien übernahm. Präses der Gesellschaft war Fürst Esterházy, Ferd. Graf Palffy leitete das deutsche Schauspiel, Fürst Lobkowitz die Oper, Graf Stefan Zichy das Ballett, Graf Lodron die äußere Regie (s. Theatergesch. Ausstellung der Stadt Wien, 1892 [Katlg.] S. 71).

2) Johann Franz Hieronymus Brockmann, geb. in Graz 30. Sep-

Lange[1]) wiedergesehen und besucht. Ich sah sie zuerst in der Phädra beide sehr brav spielen und lernte auch Madame Weissenthurn[2]) als eine brave Künstlerin in der Phädra kennen und zugleich ein sehr liebes, vielversprechendes Talent in Demoiselle Adamberger[3]) als Aricia, der ähnlichen Tochter der vortrefflichen Schauspielerin,[4]) die solange die Freude von Wien war, und die auch mir ehedem sehr großes Vergnügen gewährt hat. Es war das erste, große Schauspiel, das ich hier sah, da mich zeither die Opern und Operetten absichtlich ganz beschäftigten. Das Stück ward für die Familie von Schiller gegeben, und dazu eine Totenfeier, welche ein Graf Bentzel,[5]) dünkt mich,

tember 1745, Schauspieler und Theaterdichter, seit 1766 in Wien engagiert, 1771 in Hamburg, 1789 in Wien, auch zeitweilig Direktor, gest. in Wien am 12. April 1812 (s. Allg. dtsch. Biogr., 3. Bd., 342; Goedeke, 2 A., 5. Bd., S. 336 f.).

1) Josef Lange (1751—1831), Hofschauspieler, begabter Maler, Schriftsteller und selbst Musiker.

2) Johanna Franul von Weissenthurn (1773—1847), Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, seit 1789 im Burgtheater bis 1842 (s. Eisenberg, l. c., S. 1109). R. sah sie jedenfalls in der am 17. oder 20. Dezember 1808 gegebenen Vorstellung der „Phädra" (s. Hoftheat. Taschenb. 1810, S. 19).

3) Antonie Adamberger, spätere von Arneth (1790—1867), Schauspielerin, die bekannte Braut Theod. Körners (über sie besonders Karol. Pichler, Denkwürdigk. hg. v. Dr. E. K. Blümml [= 5. u. 6. Bd. der Denkwürdigk. aus Altösterr.], s. Reg.).

4) Anna Maria Adamberger, geb. Jacquet (1752—1807), Schauspielerin, berühmte Naive (s. Hans K. Freih. v. Jaden, Theodor Körner und seine Braut, Dresd. 1896, S. 7 ff.).

5) Karl Christian Ernst Graf zu Bentzel-Sternau (1767—1849), Staatsmann und Schriftsteller. Das Stück betitelte sich: „Schillers Feier. Seinen Manen durch seinen Geist." Regensburg 1806, 8° (s. Goedeke, 2. A., 5. Bd., S. 468 f.). Über diese Aufführung im Kärntnertortheater am 17. Dezemb. 1808 schreiben die „Eipeldauerbriefe, 1809, 2. H., 4 ff." ganz ausführlich, u. a.: „. . . und weil die

Wolfgang Mozart

Lithographie von Johann Stadler

aus lauter Schillerschen Versen und Erscheinungen aller seiner großen Theaterhelden gar künstlich zusammengesetzt hat. Es war ein buntes, unterhaltendes Schauspiel fürs Volk, das zugleich eine Art von Theaterrevue für die ganze Truppe gewährte. Das Haus war gepfropft voll, und es wäre vielleicht nicht möglich gewesen, noch zwanzig Menschen darin zu placieren. Ohne die Erlaubnis der Fürstin von Lobkowitz, mit ihr und ihrer Familie in ihrer Loge zu sein, hätt' ich es schwerlich zu sehen bekommen. Schon vor mehreren Tagen, da ich nur eben erst davon reden hörte, hatte man schon fünfhundert Gulden für eine Loge und einhundert Gulden für einen gesperrten Sitz geboten. Das Publikum zeigt sich bei dieser Gelegenheit, wie es einem so großen und reichen Publikum ziemt, und der Ertrag wird sich gewiß vor allen vorhergegangenen Veranstaltungen zu demselben Zweck vorteilhaft auszeichnen. Es war ganz unerhört kalt im Theater, selbst in den ausgeschlagenen, mit Fußteppichen und Vorhängen versehenen Logen.

Tags darauf gab wieder eine Demoiselle Longhi[1]) ein

guten Wiener jedem großen Mann Grechtigkeit widerfahren lassen, so haben die gnädigen Herrn, die jetzt das Theater habn, uns d'Freud gmacht und habn auch bey uns das Meliodram: Schillers Feyer recht prächtig aufführn lassen. Das Gedräng und die Völln kann ich dem Herrn Vettern gar nicht bschreibn. Schon um 5 Uhr ist kein Platz mehr aufn Paternobel z'habn gwest ..... Wie ich hör, so sollen bei 7000 fl. eingangen seyn ...." (Wir verweisen auf den gänzlichen Abdruck innerhalb der Ausgabe der Eipeldauerbriefe in den „Denkwürdigkeiten aus Altösterreich"). Vgl. dazu Intellig.-Blatt d. Annalen d. Litt. u. Kunst, 1809. Febr. Sp. 72ff. Die Einnahme betrug 6297 fl. und 50 Dukaten.

1) Dem. Karoline Longhi ließ sich schon 1808 in Wien und am 8. Aug. 1809 im Burgtheater hören und zwar abwechselnd auf der Harfe und dem Piano. Ihr Hauptstück war ein „arabisches Konzert", man rühmte namentlich ihr kraftvolles Spiel (j. E. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens.

Morgenkonzert[1]) im kleinen Redoutensaal und ließ sich auf dem Fortepiano und der Harfe hören, recht sehr gut, und

l. c. I., S. 255). Über ihr Auftreten in Wien vgl. auch Allg. Musik. Ztg. 1809, Nr. 17, Sp. 270; Nr. 41., Sp. 652 f., danach spielte sie am 9. April 1809 „ein Konzert auf dem Pianoforte mit vieler Leichtigkeit; auch kündigte sie uns diesmal kein ‚Arabisches Konzert' auf dem Piano an, wie sie voriges Jahr bei ihrer Akademie tat." Im November 1811 scheint sie zum letztenmal in Wien gespielt zu haben (s. Allg. Musik. Ztg. 1812, Sp. 113). Varnhagen lauschte den Tönen „der schönen Harfenspielerin aus Neapel" noch 1811 in Teplitz (s. Denkwürdigk. 1843, 2. Bd. S. 324). Varnhagen schreibt auch allerlei über sie an Rahel (s. Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Leipzig, 1874, 2. Bd., S. 186 f., 200, 211, 267). So am 8. Dez. 1811 aus Prag: „. . . grade beim Fürsten Auersperg war eine Musik anzuhören, wobei unsere gemalte und gepuderte Longhi das Beste tut. Ich habe dieses Thier oft besuchen müssen und mancherlei für sie zu tun gehabt, wofür sie mich aus Dankbarkeit an ihren Leib drückte mit dem geflüsterten venez-donc, mon petit ange! Ich aber betrachtete gelassen ihr überpudertes Gesicht. Sie hat es so zu machen gewußt, daß der Oberst (Eugen Graf Bentheim) ihr Beschützer ist, und da er genug wird zahlen müssen, so war es mir ordentlich lieb, ihm wenigstens die Gänge zu ersparen." Am 6. Januar 1812 aus Prag: „Die Longhi, die noch hier ist, beschäftigt ihn ein klein wenig; das Mädchen hat sich aber geirrt, sie glaubte seine Neigung gewonnen zu haben, und er meinte nur, es wäre elegant und schicklich, eine an ihn adressierte Künstlerin auch als ein hübsches Weib zu protegieren, und es klänge ganz ordentlich, wenn man etwa sage: ‚O der Bentheim, der hat gewiß das Beste von ihr'!" Schließlich am 7. März 1812 aus Prag: „Vorgestern spielte das Thier, die Longhi. Sie gefiel nicht, das Publikum sagt, sie reißt die Harfe. Wenn es Recht hat, nenne ich es das Publikum." Sie war wohl die Tochter des Tonkünstlers Stefan Longhi, dessen Ankunft am 21. Juni 1808 in Wien die „Vaterl. Blätter, 1808, S. 118" melden. Sie hat wahrscheinlich um 1814 den Konzertmeister Karl Möser (1774—1851) geheiratet, mit dem sie dann Konzerte gab (s. Allg. Musik. Ztg., 1815, Nr. 15, Sp. 255 f.), am 25. Januar 1813 gab sie noch unter dem Namen Longhi in Berlin ein Konzert (s. All. Musik. Ztg., 1813, Sp. 160).

1) S. Wien. Ztg. 1808, S. 6208: Karoline Longhi gibt auf der

mehr noch, recht schön, denn sie wußte einen schönen Körper ganz außerordentlich vorteilhaft geltend zu machen, besonders beim Harfenspiel, wobei sie sich so überaus mannigfach und doch immer graziös zu stellen und zu gebärden wußte, daß wir den ganzen, schönen Körper nach allen Seiten zu sehen bekamen. Ihr Harfenspiel selbst war aber auch ganz besonders delikat und gefällig. Demoiselle Fischer sang eine sehr schwere Arie überaus brav, und Radicchi auch eine gefällige Arie sehr gut und angenehm. Beim Diner des Grafen Fries lernt' ich nachher einige alte, namhafte Kenner der Tonkunst kennen, die mir die Ehre antaten, mich zu den alten, soliden Komponisten zu zählen.

Mit einem sehr lieben Manne, mit dem ich mich oft beim Grafen Fries zusammenfinde, dem königlich sächsischen Legationsrat Herrn Griesinger,[1]) fuhr ich nach Tafel zu der Witwe des verewigten Mozarts[2]) nach einer entfern-

Harfe und dem Fortepiano am 18. Dezember 1/2 1 Uhr im kleinen Redoutensaal eine Vokal- und Instrumentalakademie.

1) Georg August von Griesinger (1769—1845), deutscher Schriftsteller und Staatsmann, ursprünglich Erzieher in aristokratischen Häusern, zuletzt beim sächsischen Gesandten in Wien, wurde durch diesen in die diplomatische Laufbahn eingeführt. Demzufolge wurde er 1804 zum Legationssekretär bei der sächsischen Gesandtschaft in Wien ernannt, wo gleichzeitig seine „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der österr. Monarchie" erschienen, denen seine „Biographischen Notizen über Joseph Haydn (Leipzig, 1810)" folgten. Zum Legationsrat ernannt, war er zeitweilig von Wien abwesend und kehrte erst wieder 1814 zur Gesandtschaft dorthin zurück. 1819 wurde er geadelt, 1828 Geh. Legationsrat, seit 1831 zugleich weimarischer Geschäftsträger am Wiener Hofe (s. Meyer, Neu. Konv.-Lexik. 1857, 7. Bd., S. 1177).

2) Konstanze Mozart, geb. von Weber, gestorb. zu Salzburg 6. März 1842, seit 1809 wieder mit G. N. Nissen verheiratet (s. Wurzbach, Bd. 19, S. 295).

ten Vorstadt hinaus, und wir fanden sie im Kreise einiger Freundinnen heiter, aber nicht ganz wohl. Sie erinnerte sich noch des Besuchs, den sie Euch vor einigen Jahren in meiner Abwesenheit in unserm lieben Giebichenstein gemacht hat. Die angenehme, noch recht gut konservierte Frau hat zwei erwachsene Söhne. Der jüngste,[1]) fünfzehnjährig, dünkt mich, hat sich bereits als Komponist, wie man mir sagt, vorteilhaft gezeigt, soll aber des äußeren Antriebs bedürfen, darum hat ihn die Mutter zu einem polnischen Grafen nach Galizien gegeben, in dessen Hause viel Musik getrieben werden soll. Der älteste[2]) war schon in einer Handlung, hat diese aber, aus Liebe zur Musik, wieder verlassen, und studiert die Kunst anjetzt in Italien bei Asioli.[3]) Der Himmel segne ihre Vorsicht und Wahl. Es wäre eine seltene Erscheinung, wenn die Söhne eines so großen Künstlers wieder große Künstler in derselben Kunst würden. Eine Er-

1) Wolfgang Amadeus Mozart, der zweite Sohn des großen Tondichters, ist in Wien geboren, vier Monate vor dem Tode seines Vaters. Die knappen pekuniären Mittel seiner Mutter veranlaßten ihn, im Jahre 1808 ein Engagement als Musiklehrer bei einem Grafen Baworowski in Galizien anzunehmen. Später etablierte er sich als Musiklehrer in Lemberg, wo er durch acht Jahre blieb. Doch unterbrach er diesen Aufenthalt ob einer Kunstreise (1820 bis 1822) durch Deutschland, wo er allenthalben großen Beifall fand. Er starb in Karlsbad 1844. Mehrere Klavierkompositionen sind von ihm erschienen (s. E. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens, l. c. I, S. 211).

2) Karl Mozart (1783—1858), widmete sich anfänglich dem Kaufmannsstande, trieb dann eine Zeitlang Musik, spielte gut Klavier und leitete im Hause des Obersten Joh. B. von Casella die Musikaufführungen. Er starb als österr. Beamter in Mailand (s. Eitner, l. c., 7. Bd., S. 95; Wurzbach, 19. Bd., S. 275, 295).

3) Bonifacio Asioli (1769—1832), italienischer Komponist und Pianist, seit 1799 in Mailand als kgl. Kapellmeister und Lehrer der Komposition am Konservatorium, seit 1814 lebte er wieder in seiner Vaterstadt (s. Eitner, l. c., 1. Bd., S. 217 ff.).

Alexis Petrowitsch Yermoloff
Nach einem Ölgemälde von Zakharoff

scheinung, die man wohl nur in der Bachischen Familie so auffallend erlebt hat.

Den Abend hatten wir einen sehr interessanten, musikalischen Abend beim Fürsten Lobkowitz, wo die ganze große, schöne Welt wieder beisammen war, um die Gräfin Lunin singen zu hören. Mit einer unglaublichen Dauer und Kraft hat diese junge Dame von neun Uhr bis nach Mitternacht fast ununterbrochen gesungen und in sehr verschiedenen Stücken gar große Geschicklichkeit gezeigt, ihre angenehme Stimme von der vorteilhaftesten Seite geltend zu machen, und alles, was die neueste, italienische Manier Angenehmes und Reizendes hat, mit Effekt anzubringen. Außer mehreren großen Arien und Romanzen sang sie mehrere Duetten und Terzetten und hat darin alles, was der Fürst sonst noch an guten Stimmen dazu eingeladen hatte, müde gesungen, ohne daß sie selbst im mindesten angegriffen zu sein schien. Diese Dauer und jene Klugheit müßte man allen großen Sängerinnen wünschen, die so selten das eigentliche Wesen ihrer Stimme recht kennen und das Effektuierende so sicher an der rechten Stelle anzuwenden wissen. Dies gab keine uninteressante Unterhaltung mit dem Vater der Gräfin, der bei Tafel, zu der wir gegen ein Uhr gingen, mein Tischnachbar wurde und in dem Talente seiner Tochter nicht wenig glücklich war.

Mit unserem braven Violinisten Seidler,[1]) den ich hier

1) Ferdinand (Karl?) August Seidler, am 13. Sept. 1778 in Berlin geboren, wirkte bereits im Alter von zehn Jahren in der Königl. Kapelle daselbst mit, welcher er 1793 definitiv einverleibt wurde. Nachdem er schon 1806 in Wien konzertiert hatte, ließ er sich (nach Hanslick und Wasielewski, s. unt.) 1811, nach Reichardt (s. ob.) wohl schon früher, in Wien nieder. Er gab jährlich ein eigenes Konzert und spielte fleißig in Akademien, von Publikum und Kritik stets sehr freundlich begrüßt. Spohr rühmt ihm schönen Ton und sauberes Spiel nach. Im Jahre 1816 verließ er Wien und fand in Berlin

in dem Hause eines russischen Generals Yermoloffs[1]) finde, dessen Sohn[2]) er in der Violine unterrichtet, und in dessen Hause er selbst wie ein Sohn mit allen angenehmen Bequemlichkeiten lebt und dabei ansehnlichen Gewinn hat, mit dem wollt' ich einen Nachmittag in der Leopoldstadt

in der Königlichen Kapelle als Konzertmeister Anstellung. Dort starb er auch am 27. Febr. 1840 (s. W. J. v. Wasielewski, Die Violine und ihre Meister, l. c., S. 430f.; E. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens, l. c. I, S. 237f.).

1) Alexei Petrowitsch Yermoloff (Ermoloff), russischer General und Diplomat, geb. 1777, machte die Feldzüge von 1805—1807 mit und befehligte, seit 1808 Generalmajor, 1812 mit Auszeichnung eine Brigade, 1813 rückte er zum Generalleutnant auf (Sieg bei Kulm) und kommandierte 1815 einen Teil der Truppen, die der Hauptarmee an den Rhein nachrückten, 1817 wurde er Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen, zeichnete sich gegen die Perser aus, fiel später in Ungnade und lebte sodann den Wissenschaften in Moskau, wo er am 23. April 1861 starb. Er hat Memoiren hinterlassen (s. Meyer, Neues Konv.-Lexik., 2. Aufl., 9. Bd., S. 587). Die „Vaterländischen Blätter, 1808, S. 240" verzeichnen die Ankunft des „russischen Generalmajors Y." am 10. Aug. 1808 und geben seine Wohnung in der Leopoldstadt Nr. 460 an, daher auch Reichardt von dort das Krippenspiel und das Leopoldstädter Theater besuchte. Yermoloff war auch der Liebhaber von Viktoria Perinet, der Gattin des bekannten Leopoldstädter Theaterdichters Joachim Perinet (s. Jahrbuch d. Grillparzergesellsch., 1904, 14. Jahrg., S. 200). Yermoloff, der nie verheiratet war, hatte aus verschiedenen Liaisons fünf Söhne, Viktor, der älteste, von der Tscherkessin Suida, sodann Severin (1824—1894) und Klaudius (1823—1895) von der Tscherkessin Totai, Peter (geb. 1825) und Nikolaus (1836—189.), die alle von Alexander II. legitimiert wurden (s. Portraits russes, 3. Bd., S. 170) und alle Militärs waren.

2) Jedenfalls Viktor Yermoloff (Ermoloff), da seine Brüder damals noch nicht geboren waren, s. ob.; die „Vaterl. Blätter, Wien, 1808, S. 53" führen ihn als einen „ausgezeichneten Violinspieler unter den Dilettanten an. Nach gütiger Mitteilung der Frau Gräfin Wassiltschikoff soll Viktor als russischer Generalleutnant erst am 16. Januar 1892 gestorben sein. Er müßte also sehr alt geworden sein.

das Krippenspiel[1]) (ein Volkspuppenspiel für die Adventzeit) und den Kasperl besuchen; beides mißlang aber. Das erste ward aus Mangel an Zuschauern, die eigentlich nur des Sonntags zur lustigen Erbauung danach zu laufen pflegen, gar nicht gegeben: wenn wir die Lichte bezahlen wollten, erbot sich der Unternehmer anzufangen; das schien uns aber nicht der Mühe wert, da bei einem solchen Schauspiel die Zuschauer oft das beste Schauspiel geben. Beim Kasperl war es des Abends aber so schlecht bestellt, daß sie sich zu einem heroischen Stück[2]) verstiegen, oder, für sie eigentlich, sich herabgelassen hatten. Es ward von den Spaßvögeln mit ungeheurem Schluchzen und Jammern in Tränen schwimmend gegeben; das Publikum aber, einmal auf der Stelle ans Lachen gewohnt, belachte jede lebhafte Be-

1) Es handelt sich um das mechanische Theater des Ferd. Valmagini in der Leopoldstadt, anfangs Praterstraße (alt 459), s. darüber die umfassenden Nachrichten in den Neuen Annal. d. Litterat. d. österr. Kaiserstaates. W. 1807, II, Int.-Bl., Sp. 129 f.; 1808, I, Int.-Bl., Sp. 235 f. Die „Eipeldauerbriefe, 1808, 2. Hft., S. 22 f." schreiben darüber u. a.: „Die Täg hab ich wieder das Mechanische Theater in der Jagerzeil hamgsucht: denn ich hab's aufn Zettl glesen, daß s' dort ein Seesturm aufführn, und da hat mich mein Geld wieder nicht greut. So ein schöns und zgleich fürchterlichs Spektakl hab ich noch nicht gsehn. Da sieht der Herr Vetter s'ganze Weltmeer, das anfänglich so ruhig ist, wie unser Kanalhaven; aber da steigen auf einmal schwarze Wolken auf, und da fangen die Wind z' zausen und brausen an .... (usf.). Der brave Künstler hat bey seiner Vorstellung ein Menge Zuschauer ghabt; aber fast alle von der burgerlichen Welt; denn von der vornehmern Welt hab ich ein einzige Person antroffen ..."

2) Es handelt sich um Aug. v. Kotzebues „Die Kreuzritter von Palästina, Schausp. in 5 A., bearbeitet von K. F. Hensler". Eine Kritik über die Aufführung s. Annalen der Litt. u. Kunst usw. W., 1809, I, Int.-Bl., Sp. 80 ff., welche bemerkt: „Die Darstellung dieses Schauspieles auf dieser Bühne war wie alle Darstellungen sentimentaler Schauspiele auf dem Leopoldstädter Theater."

wegung der Ritter und Nonnen, so daß das auf bitteren Ernst abgesehene Spiel der sich mächtig Abarbeitenden für uns zur wahren Parodie wurde. Doch hielten wir uns nicht lange auf. Das Merkwürdigste für uns war ein junger, hübscher Ritter, der es besonders tragisch nahm und mitten unter diesen Wienern, Salzburgern und Tirolern in völlig preußischem Dialekt sprach. Nach einiger Erkundigung erfuhren wir denn auch, daß es ein verunglückter preußischer Offizier sei.[1]) Das Theater war übrigens sehr hübsch und recht ansehnlich, auch ziemlich angefüllt von Menschen aus allen Ständen, die Galerien vorzüglich mit recht hübschen Mädchen in Linzer Hauben, die sich unter den reichen, schweren, goldstoffenen Hauben, die fast alle dienenden Mädchen hier tragen, ganz besonders in der Form unterscheiden. Wie lieblich und hübsch das weibliche Geschlecht hier in Wien ist, läßt sich schwer beschreiben, da das Charakteristische daran eben keine Schönheit nach bestimmten, leicht zu bezeichnenden Formen ist; es ist vielmehr ein wahrer Liebreiz, der in Miene und Blick besteht, und in einem angenehmen, freien Tragen und Bewegen des Körpers. Doch ist auch eine weiche, runde Form des Gesichts, eine feine Nase und Grübchen in den runden Backen und im runden Kinn, bei hellen, freundlichen Augen, schöner Haut und reinem Blut ein Gesichtscharakter, den man häufig hier sieht. So ist auch die Gestalt selten groß und stark, meistens von angenehmer Mittelgröße und Fülle. Unverkennbare Gutmütigkeit und Lustigkeit gibt diesem gefälligen Wesen einen überaus anziehenden, lieblichen Charakter. Nachdem wir uns so etwas auf den verschiedenen Plätzen umgesehen hatten, kehrten wir doch lieber nach Seidlers Wohnung zurück, wo uns der Graf ganz vor-

1) Weder eine gedruckte Quelle, noch Rosenbaums Tagebuch führt etwas über diesen Schauspieler an.

Konstantia oder Josefa Füger
Friedrich Heinrich Füger sculp.

trefflichen, russischen Tee in dem elegantesten Teegeschirr servieren ließ.

Glucks Iphigenia in Aulis hab' ich auch zum zweitenmal gesehen[1]) und wieder meine Beobachtungen über den Effekt der Komposition gemacht und Vergleichungen zwischen beiden Iphigenien des großen Meisters angestellt. Die hiesige Aufführung ließ auch solche ruhiger anstellen, als ehemals die Pariser. Damals war mir freilich die ganze Sache auch neu, seitdem bin ich durch Betrachtung und eigene Arbeit mit ihr vertrauter, als mit irgendeiner anderen Erscheinung in der Kunst geworden. Damals machte der erste Akt dieser Oper gerade einen so gewaltigen, hinreißenden Eindruck auf mich, daß ich, trotz aller angewandten Aufmerksamkeit, nicht ergründen konnte, worin wohl eigentlich der kraftvolle Zauber des Akts bestand. Hier tut gerade dieser Akt die geringste Wirkung. Es muß also damals mehr in der kraftvollen, nach unseren Begriffen und modernen Kraftäußerungen, bis zur höchsten Übertreibung gesteigerten Lebhaftigkeit der Ausführung auf der Bühne und im Orchester gelegen haben, als in der Arbeit selbst, die hier gerade in diesem Akt nicht selten klein und leer erscheint. Aber welche Szenen, welche Deklamation und ganze einzelne Singstücke in den folgenden Akten! Dennoch hab' ich mich überzeugt, daß die Iphigenia in Tauris ein größeres, kraftvolleres Ganzes ist und in der Wahrheit und Kunst der Rezitative, besonders in der Rolle des Orests, alle anderen Meisterwerke Glucks übertrifft.

Das fortdauernde, herrliche Winterwetter, welches wir hier haben, läßt mich nun auch manche entfernte Gänge und Besuche machen. So hab' ich letzt an einem schönen Morgen auch Füger in seiner herrlichen Wohnung im Bel-

1) Die zweite Aufführung fand am 20. Dezemb. im Nationaltheater statt (s. Hoftheatertaschenbuch, 1810, S. 18).

vedere besucht. Welch unbeschreiblich schöne Lage hat dieses Lustschloß, das sich der große Eugen[1]) erbaute. Auf einer sehr ansehnlichen Höhe liegt es über einem großen, sanft abterrassierten Garten und dominiert die Aussicht über die ganze Stadt und ihre herrlichen Umgebungen. Selbst in dieser Jahreszeit ist der Gang hinan recht angenehm, in dem regelmäßigen, französischen Garten, der sich zu einem fürstlichen Prachtgebäude überall besser schickt, als der romantische, englische Garten, da wir nur wenig Schnee haben, und die Gänge ordentlich und reinlich gehalten werden. Mit jeder höhern Terrasse erweitert sich die Aussicht und wird immer reicher und reicher. Daneben liegt der große, sehr schön ins Auge fallende Schwarzenbergsche Sommerpalast, der einen größeren Umfang noch hat und der auch in seiner inneren Einrichtung sehr sehenswert sein soll. Da ich das Glück habe, dem Fürsten von Schwarzenberg, der, wie die ganze Familie, ein Muster von Güte und Humanität ist, bekannt zu sein, so hoff' ich, den Sommerpalast auch nächstens in seinem Innern kennen zu lernen. Vieles der Art verspare ich mir auch in der Hoffnung, daß es mir doch wohl noch gelingt, bis zum Frühjahr hier zu bleiben, für die bessere Jahreszeit.

Die Kälte hielt mich letzt auch ab, die herrliche, kaiserliche Bildergalerie zu besuchen, welche anjetzt den Palast von Belvedere zum Teil anfüllt. Ich erinnere mich ihrer großen Schätze, die sie aus der alten, italienischen und deutschen Schule, auch wohl aus der niederländischen besitzt, von meinem ersten Wiener Aufenthalte noch mit großem Vergnügen und freue mich jetzt sehr darauf, sie in ihrer neuen Anordnung, durch Herrn von Mechel[2]) aus Basel, der auch

1) Prinz Eugen von Savoyen (1663—1736), der berühmte Feldherr.

2) Christian von Mechel (1737—1815), Kupferstecher und Kunst-

ein ausführliches, räsonierendes Verzeichnis davon angefertigt, an der Seite des trefflichen Füger s wiederzusehen und zu genießen. Diesen fand ich letzt in seiner angenehmen gemütlichen Wohnung in einem Seitengebäude des Schlosses, neben seinen artigen Töchtern,[1]) und mit zwei Magdalenen beschäftigt; eine kleinere, die einen überaus angenehmen weichen Charakter hat, und die er nun auch im großen auszuführen beschäftigt ist. Beides werden gewiß Gemälde im angenehmen, gefälligen Charakter von ausgezeichnetem Werte.

Ein Fürst Zinzendorf,[2]) der bald nach mir den steilen Fahrweg mit sechs Pferden herangefahren kam, belebte

händler. Josef II. besuchte ihn in Basel und ließ dann durch ihn die Gemäldesammlung im Belvedere ordnen, wofür Mechel k. k. Rat wurde (s. A. Seubert, Allg. Künstl. Lexik., l. c., 2. Bd., S. 545). Vgl. Chr. v. Mechel, Verzeichnis der k. k. Bilder-Galerie in Wien nach der im Jahre 1781 gemachten neuen Einrichtung. Wien, 1783, m. Kupf. Gr.-8° (auch französisch 1784).

1) Laut Verlassenschaftsabhandlung im Land.-Ger. in Zivilsachen, Fasc. 2, Nr. 3731 ex 1818 hinterließ Füger zwei Töchter, die Zwillingsschwestern waren, geb. im Jahre 1794, die eine hieß Konstantia, war bei seinem Tod bereits nach einem Chirurgen Vinzenz Gründel verwittwet, die andere, Josefa, war noch ledig.

2) Karl Graf Zinzendorf (1739—1813), österr. Staatsmann, machte ausgedehnte Reisen, auf welchen er sich neben Bekanntschaften mit den Größen der Wissenschaft und Kunst auch ein ausgedehntes Wissen auf den verschiedensten Gebieten, besonders aber auf naturwissenschaftlichen, erwarb. Seit 1762 k. k. Kammerrat, wurde er 1772 Geh. Rat, 1776 Gouverneur von Triest, 1782 Präsident der Rechnungshofkammer, 1792 Staatsminister des inneren Staatsrates, 1800 niederösterr. Landmarschall, 1808—1809 dirigierender Staats- und Konferenzminister. Er hatte eine reiche Bibliothek, stand mit vielen ausgezeichneten Gelehrten im Briefwechsel, führte ein ausführliches Tagebuch über sein reich bewegtes Leben, als Staatsmann hat er sich besonders auf nationalökonomischem Gebiete ausgezeichnet (s. Wurzbach, 60. Bd., S. 160 ff.).

als ein Mann von Welt und feiner Kunstkenntnis die Konversation, die über Kunst in Italien und Frankreich ganz lebhaft geführt wurde. Nichts in der Welt nähert und verbindet Menschen doch so leicht als die schöne Kunst, nichts klingt so leicht und gefällig wieder an und stimmt zu genußreichem Einklang und Wohlklang so freundlich ein. Wenn dazu noch der gerundete, behagliche Weltton kommt, der den der ruhigen Betrachtung und dem wohltuenden Genuß sich Hingebenden vor jeder störenden, unangenehmen Berührung sichert, so ist wohl nichts, was das Leben mehr versüßen und beglücken kann, als Kunstgenuß in gleichgestimmter, sinniger Gesellschaft.

Sechzehnter Brief

Wien, den 25. Dezember 1808.

Die verflossene Woche, in welcher die Theater verschlossen und die Abende mit öffentlichen Musikaufführungen und Konzerten besetzt waren, kam ich mit meinem Eifer und Vorsatz, alles hier zu hören, in nicht geringe Verlegenheit. Besonders war dies der Fall am 22., da die hiesigen Musiker für ihre große, treffliche Witwenanstalt im Burgtheater die erste, diesjährige, große Musikaufführung gaben; am selbigen Tage aber auch Beethoven im großen, vorstädtischen Theater ein Konzert[1]) zu seinem Benefiz gab, in welchem lauter Kompositionen von seiner eigenen Arbeit aufgeführt wurden. Ich konnte dieses unmöglich versäumen und nahm also den Mittag des Fürsten von Lobkowitz gütiges Anerbieten, mich mit hinaus in seine Loge zu nehmen, mit herzlichem Dank an. Da haben wir denn auch in der bittersten Kälte von halb sieben bis halb elf ausgehalten und die Erfahrung bewährt gefunden, daß man auch des Guten — und mehr noch, des Starken — leicht zu viel haben kann. Ich mochte aber dennoch so wenig, als der überaus gutmütige, delikate Fürst, dessen Loge im ersten Range ganz nahe am Theater war, auf welchem das Orchester, und Beethoven dirigierend mitten drunter, ganz nahe bei uns stand, die Loge vor dem gänzlichen Ende des Konzerts verlassen, obgleich manche verfehlte Ausführung unsere Ungeduld in hohem Grade reizte. Der arme Beethoven, der an diesem seinen Konzert den ersten und einzigen, baren Gewinn hatte, den er im ganzen Jahre fin-

1) Ausführlich berichten darüber die „Neuen Annalen d. Litteratur usw. Wien, 1809, I, Int.-Bl., Sp. 84ff." und Thayer-Riemann, Beethoven, 3. Bd., S. 78ff.", wo diese Rezension nicht benützt erscheint. Vgl. auch Allg. Musik. Ztg., Leipzig, 1809, Nr. 17.

den und erhalten konnte, hatte bei der Veranstaltung und Ausführung manchen großen Widerstand und nur schwache Unterstützung gefunden. Sänger und Orchester waren aus sehr heterogenen Teilen zusammengesetzt, und es war nicht einmal von allen aufzuführenden Stücken, die alle voll der größten Schwierigkeiten waren, eine ganz vollständige Probe zu veranstalten, möglich geworden. Du wirst erstaunen, was dennoch alles von diesem fruchtbaren Genie und unermüdeten Arbeiter während der vier Stunden ausgeführt wurde.[1])

Zuerst eine Pastoralsymphonie, oder Erinnerungen an das Landleben. Erstes Stück: Angenehme Empfindungen, welche bei der Ankunft auf dem Lande im Menschen erwachen. Zweites Stück: Szene am Bach. Drittes Stück: Frohe Unterhaltungen der Landleute; drauf fällt ein viertes Stück: Donner und Sturm. Fünftes Stück: Wohltätige mit Dank an die Gottheit verbundene Gefühle nach dem Sturm. Jede Nummer war ein sehr langer, vollkommen ausgeführter Satz voll lebhafter Malereien und glänzender Gedanken und Figuren; und diese eine Pastoralsymphonie dauerte daher schon länger, als ein ganzes Hofkonzert bei uns dauern darf.

Dann folgte als sechstes Stück eine lange, italienische

1) Die „Neuen Annalen d. Litterat. usw., 1809, I, Int.-Bl., Sp. 86" schreiben desgleichen u. a.: „Das Konzert würde im allgemeinen von noch weit größerer Wirkung gewesen sein, wenn ihm nicht die Eilfertigkeit, mit der es gegeben werden muß, der Mangel an mehreren Proben und endlich der Umstand in der Produktion bedeutenden Abbruch getan hätte, daß gerade an diesem Tage die besten Subjekte des Orchesters in dem k. k. Burgtheater beschäftigt waren und mehrere Partien mit fremden, nicht eingewohnten Musikern besetzt werden mußten. Daher fehlte es auch an dem richtigen, präzisen Zusammentreffen der Stimmen und an der Sicherheit der Exekuteurs usf."

Szene, von Demoiselle Killitschgy,[1]) der schönen Böhmin, mit der schönen Stimme gesungen. Daß das schöne Kind heute mehr zitterte als sang, war ihr bei der grimmigen Kälte nicht zu verdenken: denn wir zitterten in den dichten Logen in unsere Pelze und Mäntel gehüllt.

Siebentes Stück: ein Gloria mit Chören und Solos, dessen Ausführung aber leider ganz verfehlt wurde. Achtes Stück: ein neues Fortepianokonzert von ungeheurer Schwierigkeit, welches Beethoven zum Erstaunen brav, in den allerschnellsten Tempis ausführte. Das Adagio, ein Meisterssatz von schönem, durchgeführtem Gesange, sang er wahrhaft auf seinem Instrumente mit tiefem, melancholischem Gefühl, das auch mich dabei durchströmte. Neuntes Stück: eine große, sehr ausgeführte, zu lange Symphonie. Ein Kavalier neben uns versicherte, er habe bei der Probe gesehen, daß die Violoncellpartie allein, die sehr beschäftigt

1) Über sie früher. Sie wollte Beethoven bei diesem Konzert aus der Not helfen, nachdem weder die Campi noch die Milder sich dazu herbeigelassen. Sie war zwar noch nicht öffentlich aufgetreten, sang aber die Arie „spergiuro" ganz vollkommen mit einer schönen, frischen Stimme; sie wurde daher engagiert. Anfangs fühlte sie keine Furcht, aber in der Zeit zwischen ihrem Engagement und dem Konzert wurden ihre Freunde besorgt um den Ausfall und brachten sie schließlich in solche Aufregung, daß, als Beethoven sie auf die Bühne geführt hatte und wieder verließ, das Lampenfieber sie überfiel und sie keine Note singen konnte. Man brachte sie hinter die Szene und besorgte ihr eine Herzstärkung, aber dieselbe war etwas zu stark für sie und die Arie fiel unglücklich aus (s. Thayer-Riemann, Beethoven III, S. 82). Reichardt ist also so galant, ihr „Zittern" der Kälte zuzuschreiben. Auch die „Neuen Annalen d. Litterat. usw., 1809, I. Int.-Bl., Sp. 85" schreiben: „Furcht und Kälte hinderten die Dem. K. (eine recht brave Dilettantin) ihre schöne, volle, gediegene Stimme mit Ausdruck zu gebrauchen." Die Allg. Musik. Ztg., Leipzig, 1809, Nr. 17, Sp. 268 dagegen: „Dem. K. hat zwar eine sehr angenehme Stimme, ließ uns jedoch sehr wenig sichere und öfters sogar falsche Töne hören."

war, vierunddreißig Bogen betrüge. Die Notenschreiber verstehen sich hier freilich aufs Ausdehnen nicht weniger als bei uns die Gericht- und Advokatenschreiber. Zehntes Stück: ein Heilig, wieder mit Chor und Solopartien; leider wie das Gloria in der Ausführung gänzlich verfehlt.

Elftes Stück: eine lange Phantasie, in welcher Beethoven seine ganze Meisterschaft zeigte, und endlich zum Beschluß noch eine Phantasie, zu der bald das Orchester und zuletzt sogar das Chor eintrat. Die sonderbare Idee verunglückte in der Ausführung durch eine so komplette Verwirrung im Orchester, daß Beethoven in seinem heiligen Kunsteifer an kein Publikum und Lokal mehr dachte, sondern drein rief, aufzuhören und von vorne wieder anzufangen.[1]) Du kannst Dir denken, wie ich mit allen seinen Freunden dabei litt. In dem Augenblick wünschte ich doch, daß ich möchte den Mut gehabt haben, früher hinauszugehen.

Denselben Morgen hatte ich auch schon bei Schuppanzigh drei schöne Quatuore von Haydn, Mozart und Beethoven gehört, unter denen besonders das Mozartsche, von ganz eigner, seltener Lieblichkeit und Naivität, überaus schön ausgeführt wurde. Musik hatte ich also für den Tag vollauf.

Endlich habe ich denn auch ein ruhiges, komfortables Privatlogis gefunden, worauf ich den ganzen Monat lang im Römischen Kaiser, wo ich übrigens sehr gut, nur zu unruhig für mein Geschäft war, habe warten müssen, ungeachtet ich mich täglich in der ganzen Stadt danach umgesehen hatte. Es ist alles gepfropft voll von Fremden; und

1) S. darüber auch Allg. Musik. Ztg., Leipzig, 1809, Nr. 17, Sp. 268: „B. springt auf, sucht die Klarinetten zum Schweigen zu bringen: allein das gelingt ihm nicht eher, bis er ganz laut und ziemlich unmutig dem ganzen Orchester zuruft: Still, still, das geht nicht! Noch einmal — noch einmal! usw."

Ludwig van Beethoven
Nach einem anonymen Gemälde

selbst dieses Logis habe ich nur dem Umstande zu verdanken, daß es nicht im Mittelpunkt der Stadt, in einer der besuchtesten Straßen liegt und in einem für Wien ungewöhnlich kleinen Hause von zwei Stock ist. Meinen Hauptgönnern, besonders dem Fürsten Lobkowitz, und den Stadttheatern bin ich darum doch nahe. Dort habe ich aber die Bequemlichkeit sehr ruhig in einem Stocke ganz allein zu wohnen und weniger Geräusch auf der Straße vor dem Hause zu haben, denn obgleich es am Anfange der Seilerstätte auf einem ziemlich freien Platze liegt, und mir der Erzherzog Karl ganz gegenüber,[1]) und ein Fürst Dietrichstein[2]) dicht neben mir an wohnt, so leben doch diese beiden Herren gerade so zurückgezogen, daß nur selten veranstaltete, große Feten einmal Leben und Geräusch um ihre Häuser veranlaßt. Endlich habe ich für dieses Logis, das sehr hübsch und recht elegant möbliert ist, selbst an einer sehr zierlichen Wanduhr fehlt es dem Zimmer nicht, die für Wien, wo die Wohnung der einzige, teure Artikel ist, sehr geringe Miete von dreißig Gulden monatlich zu bezahlen, nach unserm Gelde nicht über zehn Taler, und die Hälfte für die Heizung eines großen Zimmers. In der allerbelebtesten Gegend, beim Stock am Eisen, hatte ich für zwei Zimmer schon hundert Gulden monatlich vergeblich geboten.

Die Wohnung allein ist hier aber auch nur teuer; sonst muß einer, der aus dem nördlichen Deutschland kommt und gewohnt ist, alle jene hohen Preise mit barem Gelde zu bezahlen, unaufhörlich sich verwundern, wieviel er hier mit seinem in Papiergeld umgesetzten Gelde oder Kredit ausrichten kann. Nicht die Hälfte von dem gibt man hier

1) Heute Spanische Botschaft, Ecke Annagasse und Seilerstätte (alte Nr. 995), vormals das alte Gießhaus (s. Schimmer, Häuserchronik d. inneren Stadt usw. W., 1849, S. 191).
2) Franz Josef Fürst Dietrichstein (1767—1854).

aus, was man in Städten, wie Berlin, Leipzig, Hamburg und in ganz Niedersachsen gebraucht.

Glücklicherweise ist das Direktorium nun auch darüber eins geworden, daß ich meine Bradamante zuerst für die großen Hofstadttheater fertig mache, und hat mir eine ungewöhnlich hohe Belohnung dafür zugestanden. Nun werde ich, wenn ich erst mein ruhiges, helles Logis bezogen habe, den Vormittag ganz der Arbeit widmen; nur den Mittag die guten und großen Häuser besuchen, die mir so liberal ihre Tafel angeboten haben, den Abend dem Schauspiel oder den kleineren Teegesellschaften und die letzten Abendstunden der ruhigen Lektüre und Betrachtung widmen. So werde ich hier ein Leben führen, wie sich's der Künstler nur immer wünschen mag und auch an mir selbst, vielleicht mehr als je einer, erfahren und empfinden, daß Wien, mit seinen trefflichen, kunstliebenden, genußfähigen Einwohnern, die wahre Residenz des Künstlers ist. Ja, Wien ist eine einzige, wahrhaft große Stadt, und das gutmütige, liebenswürdige Volk übertrifft noch bei weitem den guten Begriff, den ich ehemals schon von meinem früheren, kürzeren Aufenthalt mit hinwegnahm. Sie haben vielleicht auch seit den fünfundzwanzig Jahren in manchem gewonnen; verloren haben sie durch den Krieg nichts, als ein damals wohl zu allgemeines, üppiges Durcheinandertreiben und Schwelgen. Wer sollte sich das aber in der Ferne wohl denken, daß nach solchem Kriege und Frieden die Nation sich so schnell in zwei, drei Jahren wieder ganz erholen und herstellen könnte. Es ist aber auch vielleicht die einzige Nation, die ihr Mark noch beisammen hat, die nie gedrückt und ausgesogen wurde.[1])

1) Das folgende Lob Wiens, wenn auch etwas übertrieben, wirkte jedenfalls damals ungemein sympathisch gegenüber den ebenfalls übertriebenen Schmähungen Christof Friedr. Nicolais in seiner

Wie wahrhaft großstädtisch hier auch alle Polizeianstalten sind! Die Beleuchtung ist von früh abends an, wenn es noch kaum anfängt dunkel zu werden, bis spät in die Nacht, vortrefflich. Beständig laufen Lampenanzünder hin und her, um nach den Lampen zu sehen, sie zu richten und zu putzen, sobald sie anfangen dunkler zu brennen.[1]) Das Steinpflaster aus behauenen, viereckigen Steinen ist ganz vortrefflich und wird mit großer Sorgfalt unterhalten. Keine Stadt kommt darin Wien gleich.

Die Reinlichkeit auf den Straßen wird mit unglaublicher Anstrengung unaufhörlich besorgt. Seit einigen Tagen gewährt ziemlich häufiger Schnee den Einwohnern den seltenen Spaß des Schlittenfahrens, und schon sind eine Menge Schlitten im Gange, und Wagen, selbst die meisten Fiaker, sind auf Schlitten gebunden. Das unaufhörliche Treiben in den engen Straßen hatte nun den Schnee kaum anfangen lassen sandig zu werden, so waren gleich alle Hauptstraßen voll Schaufler und voll vierspänniger großer Wagen, den Schnee fortzuschaffen, die von früh morgens bis spät in die Nacht hinein beschäftigt blieben.

Das sehr häufige Fahren macht das Gehen auch gar nicht beschwerlich, noch weniger gefährlich.[2]) Die Kutscher

„Beschreibung einer Reise durch Deutschland usf. 1783 ff." Sicherlich hat Reichardt die unverwüstliche Kulturtradition Wiens besser erkannt als Nicolai, allerdings sprang sie auf dem Gebiete der Musik und des gesellschaftlichen Verkehrs, Dinge, die R. am nächsten lagen, besonders in das Auge.

1) Vgl. dazu „Briefe des jungen Eipeldauers, Wien, 1805, 40. Heft, S. 45; 1808, 4. Heft, S. 47, oder 1809, 2. Heft, S. 34 f.", wo Klagen über die schlechte Beleuchtung vorgebracht werden.

2) Gerade das Gegenteil behaupten die „Briefe des jungen Eipeldauers, 1809, 3. Heft, S. 42 ff." um diese Zeit, wo eine ganze „Unglückslitanei" (darunter viele Tote) über das schnelle Fahren zusammengestellt ist: „... O' Unglücksletaney, Herr Vetter, hat jetzt ein

fahren so überaus geschickt und vorsichtig, suchen sich immer möglichst von den Häusern abzuhalten und durch Rufen den Fußgänger aufmerksam zu erhalten, so daß man mitten unter dem ärgsten Gewühle von Wagen und Menschen mit der größten, mir noch oft ganz auffallenden Gelassenheit geht. Man hat auch hier fast kein Beispiel, daß Menschen überfahren wurden, ungeachtet es oft das Ansehen hat, als gäben sich die Leute alle mögliche Mühe, sich überfahren zu lassen. Auch das häufige Herausfahren aus großen Häusern, bei deren offen stehenden Torwegen man immer dicht vorüber zu gehen hat, gefährdet den Fußgänger hier nicht wie in Paris. Es geschieht langsam, vorsichtig, es wird immer vorher gerufen, meistens tritt auch der Portier solcher großen, herrschaftlichen Häuser vorher aus dem Hause und salutiert seine Herrschaft beim Hinausfahren.

Die Polizei ist überhaupt in allen Stücken so vortrefflich, wie ich sie noch nirgend fand, und nirgend sieht man weniger Polizeibeamte als hier, obgleich sie bei den geringsten Vorfällen doch gleich bei der Hand sind. Man hört auch nirgend von Exzessen und Unglück, selbst keine Zänkereien und Schlägereien wird man hier auf den Straßen gewahr. Durchaus nichts der Art habe ich hier noch erlebt, ungeachtet ich doch bisher den größten Teil des Tages und selbst oft spät abends auf den Straßen gewesen bin, und meistens zu Fuße; denn nur zu entfernten Wegen oder den wenigen

End, und da kommt also mein kleines Memento drüber. Das starke Fahrn ist schon so oft, und das bey schwerer Straf verbothen worden, und wo grad in einer Hauptstraßen ein Polizey wacht steht, dort traun sich die Kutscher auch nicht gar so schnell z'fahrn, weil s'ein Erinnerung ans Verboth fürchten. Aber, Herr Vetter, 's ist nicht möglich, daß man in jeds Gassl von der Wienstadt ein Wacht hinstellt, und doch fahrn die Kutscher grad in den schmalsten Gasseln am stärksten drauf los."

Veranlassungen, bei denen man in Schuhen erscheinen muß, bedien' ich mich des Wagens; obgleich das recht gute Fuhrwerk mit den Fiakern, die auf allen Plätzen und in allen Hauptstraßen häufig halten, hier gar nicht teuer ist, wenngleich mehr als noch einmal so teuer, als vor fünfundzwanzig Jahren. Damals lebte man auch fast für nichts hier in Wien. Ich liebe aber das lebhafte Gewühl in dieser guten Stadt und mische mich überall gerne unter die lustige Menge, die aus allem einen Spaß macht. Wenn auch Leute bei dem großen Gedränge häufig gegeneinander laufen, wird's entweder nicht bemerkt, oder belacht; um Verzeihung wird selten gebeten, wie sehr man sich auch drängt und schiebt. Selbst die zierlichsten Frauen und Mädchen gehen und hüpfen oft ganz leicht und unbefangen durch dieses bunte Gewühle und erfahren nie die mindeste, unfreundliche Begegnung.

Der zweiten, großen Musikaufführung[1]) für die Musikerwitwen habe ich zum Teil beigewohnt, nachdem ich vorher eine halbe Stunde in dem entlegenen Vorstadttheater an der Wien war, um einen sehr braven Violinisten, Herrn Clement,[2]) zu hören, der auch eben an demselben Tage wie-

1) Am 23. Dezemb. 1808 (laut Sonnleithner, handschr. Materialien), die erste war tags vorher.

2) Franz Clement (1780—1842), berühmter Geigenspieler, hatte seine Karriere als Wunderkind begonnen und namentlich in England Furore gemacht, wo er unter anderem in Oxford bei Haydn's feierlicher Doktorpromotion ein Konzert vortrug. In Wien entwickelte er eine einflußreiche und eigentümliche Tätigkeit. „Er spielt die Violine vortrefflich," schreibt im J. 1805 ein Wiener Korrespondent d. Allg. Mus.-Ztg., „und in seiner Art vielleicht einzig. Es ist nicht das kühne, markige, kraftvolle Spiel, das die Viottische Schule charakterisiert, aber eine unbeschreibliche Zierlichkeit, Nettigkeit und Eleganz". Als Orchesterdirektor des Theaters an der Wien hatte er das Benefiz eines jährlichen Konzerts daselbst. In einem derselben (23. Dezember 1806) spielte er zum erstenmal das für ihn geschrie-

der sein jährliches Benefizkonzert[1]) gab; es war indes, wie auch gestern, in beiden Theatern ziemlich voll. Im Burgtheater ward ein sehr altes Oratorium, Tobia von Haydn,[2]) gegeben, eine seiner frühsten Arbeiten, die man wohl nur eben hervorzog, um auch damit noch sein höchstes Alter zu ehren. Indes lernte ich bei der Gelegenheit eine vortreffliche Kontraaltstimme in der Demoiselle Marconi[3]) kennen,

bene Violinkonzert (D-Dur) von Beethoven, wie er denn überhaupt als begeisterter Verehrer Beethovens vielfach für dessen Musik tätig war, als Konzertspieler wie als Dirigent der Würthschen Musikproduktionen. Als Orchesterdirektor imponierte er namentlich durch sein fabelhaftes Gedächtnis, liebte aber als Komponist und Virtuose allerlei Sonderbarkeiten und Effektstücke. So melden die „Vaterländ. Blätter vom Jahre 1808, S. 53 " Clements Ruhm sei schon im Abnehmen, „weil sich der Geschmack jetzt mehr gegen einen schönen Ton und soliden Vortrag als gegen Zeichen und Wunder neigt" (über ihn s. Schönholz, Traditionen l. c. I, S. 124, 304; E. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens l. c. I, S. 227 f.; Wasielewski, Die Violine l. c. 1910, S. 536 ff.). Clements Grabstein auf dem Währinger Ortsfriedhofe ist noch wohl erhalten und liegt dem Beethovens fast gegenüber, so daß sich die beiden, die sich im Leben nahe standen (vgl. Thayer, Beethoven l. c. II, S. 295) auch im Tode nahe blieben. Das von Beethoven für ihn geschriebene, zu den Juwelen der Violinliteratur gehörige D-Dur Violinkonzert trägt die von Beethoven eigenhändig geschriebene Aufschrift: „Concerto par Clemenza pour Clement, primo Violino e Direttore al Teatro à Vienne, dal L. v.Bthvn. 1806 (Wien. Hofbibl.). — Das Konzert, welches R. von ihm hörte, fand laut Sonnleithner, handschr. Material. (sub. Theat. a. d.Wien) am 23. Dezemb. 1808 statt. Clement's Frau wohnte mit einem Grafen Josef Kosakowsky im J. 1810 öffentlich zusammen, was der Polizei Einlaß zum Einschreiten gab (s. Pol. Arch. 1810, Nr. 1140).

1) Eine ausführliche Kritik darüber s. Neue Annalen d. Literat. usw. 1809, I, Int. Bl. Sp. 87 f.

2) „Il ritorno di Tobia", bereits vor 33 Jahren in den Konzerten für den Witwen- und Waisenfond gegeben, wurde sowohl am 22. als am 23. Dez. gegeben (s. Thayer-Riemann, Beethoven, 3. Bd., S. 85).

3) Marianna Marconi, seit 1809 verehelichte Schönberger, ge-

eine der schönsten Stimmen der Art, die ich je gehört habe. Dabei war sie ganz ausgebildet in der trefflichen Mannheimer Schule, sie ist aus Mannheim und sang mit großem, ruhigem Vortrage; besonders schön rezitierte und deklamierte sie die Rezitative. Für mich war dieses ein doppelter Gewinn, denn ich beschloß gleich, ihr eine der Hauptrollen in meiner Oper zu geben. Ihretwegen tat mir's leid, die Musik vor dem Ende verlassen zu müssen, aber bei dem Fürsten von Lobkowitz war auch für den Abend ein Konzert veranstaltet, um zwei schöne Sängerinnen zu hören, die mir wirklich großes Vergnügen gewährten. Die eine war das Fräulein von Goubau, das ich letzt bei dem Thé dansant kennen lernte. Sie hat eine große, prächtige Stimme von Umfang und reinem Silberklange; wenn sie die in einer guten, echten Schule recht gebrauchen lernen wird, so muß sie eine große Sängerin werden. Die andere, die Tochter oder Pflegetochter einer polnischen Gräfin Potocka,[1]) ein interessantes Mädchen von fünfzehn,

boren zu Mannheim 21. Oktob. 1785, gest. Darmstadt 9. Oktob. 1882; Mitglied (Alt) des Hoftheaters in Wien vom 19. Dezemb. 1805 bis 1810 (s. Ktlg. d. Porträtslg. d. Intendanz l. c., S. 349).

1) Es dürfte sich jedenfalls um Anna Gräfin Potocka, geb. Tyskiewicz, geb. um 1776, gest. am 16. Aug. 1867, seit 1802 mit Alexand. Potocki vermählt. Sie ist die Verfasserin der bekannten „Memoiren (1794—1820), deutsch von Osk. Marschall von Bieberstein. Leipzig, 1904", wo sie selbst auf S. 127 erzählt, daß sich ihre Mutter Konstanze Tyskiewicz, gleich nach dem Tod der Frau von Krakau (Isabella Gräfin Branicka), welcher am 14. Febr. 1808 erfolgte, nach Baden bei Wien zurückgezogen habe und sie fährt fort: „Mitten während des rauhen Winters [1808 auf 1809] forderte meine teure Mutter uns auf, sie in Baden zu besuchen. Nachdem wir einen Monat bei ihr gewesen waren, veranlaßte sie uns, den Rest des Winters in Wien zuzubringen, und versprach, sie wolle uns bald dorthin nachfolgen. Mein Gemahl langweilte sich in Baden ein wenig, und so nahm ich bereitwillig den Vorschlag meiner Mutter an." Von einer

sechzehn Jahren, die mit einer weniger großen, etwas bedeckten Stimme sehr interessant sang, mit Geist und Gefühl. Die Mutter, als sie meine Freude an dem schönen Talent sah, war so gütig, mir zu verheißen, daß sie bald einen Kunstabend veranstalten wollte, an welchem ich alle Talente ihrer Tochter, auch im Tanzen und in Attitüden, kennen lernen sollte. Es ward bei dem an Musik ganz unersättlichen Fürsten wieder von acht bis zwölf Uhr in einem fort gesungen; besonders wurden recht viele, angenehme Ensemblestücke aus Weiglschen italienischen Opern gesungen, in denen die jungen Damen manches zu extemporieren hatten und auch dabei recht gut bestanden.

Als es nach Mitternacht zur Tafel ging, wollte ich mich fortschleichen, aber ein liebenswürdiger Fürst Kinsky,[1]) den ich samt seiner schönen, interessanten Gemahlin, den Abend erst, als die Gesellschaft sich etwas verminderte, recht hatte kennen lernen, lud mich auf eine so verbindliche Art ein, mich neben ihn zu placieren, daß ich nicht anders als gerne dableiben konnte. Auch hatt' ich's auf keine Weise zu

Pflegetochter erwähnt sie in ihren Memoiren nichts, ihre eigenen Kinder waren noch ganz klein. Die Erwähnung des strengen Winters deckt sich mit Reichardt (vgl. I, S. 180). Ihr Gatte Alexander Potocki kam laut Fremdenliste am 14. Okt. 1808 (s. Vaterl. Blätt. 1814, S. 371) an, wahrscheinlich holte er sie dann von Baden ab.

1) Ferd. Joh. Nep. Josef Fürst Kinsky, von Wchinitz und Tettau (1781—1812), zeichnete sich besonders im Jahre 1809 bei Aspern und Wagram aus, wo er ein Landwehrbataillon befehligte, vor dem auch Lannes, der berühmte französische Reitergeneral, gefallen sein soll. K. wurde in der Folge Oberst bei den Schwarzenbergulanen, starb aber jung an den Folgen eines Sturzes. Er war im Verein mit Erzherzog Rudolf und Lobkowitz der Mäzen Beethovens und steuerte zu dessen Jahresgehalt 1800 Fl. bei (s. Wurzbach, 11. Bd., S. 286ff.) Er war seit 1801 mit Karoline Maria Freiin von Kerpen (1782 bis 1841) vermählt, welche nachmals Oberstthofmeisterin der Erzherzogin Sophie war (s. Öttinger, Moniteur).

Karoline Fürſtin v. Kinsky
Aquarell von Moritz Michael Daffinger

bereuen. Der feine, kunstliebende Fürst hatte die Idee, sich für sein Haus ein vollkommenes Quatuor zu verschaffen, hatte den großen Violoncellisten Romberg[1]) bei seinem letzten Aufenthalte in Wien dazu ganz engagiert und ihm selbst den Auftrag gegeben, zwei vorzüglich gute Violinisten und einen dazu passenden Bratschisten zu engagieren. Romberg hatte ihm auch, als ein runder, gerader Mann, sehr wohl gefallen, und er rechnete noch darauf, ihn zu erhalten. Mir tat es dabei im stillen Herzen recht weh, jenen Künstler bereits in Königsberg auf dem Wege nach Petersburg zu wissen.

Ich habe wieder eine recht interessante Bekanntschaft in dem Hause des Bankiers Henikstein[2]) gemacht, eine

1) Bernhard Romberg (1767—1841), einer der größten Violoncellisten seiner Zeit, wirkte zuerst 1793—99 im Theaterorchester in Hamburg, 1800 konzertierte er mit ungemeinem Erfolg in Paris, wo er durch drei Jahre Professor am Konservatorium war. Sodann begab er sich auf Kunstreisen. In Wien, wo er schon 1800 gewesen, erschien er im J. 1806 und nochmals im J. 1822. Von 1827 an ließ er sich in Berlin nieder und starb schließlich in Hamburg. R. hatte die Anciennität und den Adel der Klassizität für sich, sein Spiel war das grandiosere und korrektere, bei einiger Nüchternheit (s. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens l. c. I, S. 245 f.).

2) Wahrscheinlich Josef Hönig Edler von Henikstein (1768—1838) gemeint, Großhändler, Direktor der österr. Nationalbank und bekannt durch seine Vorliebe für Musik, Förderer Beethovens, dessen „Baßstimme von seltenem Umfange" die „Vaterländisch. Blätter, Wien, 1808, S. 51", loben (vgl. später I, S. 302, Anm. 1), möglicherweise könnte es aber auch sein Vater, Adam Adalbert Hönig von Henikstein (1740—1811), sein, der sich für Mozart interessierte (s. Die Briefe W. A. Mozarts, h. v. L. Schiedermair, Münch. 1914, 2. Bd., S. 247); außerdem ist aber von der Tochter des Hauses die Rede, welche Witwe und musikalisch war. Das könnte im Jahre 1808 laut Verlassenschaftsabhandlung des Ad. Adalb. H. v. H. (sub Landrecht Fasc. V., Nr. 274 ex 1811) nur Theresia, verwitwete von Jonak gewesen sein, die seit Mai 1808 Witwe nach Johann Jonak Ritter

sehr liebenswürdige, durchaus musikalische Familie, und habe bereits einen sehr angenehmen, musikalischen Abend in großer, zahlreicher Gesellschaft da zugebracht. Es waren wohl an zwölf, zum Teil recht schöne Stimmen da beim Fortepiano versammelt, welches die eine Tochter des Hauses, eine schöne, junge Witwe,[1]) mit Sicherheit spielte und akkompagnierte. Einige junge Damen sangen gar lieblich und mit ihnen einige schöne Tenor- und Baßstimmen, alles Liebhaber, zum Teil aus der Familie, exekutierten Duetten, Quartetten und Finales aus älteren und neueren italienischen, komischen Opern, denen sie besonders ergeben zu sein schienen, wirklich zum Bewundern gut und zusammenstimmend. Auch eine schöne Tenorstimme aus München war unter ihnen, ein Herr Seligmann,[2]) der seine Stimme auch recht gut zu gebrauchen wußte.

von Freyenwald war (s. Landrecht, Fasc. V, Nr. 96 ex 1808) war, während eine andere Tochter Karoline, verehelichte von Körber, 1811 laut Testament des Ad. Adalbert H. v. H. bereits gestorben war (das Weim. hist.-geneal. Taschenbuch, s. unt., läßt sie bis 1838 (!!) leben). Möglich daß auch diese noch 1808 lebte, ihr Todestag war nicht zu eruieren. Es ist freilich nur von der dritten Tochter Josefa (1760 bis 1830), verehelichte von Ergelet bekannt, daß sie musikalisch war (s. Wurzbach, 8. Bd., S. 303), diese war aber 1808 nicht Witwe. Möglicherweise verwechselt R. die drei Schwestern in der Erinnerung (s. Weimarer hist.-geneal. Taschenbuch d. ges. Adels jehudäischen Ursprunges (Weimar), 1912, S. 391), wo aber die größten Unrichtigkeiten stehen.

1) S. die Anm. vorher.

2) Jedenfalls ein naher Verwandter der Familie Henikstein, denn Adam Adalbert H. v. H. war mit Karoline Seligmann (1748 bis 1823) verheiratet (s. Weimarer hist.-gen. Taschenbuch d. gesamt. Adels jehudäischen Ursprunges 1912, S. 391). Die Fremdenliste der „Vaterländischen Blätter, Wien, 1808, S. 442" meldet am 9. Dezember 1808 die Ankunft von Simon, Ferdinand und Eduard Seligmann aus Frankfurt a. Main, die in der inneren Stadt Nr. 964 wohnten. Nun gehörten aber die Nachbarhäuser Nr. 961—62 der Familie

Es war auch ein sehr guter und fröhlicher Ton in der Gesellschaft, und der Abend ward bis spät in die Nacht recht angenehm zugebracht. Die gastfreie Familie lud mich auch gleich wieder zum Diner für den nächsten Sonntag ein und bot mir ihr angenehmes Haus für jede Zeit zu freiem Zutritt an.

Bei einer kleinen nach dem Diner veranstalteten Nachmittagsmusik habe ich bei dem Fürsten Lobkowitz — bei dem fast jede Stunde des Tages ihre musikalische Anwendung hat — einen sehr braven, jungen Künstler, Herrn Ries,[1]) kennen gelernt. Er ist ein Schüler, und wie man sagt, der beste Schüler von Beethoven, und spielt sehr brav und auch sehr zart das Fortepiano. Auch zur Komposition hat er ein entschiedenes Talent: er ließ uns einige seiner Trios für Fortepiano und Violin hören, die von Erfindung und Fleiß zeugen. Auch in dem letzten Quartett bei Schuppanzigh hört' ich ein schönes, ideenreiches

Henikstein (s. Schimmer, Häuserchronik l. c., S. 179), so daß wohl einer der drei obigen der Sänger gewesen sein dürfte, wahrscheinlich Simon Seligmann, dessen Herkunft aus München die Polizeiakten Nr. 937 ex 1814 auch melden.

1) Ferdinand Ries, berühmter Pianist, 1784 in Bonn geboren, woher die Freundschaft seines Vaters, eines Musikdirektors, mit Beethoven stammt, der sich in Wien des talentvollen Jünglings eifrig annahm. Nach vierjährigem Aufenthalt in Wien ging R. auf längere Kunstreisen. In London konzertierte er 1813 mit größtem Erfolg, heiratete daselbst und wurde einer der angesehensten Lehrer und Pianisten Londons. Im Jahre 1824 übersiedelte er mit seiner Familie nach Deutschland, wurde 1834 Musikdirektor in Aachen und 1837 in Frankfurt, wo er 1838 starb. Er war einer der vorzüglichsten Pianisten und solidesten, geschmackvollsten Komponisten, nur allzu fruchtbar und somit ungleich in der Produktion (s. E. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens l. c. I, S. 210 f.). Ries kam laut Fremdenliste in den „Vaterl. Blättern" am 27. Aug. 1808 in Wien an und wohnte im Freihause auf der Wieden.

Quintett von seiner Arbeit. Er scheint auch ein angenehmer, gebildeter Mann zu sein, dem ein zweijähriger Aufenthalt in Paris in jeder Rücksicht wohlgetan haben mag.

Ich lernte an dem Tage auch in dem Grafen Rasumowsky einen ansehnlichen, verständigen Mann kennen. Abends sah ich das große, pantomimische Ballett, Paris und Helena, im Theater am Kärntner Tore.[1]) Da dieses Ballett schon eins von denen ist, die mir selbst in Paris nicht vorzüglich gefielen, so konnt' es mich hier in der Nachahmung wohl noch weniger interessieren. Doch sah ich die erste Tänzerin[2]) mit sehr vieler Grazie und Fertigkeit tanzen.

An dem würdigen General Nogarola[3]) aus München fand ich hier auch eine alte, gute Berliner Bekanntschaft wieder. Er hat eine schöne Tochter[4]) hier an einen jungen

1) Am 27. Dez. (s. Hoftheatertaschenbuch 1810, S. 21).
2) Jedenfalls Mad. Treitschke de Caro (s. früh.).
3) Josef Dinodan Graf von Nogarola, am 17. April 1753 zu Verona als Sohn des Alex. Gr. v. N. und dessen Gattin Viktoria geb. Marchesa Carlotti geboren, in der Kurfürstl. Pagerie zu München erzogen, seit 4. Nov. 1769 Fähnrich im kurbayr. Leibrgt., 1772 Unterleutnant, 1774 Oberleutnant, 1775 Hauptmann, 1780 Major, 1791 Oberst im 6. Füsilierrgt., nahm er 1793 am Feldzug gegen Frankreich teil (vgl. Schrettinger, Der K. b. Milit. Max-Joseph-Orden, S. 587 ff.). 1794 Generalmajor, 1798 Kommandant von München, 1804 Generalleutnant, 1. Dez. 1805 pensioniert, seit 1. März 1806 Ehrenritter des milit. Max-Joseph-Ordens und am 15. Dez. 1827 zu Verona gestorben. — Seine Ankunft in Wien (aus Preßburg, wo er jedenfalls bei seiner Tochter war, s. unt.) am 14. Okt. 1808 melden die „Vaterländ. Blätter, 1808, S. 378".
4) Therese Gräfin Apponyi, geb. Gräfin Nogarola, geb. 1790, seit 1808 mit dem Diplomaten Graf Anton Apponyi (1782—1852) verheiratet. Nach Gräfin Lulu Thürheim (Mein Leben l. c. II, S. 111) „mit göttlicher Schönheit, auch mit reizenden Anlagen für Musik und Gesang ausgestattet", glänzte sie besonders beim Wiener Kongreß (s. De la Garde, Gemälde d. Wien. Kongresses [1. u. 2. Bd. d. Denkw. a. Altösterr.] s. Reg.). Sie starb zu Preßburg am 19. März 1871.

ungarischen Grafen Apponyi verheiratet, von deren ausgezeichnetem Talent zum Gesange ich sehr viel Großes und Schönes höre. Ich wurde letzthin auch schon dem Vater[1]) des jungen Grafen präsentiert, der hier ein großes Haus macht, und habe Hoffnung, nächstens die nähere Bekanntschaft des Hauses zu machen. Ich wurde ihm von dem Major von Zinnique[2]) präsentiert, der sich hier um Fremde und

1) Anton Georg Graf Apponyi (1751—1817), Begründer der berühmten Bibliothek, 50 000 Bände stark, darunter eine vollständige Sammlung von Aldinen (s. Wurzbach, 1. Bd., S. 57; Fr. H. Böckh, Merkwürdigkeiten der Haupt- u. Residenzstadt Wien, W. 1823, S. 88 f.). Apponyi war auch ein guter Dilettant auf der Violine. Das Jahrbuch der Tonkunst l. c. 1796, S. 5, 69" schreibt unt. and. von ihm: „Dieser werktätige Liebhaber der Tonkunst, dessen Geschmack sich vorzüglich nach Violin- und Vokalmusik neiget, gibt oft Violaquartetten und macht sich zuweilen das Vergnügen, Sänger und Sängerinnen von verschiedener Art zu versammeln, wo denn allerlei Chöre und andere Stücke vorgenommen werden. Dieser Herr hat nun statt dem Grafen Franz Esterházy Teil an den großen Musiken des Barons van Swieten genommen."

2) Reichardt schreibt fälschlich Sieneck, es handelt sich aber um Franz Thaddäus Freiherr von Zinnique, geb. am 3. Dez. 1760 in Kuttenberg in Böhmen (in der Musterliste des Inf.-Rgts. Stain im J. 1786 wird auch Kézdi-Vásárhely als Geburtsort angegeben). Zinnique trat am 26. Juni 1769 in die theresianische Akademie ein, kam am 9. Mai 1778 als Fahnenkadett in das Inf.-Rgt. Stain, wurde am 5. Juni 1778 Fähnrich, am 16. Juni 1781 Leutnant, am 3. Dez. 1787 Oberleutnant, am 13. April 1789 Rittmeister beim Fuhrwesen, am 1. August 1789 Hauptmann im Inf.-Rgt. Stain. Er kam sodann zum Inf.-Rgt. Klebeck und wurde bei Charleroy am 16. Juni 1794 schwer verwundet, eine Kanonenkugel riß ihm den rechten Fuß weg. Reichardt befindet sich also mit Hohenlinden in einem Irrtum. Laut Akten des Hofkriegsrates wurde ihm auf sein Bittgesuch, das diesen beiliegt, am 8. Sept. 1794 der Majorstitel mit der anhaftenden Pension und die Anwartschaft auf eine Platzmajorsstelle verliehen, mit 30. Sept. 1794 trat er in Pension, sein Tod erfolgte am 7. Aug. 1832 (s. J. Svoboda, Die theresia-

Einheimische, als ein eifriger Kunstfreund und Förderer alles, was zum angenehmen, geselligen Leben beiträgt, verdient macht, und dem ich schon manche interessante Bekanntschaft und manchen guten Fingerzeig verdanke. Er hat in der Schlacht bei Hohenlinden ein Bein verloren, aber nichts von seinem guten, heiteren Humor und von seiner großen Bereitwilligkeit eingebüßt, anderen nützlich und angenehm zu werden, und ist manchem geselligen Kreise ein unentbehrliches Mitglied. Er ist auch musikalisch und komponiert selbst gerne kriegerische Märsche und angenehme Liedermelodien.

Der Graf von Truchseß[1]) läßt mich lange nach der Antwort auf meine Bitte um verlängerten Urlaub warten, indessen arbeite ich mutig fort und hoffe, man wird mich nicht in so gutem Gange stören und hemmen wollen.

nische Militärakademie zu Wiener Neustadt usw. Wien 1894, I. S. 120; Akten des K. K. Kriegsarchives). Z. scheint eine markante Wiener Persönlichkeit gewesen zu sein und besonders in Baden bei Wien eine Rolle gespielt zu haben, wo er zeitweilig das Theater innehatte (s. darüber Frz. Gräffer, Kl. Wien. Memoiren, München, 1914, hg. v. E. K. Blümml u. A. Schlossar, I, S. 114f. im Rahmen der „Denkwürd. a. Altösterr.“). Zinnique nahm tatsächlich an der musikalischen Dilettantengesellschaft von Lobkowitz eifrig Anteil, huldigte allerdings auch dem Hasardspiel und machte bei der vornehmen Gesellschaft in Baden den maître de plaisir, wie uns ein Akt des Polizeiarchives (Nr. 1069 ex 1806) bezeugt.

1) Friedrich Ludwig, Erbgraf von Truchseß-Waldburg-Capustigal, damals kgl. westphälischer oberst. Kammerherr, später preuß. Generalleutnant, Diplomat, Gesandter in Turin, geb. zu Tangermünde 25. Oktob. 1776, seit 1803 vermählt mit Prinzessin Maria Antonie von Hohenzollern-Hechingen (s. früh.), gestorben zu Turin 18. Aug. 1844. Er war es, der Beethoven zum ersten Kapellmeister nach Kassel berief (s. Thayer-Riemann, 3. Bd., S. 73, 129) und war auch einer der fünf Kommissarien, welche Napoleon nach Elba brachten (s. Öttinger, Moniteur).

Siebzehnter Brief

Wien, den 31. Dezember 1808.

Es fällt dieses Jahr eine so ungewöhnliche Menge Schnee hier, daß, obgleich die Leute, die in großer Anzahl ganz eigens dazu bestimmt sind, in den letzten Tagen bis nach Mitternacht bei Fackeln den Schnee fortgeschafft haben, die Straßen doch wieder voll davon liegen. In den nördlichen Gegenden muß dies nicht der Fall sein, denn die letzten Posten sind ganz ungewöhnlich schnell und früh hier angekommen. Wie verkehrt doch jetzt alles in der Welt ist!

Die Zufuhr nach der Stadt ist hier von allen Seiten so stark, daß die Bahn bei all dem Schnee doch recht gut bleibt. Ich habe gestern eine äußerst angenehme Schlittenfahrt nach Rodaun gemacht, eine gute Meile von hier, beim mildesten Winterwetter in der Mittagsstunde, in halb bedecktem Schlitten, mit kleiner, lustiger Gesellschaft von sechs Personen. Es ging durch das freundlichste, angebauteste Land, das man sich denken kann, Dorf an Dorf, eins reinlicher, lustiger als das andere, mitten in Weinbergen; dort eine lieblich bergige Gegend, auch als Winterlandschaft schön. In einem kleinen, aber reinlichen Gasthofe hatte der Bankier Schröter aus Riga, ein lieber, freundlicher Mann, ein recht artiges Mittagsessen von sechs Schüsseln[1]) bestellt, die alle sehr gut zubereitet waren. Guten Wein und herrliches Obst aus Tirol hatte unser sorgfältiger Wirt selbst mitgenommen und alles so wohl angeordnet, daß er selbst Freude an dem guten Erfolge der kleinen Lustpartie haben mußte. Beim fröhlichen Mahle haben wir auch die lieben,

1) Wahrscheinlich eine Anspielung auf das bekannte Theaterstück von Gust. Friedr. Wilh. Großmann: Nicht mehr als sechs Schüsseln. Ein Familiengemälde in fünf Aufzügen. Bonn, 1780, 8° (s. Goed, 2. Aufl., 4. Bd., S. 255).

entfernten Freunde hoch leben lassen, und es ist weder unsere noch unserer hell anklingenden Gläser Schuld, wenn Euch Lieben dabei die Ohren nicht geklungen haben.

Bei der Rückfahrt durch das liebe, fröhliche Land hat mich ein trauriges Gefühl lange beschäftigt. Wie grausam wär' es, wenn ein so wohlhabendes Land, solch gutmütiges, gemütliches, lustiges Volk auch durch Krieg verheert und verzehrt werden sollte! Ich könnte mich mehr als je recht herzlich darob grämen. Hier würde alles vernichtet, was der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft nur haben mag und genießen kann. Die Glücklichen, Sorglosen scheinen wenig zu befürchten, da das Feuer doch mächtig unter der Asche glimmt. —

Zwei bedeutende Züge von der Gutmütigkeit des Volks habe ich heute wieder bemerkt. In der Stadt und der fast stundenlangen Vorstadt huckten sehr häufig mehrere Buben bald auf unsere Schlitten, bald auf einen der anderen auf, und keiner der Vorübergehenden und Gaffenden, auch wohl mit der aufhuckenden, lachenden Buben, rief es dem Kutscher zu, daß da hinten einer aufsäße, was doch bei unserem Volk zu meinem großen Ärger immer unausbleiblich geschieht. Auch der hintere Kutscher hatte mit den Buben auf dem vorderen Schlitten nur immer seinen Spaß darüber, ohne je einen von ihnen hinunter zu treiben. Und dann noch: wohl sechzig, achtzig, vielleicht hundert kleine Handschlitten mit Holz aus der Heide begegneten uns auf dem Wege nach und nach — denn das Volk hat hier die Freiheit, den ganzen Winter über so viel kleines Holz, als es selbst ohne Pferde fortbringen kann, aus den nächsten, herrschaftlichen Holzungen zu holen —, nicht einer von unseren Mietkutschern hat auch nur einen einzigen solchen Schlitten, der meistens vom Vater gezogen, von Mutter und Kindern nachgeschoben wurde, genötigt, aus der Bahn

ANTON GRAF APPONY.

Stich von Nik. de Barabas

zu weichen; für jeden hat jeder unserer Kutscher, so oft es nottat, in dem tiefen Schnee zur Seite ausgelenkt. Ist das nicht sprechend? bedeutend? Ein Livländer, der mit uns war, machte die scharf kontrastierende Bemerkung: jeder Russe würde sich mit jedem dieser Schlitten den Spaß machen, wenn er nicht geschwind ausweiche, ihn umzufahren, auch wohl ohne viele Rücksicht auf die ziehenden Menschen darüber wegzufahren. Das geschähe nun wohl bei uns nicht, aber wie viele würden wohl diesen armen Leuten mühsam aus dem Wege gefahren sein?

In demselben schönen, großen Müllerschen[1]) Hause, welches auch durch ein Naturalienkabinett berühmt ist und eine sehr schöne Lage mit dem Blick über die Donau hat, in welchem Herr Schröter sehr hübsche Chambres garnies bewohnt, wohnen auch mehrere reiche Livländer in einem recht prächtigen Appartement. Diese hatten mehreren Fremden eben ein großes Diner gegeben, das einige von uns versäumt hatten. Als wir abends zurückkamen, gingen wir auf einige Augenblicke zu der Gesellschaft, die eben von ihrem langen Diner aufgestanden war und die Spieltische bereiten ließ. Ich glaube doch kaum, daß diesen Herren

1) Reichardt meint wohl das Kunstkabinett des „Hofstatuarius Josef Müller", das bei dem Rothenthurmthor (Adlergasse) gelegen war, daher die Aussicht auf die Donau, respektive auf den Donaukanal (vgl. darüber: Beschreibung der kaiserl. königl. priv. durch den Herrn Hofstatuarius Müller errichteten Kunstgalerie zu Wien. Von C. M. A. Wien, gedr. b. A. Pichler, 1797, 8°; Neuestes Sittengemälde von Wien. Wien, 1801, 1. T., S. 38ff.; Bemerkungen oder Briefe über Wien eines jungen Bayern l. c., S. 128ff.; Eggers Reise durch Franken, Baiern, Österreich usw. Leipzig 1810, 4. T., S. 145ff.). Der Hauptsache nach bestand des Kunstkabinett aus Wachsfiguren. Das Haus selbst ist der älteren Wiener Generation noch wohlbekannt (s. K. A. Schimmer, Ausführliche Häuserchronik l. c., S. 121). Josef Müller entpuppte sich später als ein Graf Josef Deym von Stritetz (s. Wurzbach, 3. Bd., S. 276f.).

nach ihrem großen Diner ganz so wohl war, als uns nach unserer lustigen Fahrt. Wir hatten ein so schönes Luftbad genossen, hatten dort an unserm kleinen Tisch auch sehr gut und lustig, wenngleich nicht so groß gegessen und getrunken, und waren unter dem hellen Abendhimmel wieder sehr lustig hinweggefahren.

Ich setzte mich noch mit Herrn Schröter in seinen Wagen, um einen Augenblick die Assemblee im Arnsteinschen Hause zu besuchen, die heute zur Neujahrsgratulation sehr zahlreich und glänzend war. Hier wird all so etwas am Vorabend abgemacht.

Vor einigen Tagen habe ich auch wieder einer solchen glänzenden Versammlung im Heniksteinschen Hause beigewohnt: es wurde des alten, würdigen Vaters[1]) und Chefs der Handlung Namenstag von der heiteren Familie sehr fröhlich gefeiert. Mehrere interessante Fremde und Bekannte aus Hamburg, Lübeck, Frankfurt am Main und anderen Gegenden fand ich da, und es fehlte einem, der auch wie ich ohne Spiel blieb, nicht an angenehmer Unterhaltung bis spät in die Nacht hinein. Was ich nicht genug bewundern konnte, war die Heiterkeit, mit welcher der Herr des Hauses, einige sechzig Jahre alt,[2]) in seidenen Strümpfen die ganze Nacht mitten unter der lustigsten Gesellschaft aushielt. Als ich am Ende mich bei einem aus der Gesellschaft nach dem Namen eines ganz ausgelassen lustigen Mannes erkundige, der mir schon mehrmals durch seine große Lebhaftigkeit in Gesellschaften aufgefallen war, erfahre ich, daß es der ältere Bruder[3]) des Hauses sei, der wohl an zehn

1) S. früher, Adam Adalbert Hönig von Henikstein.

2) 68 Jahre.

3) Wie sich aus Fasc. V, Nr. 13 ex 1808 im Verlassenschaftsarchiv ergibt, lebten im Jahre 1808 noch 5 Brüder des Adam Adalbert H. des Namens: Enoch, Aronbeer, Maximilian (vormals Mayer),

Jahre älter noch wäre, als der ungeachtet seiner Heiterkeit älter scheinende Hausherr. Ein solches Alter kann wohl nur das lustige, grillen- und druckfreie Leben verschaffen, welches die glücklichen Menschen hier führen.

Sonderbar kontrastierte dagegen denselben Tag eine ansehnliche Gesellschaft beim Diner des Grafen Fries, die fast aus lauter russischen und englischen Familien meiner Bekanntschaft bestand, in welcher ich aber noch das Vergnügen hatte, den Handelskompagnon des Grafen, Herrn Peschier,[1]) und seine liebenswürdige, gebildete Frau,[2]) eine schöne Wienerin, mit der ich mich schon mehrmals in größeren Gesellschaften gefunden, näher kennen zu lernen. Mit Herrn Peschier, der kürzlich in Paris und Lyon war, erinnerte ich mich mit vieler Freude unserer dortigen gemeinschaftlichen Freunde und ich erfuhr durch ihn manche, mich interessierende Nachricht von der lieben Familie Scherrs.[3])

Zwischen dem Diner und der Abendgesellschaft hatte ich

Joachim u. Ludwig (vormals Wolf). Wurzbach gibt Enoch als den Ältesten an, was vielleicht den Tatsachen entsprechen dürfte, da er sich als erster auf der Verlassenschaftsabhandlung nach seinem Vater unterschreibt und die anderen Brüder wie oben angegeben folgen.

1) Ludwig Freiherr von Peschier, Bankier, gestorben am 7. Aug. 1824 zu Franzensthal nächst Ebergassing, laut Verlassenschaftsabhandlung (s. Land.-Ger. in Civilsach. sub Landrecht, Fasc. V, Nr. 144 ex 1824) kinderlos und nach inneliegendem Heiratskontrakt seit 1797 mit Johanna Wolf verheiratet. Er war mit 300 000 fl. an dem Bankhaus Fries beteiligt (vgl. auch Aug. Graf Fries, Die Grafen von Fries, l. c. S. 80).

2) Johanna Freifrau von Peschier, geb. Wolf, geb. in Wien 1777, heiratete 1797 laut Heiratskontrakt obigen und starb am 27. Februar 1835 in Wien, 58 Jahre alt (s. Totenprotokoll der Stadt Wien).

3) In der Originalausgabe steht Scherer. Wahrscheinlich jene Familie Scherrs in Königsberg, bei der Reichardt als Knabe schon spielte (s. Allg. dtsch. Biogr. 27. Bd. S. 631; H. M. Schletterer, Joh. Friedr. Reichardt, Augsburg, 1865, S. 39).

noch ein recht schönes Quartett bei dem Fürsten von Lobkowitz zu genießen und hörte darin unseren vortrefflichen Seidler mit großem Vergnügen wieder. Seine Reise und Aufenthalt in Paris hat ihm sehr gefruchtet: er hat sein vollkommen reines und sicheres Spiel wirklich ganz vollendet. Es wurde sehr erfreulicherweise ein solches musikalisches Diner für jeden Donnerstag des Winters bei der Gelegenheit in diesem einzigen Hause verabredet.

Auch einer Vorstellung des trefflichen Liebhabertheaters habe ich in dieser Woche wieder beigewohnt. Die Jäger von Iffland wurden mit sehr viel Leben und Seele und wirklich mit vielem Ensemble gespielt. Ich erinnere es mich, im ganzen nie so gut von einer Künstlertruppe gesehen zu haben. Ein Graf Breuner[1]) spielte den Oberförster mit großer Wahrheit und recht innigem Gefühl, eine Gräfin Potocka die Oberförsterin ebenso wahr, die Gräfin Kuenburg die Tochter überaus gut, mit vieler Empfindung und Zartheit, und mein lieber Landgraf von Fürstenberg[2]) den Sohn wieder ganz vortrefflich. Dessen liebenswürdige Gemahlin, eine Fürstin von Schwarzenberg,[3]) hatte mit edler Selbstverleugnung die für ihre Jugend und Schönheit eben nicht passende Rolle der Gastwirtin übernommen und spielte sie mit vieler Wahrheit und Empfindung. Die Namen der anderen wurden mir nicht bekannt. Selbst der österreichische Dialekt, der manchem Fremden so auffällt, beleidigt mich bei diesen angenehmen Vorstellungen gar nicht; ich

1) Möglicherweise Josef Franz Graf Breuner (1766—1812), s. Gräf. Lulu Thürheim, Mein Leben l. c. I, S. 358.

2) Friedrich Karl Joh. Nep. Egon Landgraf Fürstenberg (1774 bis 1856), Oberzeremonienmeister und Ritter des Goldenen Vließes, regierend seit 26. Januar 1828 (s. Wurzbach, 5. Bd. S. 16).

3) Therese Schwarzenberg, geb. 14. Okt. 1780, seit 25. Mai 1801 mit vorigem verheiratet, gestorben am 9. November 1870 (s. Gothaisch. geneal. Taschenbuch 1872, S. IX).

gewöhne mich gerne daran. An meinem nächsten Nachbarn, dem Grafen Golowkin,[1]) der die letzte russische Ambassade nach China führte, fand ich auch, während der Zwischenakte, eine verständige, angenehme Unterhaltung über das Stück, die Schauspieler und das Theater überhaupt; und so spät der Abend auch durch die Länge des Stücks ward, blieb er doch unterhaltend. Die Nacht war auch so überaus schön, ruhig und mild, daß ich von keinem der vielen Bekannten einen Platz im Wagen annehmen mochte, sondern den weiten, stundenlangen Gang durch eine der volkreichsten Vorstädte und quer durch die ganze Stadt zu Fuße gemacht habe. So lernt man eine große Stadt nur kennen. Die Laternen brannten beim hellen Mondschein, wie immer, ganz hell und klar, und auf vielen Straßen traf ich noch die zahlreichen Arbeiter, die bei Fackeln bemüht waren, den Schnee wegzuräumen. Aber auch nicht eine verdächtige Person oder eine laute, lärmende Gesellschaft ist mir begegnet. So müssen denn doch die meisten Reisebeschreiber plumpe Lügner sein, oder Wien müßte sich in den letzten Jahren so geändert haben, wie sich doch nicht leicht ein großes Publikum zu ändern pflegt. Die Keuschheitskommissionen,[2]) die ehemals wohl mehr zum

1) Graf (Georg) Youri Alexandrowitsch Golowkin (1762—1846), dessen Ankunft in Wien die Fremdenliste der „Vaterländ. Blätter, 1808, S. 414", am 9. Novemb. 1808 meldet. Er wurde im Sinne der französischen Aufklärung erzogen und trat anfangs der 80er Jahre in russische Dienste. Am 15. Februar 1805 zum außerord. Gesandten in China ernannt, begab er sich dorthin, um Handelsverbindungen anzuknüpfen und wegen Abtretung des Amur zu unterhandeln, wurde aber mit Mißtrauen empfangen und erreichte nichts. Er verfiel deshalb in Ungnade und lebte bis 1816 im Ausland. Später wurde er mehrfach als Gesandter verwendet, konnte aber kaum das Russische sprechen (s. Portraits russes, 3. Bd. Nr. 167).

2) Über diese haben verschiedene Reiseschriftsteller des 18. Jahr-

Anreiz gedient haben mögen, als zur Verhinderung, sind freilich aufgehoben, und mit der Freiheit pflegen beim Menschen überall die Versuchungen und Mißbräuche abzunehmen, welche Zwang und Verheimlichung unausbleiblich erzeugen.

An einem schönen Vormittage habe ich auch einen angenehmen Gang zu dem entfernten, großen, fürstlichen Etablissement[1]) des Grafen Rasumowsky gemacht, und in seinem großen Garten, der jetzt im Winter wie ein Wald dasteht, und in den Treibhäusern angenehme Stunden zugebracht. Eine feine hölzerne Brücke, über einen Arm der Donau, die der Graf auch hat erbauen lassen, verbindet seine Anlage auf eine angenehme Weise mit dem Prater. Ihn selbst verfehlte ich, allein Madame Bigot, deren Gemahl in den weitläufigen Gebäuden des Grafen, wie alle an ihn attachierte Künstler und Gelehrte, als dessen Bibliothekar, eine anständige Wohnung hat, fand ich von zwei allerliebsten Kindern umgeben, denen sie eine so sorgfältige und zärtliche Mutter zu sein scheint, als sie eine ebensolche Hausfrau sein soll. Dabei nun ein so großes Talent in so hohem Grade auszubilden, als sie das Fortepianospiel ausgebildet hat, und mehrere angenehme, an ihr gerühmte, weibliche Talente zu besitzen, ist wahrlich kein kleines Ver-

hunderts allerlei Übertreibungen gemeldet, wenn die Sittenpolizei des 18. Jahrhunderts auch ihres Amtes vielleicht strenger gewaltet haben mag als heute. Tatsache ist, daß eine solche „Keuschheitskommission" bestand, wie Arneth (Gesch. Maria Theresia's. Wien, 1879, 9. Bd. S. 399f.) nachweist. Am 19. Mai 1753 erstattet der venezianische Botschafter seiner Regierung Bericht über die Veränderungen, die die Kaiserin in den obersten Staatsämtern vorgenommen hatte, und hier erwähnt er, daß mit der Repräsentation und Kammer in Österreich unter der Enns die bisherige „Sicherheits- und Keuschheitskommission" vereint wurde.

1) Im 3. Bezirke, heute „Geologische Reichsanstalt".

dienſt. Sie hatte die Güte, mir einige treffliche Haydnſche und Mozartſche Sonaten mit vieler Zartheit und wahrer Vollendung in der Ausübung hören zu laſſen, und verſpricht mir für die nächſte Zeit einen ganzen muſikaliſchen Abend in ihrer ſchönen, hellen Wohnung. Dann ſoll ich auf ihrem Fortepiano die größeren Werke ihres Lehrers Beethoven von ihr hören. Sie iſt eine Neuchâtelerin und erſt ſeit einigen Jahren hier verheiratet, ſpricht aber ſchon ſo gut Deutſch, daß man die Ausländerin nur ſelten bemerkt.

Die Neujahrsgratulationen ſind hier auch gar ſehr im Gebrauch; alles fährt und läuft, und in großen Häuſern ſollen wirklich angenommene Gratulanten große Geſellſchaften bilden. Als Fremder habe ich mich deſſen geglaubt überheben zu können, um hier nicht zuerſt einen Gebrauch mitzumachen, den ich ſeit meinem ganzen Leben verſäumt habe. Bei einem ſehr feinen Diner der Frau von Eskeles hatte ich dennoch Gelegenheit, mehreren meiner beſten Bekannten meinen Glückwunſch anzubringen. Ich wollte, ich könnte Dir einen rechten Begriff von der ausgeſuchten, vollendeten Annehmlichkeit dieſes Hauſes machen, wie da alles, bis ins kleinſte herab, zu einem gemütlichen, feinſinnlichen Genuß zuſammenſtimmt. Und dann müßt' ich Dir das edle Paar mit ihren allerliebſten, ſchönen, faſt zu geſcheiten, beiden Kindern[1]) ſchildern können. Die ſchöne, intereſſante, feinfühlende Frau haſt Du zwar in Berlin gekannt; aber den Mann[2]) — von dem kann ich Dir nur ſo

1) Denis (Daniel) Bernhard Freih. v. Eskeles (1803—67) und ſeine Schweſter Marianne Cecilie Henriette Gräfin Wimpffen (1801—62, ſ. Weim. hiſt.-gen. Taſchenbuch l. c. S. 125, 126).

2) Bernhard Freih. v. Eskeles (1753—1839) ging erſt nach Amſterdam, wo er ein Geſchäft führte, und gründete dann in Wien das berühmte Bankhaus „Arnſtein und Eskeles". Er war der Finanzmann von Joſef II. und Franz I., 1795 eruierte er die Fälſcher der Nachahmungen der Frankfurter Reſerve-Scheine, die der öſter-

mit wenig Worten sagen, wie er überall sich mit wenig Worten äußert — es ist ein Mann von Geist und Kopf und Herz, ein ganzer Mann. Ich würde es für einen reellen Lebensgewinn halten, mit ihm an einem Orte in naher Verbindung zu leben.

Einen zwiefachen, musikalischen Abend habe ich wieder gehabt. Erst ein Quartett bei der Gräfin Erdödy. Beethoven spielte ganz meisterhaft, ganz begeistert, neue Trios,[1]) die er kürzlich gemacht, worin ein so himmlischer, kantabeler Satz (im Dreivierteltakt und in As dur) vorkam, wie ich von ihm noch nie gehört, und der das Lieblichste, Graziöseste ist, das ich je gehört; er hebt und schmilzt mir die Seele, so oft ich daran denke. Er wird die Trios nächstens in Leipzig stechen lassen.

Später hatte Herr von Goubau[2]) mir eine Soirée musicale veranstaltet, um mir seiner Tochter Talente auch im Fortepiano hören zu lassen. Das Fräulein spielte mir zwei sehr hübsche Sonaten von ihrer eigenen Komposition mit vieler Fertigkeit und Nettigkeit, und dann auf Verlangen ihres Vaters auch eine Menge der schwersten Tokkaten von Sebastian Bach, und Phantasien von Beethoven. Das hübsche, feine Mädchen tat mir leid, denn der ungestüme, eifrige Vater plagte sie über Vermögen mit der schweren

reich. Staatskasse viel Schaden zugefügt, 1806 gründete er die österr. Nationalbank, an deren Spitze er 23 Jahre stand. Er hinterließ zahlreiche humane Stiftungen, blieb auch nach seiner Nobilitierung zeitlebens Jude und ein ob seiner seltenen Rechtlichkeit ausgezeichneter Mann (s. Weim. hist.-gen. Taschenbuch l. c. S. 125).

1) Wahrscheinlich aus dem Op. 70.

2) Melchior Joseph Franz Goubau Baron d'Hovorst, seit 1791 k. k. Kämmerer, gestorben 1836, mit Johanna, geb. Freiin Villegas-Pellenberd, Sternkreuzordensdame, vermählt (s. Wilh. Pidl v. Witkenberg u. Frz. Tippmann, Kämmeralmanach usw. 4. erg. Aufl., Wien, 1908, S. 274).

Kathinka Buchwieser, verehel. Laszny von Folknsfalva
Stich von Johann Blaschke

Musik, die für die übrige galante Gesellschaft eben kein Interesse zu haben schien. In dieser befand sich aber auch noch eine polnische Gräfin Wojda, ein junges, interessantes Mädchen, die mit einer sehr hübschen Stimme recht artig sang.

Als ich die Gesellschaft ziemlich spät verließ, fiel mir ein, daß es eben früh genug sei, um die Abendgesellschaft des Prinzen von Ligne zu besuchen, und ich fand da auch sehr galante, große Welt von fürstlichen Damen und Herren versammelt, ihn aber noch nicht zu Hause. Erst nach zwölfe, als das Souper schon serviert war, erschien der Fürst. Ich habe mich da meistens mit dem vortrefflichen Fürsten Clary,[1]) dem Schwiegersohn des Hauses und dem französischen General Damas[2],) der auch in russischen Diensten

1) Johann Nep. Fürst Clary-Aldringen (1753—1826), k. k. geh. Rat, Kämmerer und Generalhofbaudirektor, seit 1775 mit Maria Leopoldine Christine Fürstin de Ligne (1757—1830) vermählt (s. A. Graf Thürheim, Feldmarschall Carl Josef Fürst de Ligne usw. W. 1877, S. 15).

2) Roger Graf Damas, geboren 1765, war schon mit vierzehn Jahren französischer Offizier, machte als Volontär den Türkenkrieg bei der russischen Armee mit und wurde nach der Eroberung von Ismael, wo er einer der ersten auf den Wällen war, Oberst. Später Adjutant des Grafen Artois, begleitete er diesen nach Rußland, machte unter Clerfait, dann unter Condé die Feldzüge 1793 bis 1798 mit, war seit 1795 Kommandant einer Emigrantenlegion, wobei er aber in Italien Mißgeschick hatte und verwundet wurde. Er zog hierauf nach Sizilien, später nach Wien und kehrte nach der ersten Restauration 1814 nach Frankreich zurück. Während der hundert Tage begleitete er Ludwig XVIII. nach Gent, wurde im selben Jahre Mitglied der Deputiertenkammer und starb 1823 auf seinem Schlosse Cirey in Frankreich (s. Thürheim, Fürst de Ligne l. c. S. 146 f). Über ihn schreibt die Gräfin Potocka in ihren „Memoiren, Leipzig, 1904, S. 129" sehr interessant: „Unter den gewöhnlichen Gästen des de Ligneschen Hauses erwähne ich den Grafen Karl Damas, einen starrköpfigen Emigranten, der, der Rück-

General war, am meisten und recht interessant unterhalten. Dieser letzte scheint ein Freund des Hauses zu sein; denn ich habe ihn schon mehrmals, auch letzt beim Diner da getroffen.

Bei einem ansehnlichen Diner beim holländischen Gesandten, wo eben viele Deutsche aus Frankfurt, Kassel, Braunschweig und Wien selbst zugegen waren, und ein recht lebhaftes Gespräch über Goethe, Schiller und Wieland entstand, ward ich gewahr, daß ich hier eben zuerst ein ernstliches, interessantes Gespräch über literarische Gegenstände führen hörte. Die Wiener kümmern sich nicht viel darum, und ich muß gestehen, die gesellschaftliche

kehr der Bourbonen sicher, dieselben in Wien erwartete. Er wohnte schon seit einer Reihe von Jahren dort, nur einmal hatte er sich entfernt und zwar, wie er sagte, während des ‚Einfalles der Blauen'. Sowie die Franzosen wieder aus der Stadt hinaus waren, so kehrte er wieder zurück; schwer aber fiel es ihm, dem Fürsten de Ligne zu verzeihen, daß dieser die ‚verirrten Landsleute' empfangen hatte. So nannte er alle diejenigen französischen Edelleute, welche sich der neuen Regierung angeschlossen hatten. Damas war geistvoll, aber steckte voll der seltsamsten Schrullen; seine Torheiten verzieh man ihm aus Rücksicht für seinen edlen Charakter und seine große Originalität. Ich habe ihn einmal seine ganze Beredtsamkeit aufwenden hören, um zu beweisen, daß es mitunter erlaubt ist, einen groben Ton anzuschlagen, wenn man dabei nur keinen groben Geschmack zeigt — so kam es, daß er meinte, alles sagen zu dürfen. Eines Tages glaubten wir, wir sollten vor Lachen bersten, als Graf Damas uns mit der ernstesten Miene von der Welt erzählte, daß die zweite Tochter des Fürsten de Ligne, die Gräfin Palffy, ein Engel an Tugend und Reinheit, ihn verführt habe, schlechte Bekanntschaften zu machen, indem sie die Wohnungen von berühmten ‚Nymphen' angab, in der Absicht, ehrbare Frauen, an die er sich halten möchte, vor übler Nachrede zu schützen." Er war übrigens der Verehrer der Gräfin Elise Rasumowsky (vgl. Gr. Lulu Thürheim, Mein Leben l. c. I, S. 365), auch in einem Akt des Polizeiarchivs (718 ex 1806) wird er als ihr Reisebegleiter angeführt.

Unterhaltung verliert dabei eben nicht viel. Wenn ich so bedenke, wie in anderen Städten Deutschlands in dem unaufhörlichen schöngeistigen, oder gar kritischen Geschwätz doch fast immer nur die hohle, leere Journallektüre wiedertönt, die oft nicht viel besser angebracht wird, als wie ein junger Pariser zu jener Zeit, da die große Sängerin Mara in Paris viel Sensation machte, aber auch in der für die Todi[1]) eingenommenen Partie eine sehr laute Gegenpartei fand, das eben erschienene Urteil im Journal de Paris nachsprechend, anbrachte. In diesem hatte der Kritiker, nachdem er von der großen Kunst der Mara in Überwindung der größten Schwierigkeiten gesprochen, unter anderem gesagt: elle m'étonne, mais elle ne me touche pas (sie setzt mich in Erstaunen, aber sie rührt mich nicht). Als die große Künstlerin nun im nächsten Concert spirituel eine Szene wieder singt und nur eben einige Takte trockenes Rezitativ vorgetragen hat, dreht sich der junge Nachbeter auf seinem Absatz herum und ruft mit großer Wichtigkeit aus: elle m'étonne, mais elle ne me touche pas. Wenn ich bedenke, wie die meisten Urteile und Äußerungen der schöngeistigen Menge fast überall nur solch sinnloses Plappern ist, so kann mir ordentlich wohl werden, in einer Stadt zu sein, wo ich dafür so gänzlich gesichert bin. Über die letzten Aufführungen in den Theatern, da kann hier in Gesellschaften wohl ein Diskurs aufkommen. Da aber auch dafür hier keine schriftliche, kritische Autorität gilt, so hört man doch wenigstens eines jeden eigene Meinung aussprechen. Mit der Lektüre hat es hier so etwas seine Schwierigkeit für einen, der die Krankheit des Nordens, die Lesewut, mit herbringt. Nicht daß es an

1) Maria Franzisca Todi (1748—1793), eine der berühmtesten Sängerinnen des 18. Jahrhunderts (s. Reißmann l. c. 10. Bd. S. 202 ff.).

guten Büchern fehlte, aber sie sind nicht so leicht zu haben, in Buchhandlungen am wenigsten, wenn man nicht ältere Sachen lesen mag. Doch darüber künftig ein Mehreres, wenn ich manche Erfahrung, die ich bereits gemacht habe, mehr vervollständigt haben werde.

Achtzehnter Brief

Wien, den 8. Januar 1809.

In dem Theater an der Wien habe ich letzt eine recht gute Vorstellung[1]) der Paërschen Oper Camilla gesehen und in der Demoiselle Buchwieser[2]) ein angenehmes Talent sowohl von seiten des Gesanges als der Aktion kennen gelernt. Sie spielt und singt die Rolle mit vielem Gefühl und Effekt. Auch Radicchi hat mir in der Rolle des Neffen weit besser als in der des Achills gefallen. Die Rolle des Grafen hat Herr Fischer noch vor kurzem zu brav hier gespielt und gesungen, als daß ein anderer nach ihm so leicht hätte gefallen können. Man bedauert jetzt sehr, Herrn Fischer fortgelassen zu haben, und ihn bei dem Kasselschen Hofe so vorteilhaft angestellt zu wissen.

Eine große, glänzende Bekanntschaft habe ich wieder an dem Hause des Grafen Apponyi gemacht, eines ungarischen Kavaliers, der nicht nur ein großes Haus hier macht, sondern, selbst ein Kenner und Freund der Künste und Wissenschaften, sein Haus auch zum Sammelplatz alles Schönen und Guten zu machen weiß. Bei einem sehr großen, splendiden Herrn- und Damendiner, bei welchem eine große Gesellschaft, großenteils von angesehenen Fremden, ver-

1) Sie fand am 3. Januar statt (s. Rosenbaum's Tagebuch unter 3. Januar 1809.)

2) Kathinka Buchwieser, Tochter des Kapellmeisters Balthasar Buchwieser, später verehelichte Laszny von Folkusfalva, geb. zu Koblenz um 1789, gest. zu Wien am 9. Juli 1828, Sängerin, zuerst am Theater a. d. Wien (s. Neue Annal. d. Literatur usw. W., 1808, II., Int. Bl. Sp. 22, 80; Vaterländ. Blätter, Wien, 1808, S. 50), sodann von 1809—1817 Mitglied der Hofoper (vgl. über sie bes. J. F. Castelli, hg. v. Dr. Jos. Bindtner l. c. I, 248). Körner schreibt über sie in einem Brief von 1811, sie sei fast unübertrefflich im Verein des Spieles und Gesanges", Schubert verkehrte viel in ihrem Hause und widmete ihr Op. 36 und Op. 54.

sammelt war, lernte ich auch die schöne, interessante Schwiegertochter kennen, die wirklich beides im hohen Grade ist. Aber ihre schöne Stimme und Kunsttalente lernte ich an dem Tage leider noch nicht kennen, da sie eben erst von einer langen Unpäßlichkeit genesen, und die Gesellschaft auch zu groß zu solchem feinen Genuß war. Ich habe aber die Hoffnung mitbekommen, bald so glücklich zu werden.

An demselben Abend war auch eine große Sing- und Instrumentalmusik bei dem Fürsten Esterházy veranstaltet, um die neue Oper eines jungen Komponisten, des Herrn Kreutzer[1]), zu hören, die voll recht angenehmer und glänzender Effekte war, besonders von seiten der Instrumentalpartie. Als Gesang- und Theaterstück konnte man sie gar nicht beurteilen, da man das Stück nicht kannte, und von der Poesie nur so viel wußte, daß sie nach Schillers Taucher gemacht worden. So sehr sonst auch die Sänger hier das Verdienst der deutlichen Aussprache beim Singen haben, so ist das doch ganz etwas anders, eine solche Musik zur Probe, vielleicht zum ersten Male, aus dem Blatte zu singen, und etwas vollkommen Gefaßtes von der Bühne herab vorzutragen. Auch war die zahlreiche Gesellschaft

1) Konradin Kreutzer (1780—1849), Komponist, lebte seit 1800 in Konstanz und Zürich als Klaviervirtuose und Klarinettist, ging um 1807 nach Wien und genoß Albrechtsbergers Unterricht, 1811 reiste er als Virtuose, 1812 wurde er Kapellmeister in Stuttgart, 1816 in Donaueschingen, 1822 lebte er wieder in Wien und wurde Kapellmeister am Kärntnerthortheater, 1827 in Paris, 1828 wieder in Wien Kapellmeister am Kärntnerthortheater, 1833 in der Josefstadt, 1840 begleitete er seine Tochter auf Gastspielreisen. 1841—43 Musikdirektor in Köln, sodann lebte er an verschiedenen Orten, bis ihn in Riga der Tod ereilte (s. Eitner l. c. 5. Bd. S. 442 ff.). — „Der Taucher, romant. Oper in 2 Akt." in Wien am 24. Januar 1824 im Kärntnerthortheater zum erstenmal öffentlich gegeben (s. Allg. Theaterzeitg. Wien, 1824, S. 51 f.).

von hohen Herrschaften zu unruhig und zu sehr mit den schönen Damen beschäftigt, um die Musik gut verfolgen zu können. Ich hatte den Abend auch die Ehre, die sehr milde, edle Fürstin[1]) kennen zu lernen.

Unseren angenehmen Tenoristen Grell[2]) aus Berlin fand ich hier auch und hörte ihn mit vielem Vergnügen eine Arie des Pilades aus der Iphigenia von Gluck singen. Stimme und Vortrag hat bei ihm, seit ich ihn nicht hörte, sehr gewonnen. Er ist in der Kapelle des Fürsten Esterházy, und wird auch nächstens hier in der Oper auftreten. Noch eine recht angenehme, frische Baßstimme aus der Kapelle des Fürsten, und eine kleine, schöne, fünfzehnjährige Sängerin des Fürsten, hört' ich den Abend. Ganz besonderes Vergnügen gewährte mir's, die schöne Altstimme der Marconi wieder zu hören.

Eine schnellere Wetterveränderung, als wir an jenem Tage hier hatten, habe ich noch nie, selbst in meinem rauhen Vaterlande, nicht erlebt. Mittags fuhr ich im stärksten Regen zum Grafen Apponyi, abends um acht Uhr zum Fürsten Esterházy in vollem, tiefem Schnee; und als ich spät aus der Gesellschaft komme, friert es so stark bei dem hellsten Sternenhimmel und Mondenscheine, daß mir der Atem ausging. Dieser schnellen Winterveränderung ist

1) Maria Fürstin Esterházy, geb. Liechtenstein, s. früh.

2) Otto Grell, vielseitig gebildeter Sänger, geb. 1773 zu Berlin, war seit 1794 Solist der Singakademie und sang seit 1804 auch Partien in der Berliner italienischen Oper. Im Jahre 1808 wurde er als Kammersänger des Fürsten Esterházy zu Eisenstadt angestellt und trat auch mehrere Male in der Wiener Oper auf. 1810 kehrte er nach Berlin zurück, wo er auf dem kgl. Theater sang, er beschränkte jedoch später seine Tätigkeit nur mehr auf Konzerte und starb am 17. Juni 1831 als geh. Hauptbanksekretär in Berlin (s. Reißmann l. c. 4. Bd., S. 352; vgl. auch H. Schmidt, Erinnerungen usw. Leipzig 1856, S. 124).

Wien überhaupt sehr ausgesetzt, und daher sind Lungenkrankheiten, Gicht und Rheumatismus gewöhnliche Krankheiten im Volke.

So viel Musik, als ich hier täglich höre und treibe, hört' und trieb ich noch nie. Letzt hatt' ich an einem Tage, nachdem ich den ganzen Morgen an meiner Oper gearbeitet hatte, das angenehme Quatuor bei Schuppanzigh, wo ein recht schönes Quatuor von Romberg, eins von Mozart, und ein ganz originelles, überaus gut vorgetragenes Quatuor von Beethoven gemacht wurde. Nach dem Diner bei Fürst Lobkowitz wieder ein sehr interessantes Quatuor, in welchem Seidler meisterhaft spielte; und noch denselben Abend bei demselben Fürsten ein großes Konzert, in welchem der Erzherzog Rudolph,[1]) Bruder des Kaisers, mehrere der schwersten Sachen vom Prinzen Louis Ferdinand und von Beethoven auf dem Fortepiano mit vieler Fertigkeit, Präzision und Zartheit spielte. Dabei ist der Erzherzog so anspruchslos und bescheiden in seinem ganzen Wesen und so zwanglos, daß es einem bald recht wohl in seiner Nähe wird. Die ganze kaiserliche Familie soll diesen Charakter haben und wird auch allgemein dafür gepriesen und verehrt.

Es ist wirklich ein sehr bedeutender Zug im Charakter dieses Volks, so heiße, treue Anhänglichkeit und Verehrung für einen Regenten und Hof zu haben, der so wenig äußerlichen Glanz um sich her verbreitet; selbst aus Neigung mehr ein stilles Familienleben, als eigentlich Hof hält. Es vergehen ganze Wochen und Monate, daß man hier vom

1) Erzherzog Rudolf Johann Josef Rainer (1788—1831), seit 1819 Erzbischof von Olmütz und Kardinal. Er war Schüler und Mäzen Beethovens und ein ausgezeichneter Dilettant als Musiker und Komponist; seit 1814 Protektor der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien (s. Wurzbach, 7. Bd., S. 145 f.).

Hofe nichts zu sehen und zu hören bekommt. Jedoch kann jeder, der bei dem Kaiser etwas anzubringen und zu suchen hat, sich ihm nähern, und die Kavaliers, die eigentlich die Cour zu machen haben, beklagen sich nicht selten darüber, daß sie oft lange warten müssen, um bei dem Kaiser vorzukommen, wenn er mit den Audienzen beschäftigt ist, die er Leuten aus dem Volke gibt. Das ist aber etwas sehr Großes und nichts wirkt sicherer Vertrauen und Liebe beim Volk, als die Zugänglichkeit und sichtbare Teilnahme des Fürsten. Hat man doch wohl deutsche Regenten geehrt und geliebt gesehen, die wenig für ihr Land taten, selbst hart und geizig waren; aber sie waren übrigens rechtlich und zugänglich für jedermann aus dem Volke; hörten die angebrachten Klagen an, schienen teilzunehmen, schalten wohl auf Minister, Räte und Richter, mit denen gar nicht vorwärts zu kommen sei, und verhießen Hilfe und Erleichterung. Damit ging das Volk erleichtert und getröstet davon, pries seinen Regenten und schalt auf die Minister und Räte. Ein solcher Regent wird dem Volke durch keinen unzugänglichen Fürsten ersetzt, mag er auch noch so liebenswürdig erscheinen, noch so viel Glanz um sich her verbreiten, noch so freigebig sein, noch so viel Verkehr und Leben ins Ganze bringen. Befriedigen kann er doch nicht alle, und was dem einen gegeben werden soll, muß dem anderen oft erst genommen werden. Den Mangel an Zugänglichkeit beim Fürsten fühlen aber alle als Vernachlässigung, Zurücksetzung, Kälte und Gleichgültigkeit fürs Ganze, wie für das Individuum.

Wir haben hier wieder die strengste Kälte, und ich kann sie Dir nicht lebhafter schildern, als wenn ich Dir sage, daß selbst ich, Nordländer, der sonst die Kälte eben nicht scheut, die letzte Vorstellung des trefflichen Liebhabertheaters aus Scheu für den weiten, kalten Weg versäumt habe. Ich war

auf entfernten Visitenwegen im Wagen wahrlich fast erfroren, so rasch und lustig es auch ging, ehe die Stunde jener Vorstellung herankam.

Wenn die Kälte gegen Norden verhältnismäßig stärker ist, so wird der König von Preußen[1]) und seine schöne Gemahlin eine sehr beschwerliche, wo nicht gar gefährliche Reise nach Rußland haben. Diese Reise macht hier große Sensation, denn man kann sich nicht einbilden, daß es eine bloße Lustreise, ein Freundschaftsbesuch sein könne, und legt ihr große, politische Zwecke unter. Man bedauert jetzt um so mehr, daß den Fürsten Schwarzenberg, auf dem Wege nach Petersburg, eine Krankheit befallen hat und er in Lemberg hat liegen bleiben müssen. Wenn der Aufenthalt des Königs von Preußen in Petersburg nicht länger währt, als ihn die Zeitungen angeben, so wird ihn der Fürst Schwarzenberg schwerlich mehr dort treffen, sollte er auch seine Reise auf die öffentlichen Nachrichten beschleunigen können. Jeder, der diesen Fürsten und den König von Preußen kennt, muß ihre Zusammenkunft wünschen; sie würden sich gegenseitig gewiß sehr gefallen. Große Einfachheit, Rechtlichkeit und wahre Humanität charakterisieren beide in hohem Grade, und das volle Vertrauen, das leider nur zu oft den beiden Nationen zueinander gefehlt hat, würde gewiß nicht lange ausbleiben und von den heilsamsten Folgen sein können.

Aus Spanien hat man hier die öffentlichen, spanischen Blätter und Proklamationen der letzten Monate erhalten, und sie machen große Sensation. Es geht auch ein weit-

1) Das preußische Königspaar Friedrich Wilhelm III. und Louise war im Januar 1809 in St. Petersburg, wo „Feste, Shawls und Pelze" das Elend der Zeit hatten vergessen lassen und Alexander I. seine Gäste bewog zu warten, bis bessere Zeiten gekommen wären (s. F. C. Schlosser, Weltgeschichte, Frkft. 1856, 18. Bd. S. 206).

läufiges Memoire von dem Minister Cevallos,[1]) der den König nach Bayonne begleitete, hier in französischer Sprache um, welches so befremdend ist, daß viele an seiner Echtheit zweifeln.

Die hiesigen öffentlichen Zeitungen selbst fangen an spanische Nachrichten bekannt zu machen, die im Widerspruche mit öffentlichen Nachrichten stehen. Man spricht von unvermeidlichem Kriege, ohne daß noch bis jetzt neue Beweg-

1) Pedro Cevallos (1764—1838), spanischer, volksbeliebter Staatsmann, welchen Josef Napoleon für die neue Dynastie gewinnen wollte, indem er ihm den Posten eines Staatsrates anbot. Cevallos nahm ihn an, gab aber 1808 eine Schrift über die spanischen Angelegenheiten, insbesondere über das Verfahren Napoleons gegen die spanische Regentenfamilie, in Bayonne heraus, welche das Gehässige der napoleonischen Politik ungeschminkt vor aller Welt hinstellte, und mit welcher er dem französischen Kaiser das Vertrauen auch der ihm bis dahin ergebenen europäischen Monarchen raubte. Napoleon ließ daher diese Schrift überall ingrimmig verfolgen. — Als man in Österreich daran ging, den Geist der Nation zu stimmen, nahm man unter die dazu bestimmten Flugschriften auch die Schrift von Cevallos auf, welche unter dem Titel: „Sammlung der Aktenstücke über die spanische Thronveränderung, Germanien, 1808" (Wien, A. Strauß) mit anderen Sachen erschien. Aus Akten des Wiener Polizeiarchivs (J. 1809, Fasz. 2012b und 3687a) ergibt sich, daß Friedrich Schlegel an der Übersetzung tätigen Anteil genommen hat. Das ganze Werk wurde von den Zeitgenossen gewöhnlich die „Spanischen Aktenstücke" genannt und wurde mit Hilfe von Pfarrern, Bezirksvorstehern, Landwehroffizieren im Lande schnell ausgebreitet. Hormayr war dabei sehr tätig, und die Schrift verfehlte nicht ihren Zweck, so daß der französische Gesandte in Wien, Andréossi, darüber untröstlich war und Metternich in Paris zur Rede gestellt wurde, daß „le libelle de M. de Cevallos" in Wien unter Konnivenz der Regierung angekündigt und verkauft werde (S. darüber: Rob. F. Arnold und Karl Wagner, Achtzehnhundertneun, die politische Lyrik des Kriegsjahres. Wien, 1909, S. 284, 306; Karl Wagner, Die Flugschriftenliteratur des Krieges von 1809 in „Anno Neun", Brixen, O. J. S. 90 ff.).

gründe zu den alten bekannt würden. Die vortrefflich organisierte Landwehr wird fleißig geübt, selbst in der größten, bittersten Kälte. Die Großen, welche alle Bataillons von dieser Landwehr[1]) errichtet haben, und sie selbst kommandieren, bisher aber nicht Gelegenheit hatten, durch den Krieg sich zu bilden, treiben unter sich und mit alten, erfahrenen Offizieren sehr ernstliche Waffen- und Kriegsübungen. Der militärische Eifer wird mit jedem Tage immer mehr und mehr rege, und das Alter wie die Jugend zeigt sich bereit und fertig zu allem, was der Kaiser für gut finden und befehlen möchte. Es ist eine innere Gärung und Bewegung in der ganzen Nation, die eine wichtige Zeit ahnen läßt, und ein fremder, aufmerksamer Beobachter muß sich freuen, eben jetzt mitten unter einer Nation zu sein, die durch höheres Interesse aus einer Ruhe und Behaglichkeit geweckt wird, welche man ihr so oft zum Nachteil angerechnet hat. Aber mir kommt der Charakter

1) Über die Landwehr und ihre Übungen bringen auch die „Briefe des jung. Eipeldauer's" fortwährend Stimmungsberichte. So 1808, 9. Hft. S. 20f.: „Aber auch die neue Landwehr geht bei uns den besten Gang fort, und da hat man nicht einmal alle annehmen können, die sich dazu habn aufschreibn lassen: so groß ist ihre Anzahl gwest ..." und ibid. 10. Hft., S. 14f.: „Da hat jüngst ein ganzs Batallion von unsrer Landwehr vor der Lerchenfelderlinie exerziert... Da warn mehrere General und sogar der Prinz Maximilian z'gegen, dem unser gnädiger Kaiser in unserm Viertel die Direktion von der Landwehr anvertraut hat, und die habn über die gute Ordnung der Mannschaft und ihr bravs Exerzizy laut ihrn Beifall zeigt." Zahlreiche Broschüren, Lieder, Zeitungsartikel ermunterten die mit 9. Juni 1808 zur Verstärkung der Linie ins Leben gerufene Landwehr, die Napoleons Zorn herausforderte. Bei Ebelsberg und Aspern pflückte sie ihre ersten Heldenreiser, besonders die sechs Wiener Freiwilligenbataillone, darunter das sogenannte „poetische". Darüber vgl.: Rob. F. Arnold u. Karl Wagner, Achtzehnhundertneun, l. c. (u. bes. darin S. 278ff.) mit zahlreichen Literaturangaben).

solcher Nationen, wie der der edelsten Weiber vor, die sich um Kleinigkeiten, die sie nicht wahrhaft interessieren, nicht leicht aus ihrer Behaglichkeit und Ruhe bringen lassen, aber des größten, ausdauernden Enthusiasmus und jeder Aufopferung fähig sind, sobald wahres, hohes Interesse sie antreibt. Dann beschämen die schwach und bequem Scheinenden oft an Mut, Stärke und Dauer die lauten Braven, die in jedem Augenblick, in jeder Lage allen Gefahren trotzen wollen. Die Geschichte der neuesten, großen Staatsrevolution, hat ja auch die größten, echt heroischen Charaktere unter den Weibern hervorgebracht.

Noch einen Zug aus dem besseren, weiblichen Charakter finde ich bei diesem Volke: sie lassen sich durch allen Anschein der heranrückenden Gefahr und durch die ungewöhnlichere Anstrengung der Kräfte nicht von der Lust und dem sie begleitenden Genuß abwenden. Sie folgen jedem höheren Ruf und tun das Erforderliche als etwas Notwendiges, Unvermeidliches, ohne viele Worte und Aufhebens davon zu machen, und versäumen darüber keineswegs die Lust und Freude des Tages.

Unzählige Lust- und Tanzsäle werden hier anjetzt eröffnet, und alles freut sich dazu, wie bei uns die Kinder auf den heiligen Christ, der hier, im Vorbeigehen gesagt, weit weniger lustig und allgemein in Familien begangen wird, als im protestantischen Deutschland, wo es freilich an dergleichen fröhlichen Volksfesten dermaßen fehlt, daß man sich wohl an dem einen und fröhlichsten unter allen bestmöglichst halten muß. Nicht in einer der mir bekannten Familien habe ich hier das lustige Aufputzen und Kinderleben gesehen, das bei uns am Christabend in jeder Familie zu finden ist.[1])

1) Der Weihnachtsbaum wurde in Wien, wo vordem das Nikolausfest seine Stelle vertrat, erst in den zwanziger Jahren des 19. Jahr-

Wir erwarten heute abend auch die Eröffnung[1]) des Apollosaals, und mit ihm eine neueröffnete Welt von Freude und Genuß. Die größten und angesehensten Häuser und Fami-

hunderts besonders durch Familien norddeutschen, protestantischen Ursprungs und merkwürdigerweise sogar durch jüdische Familien eingeführt und populär. Der Schauspieler Anschütz rühmt sich in seinen Erinnerungen, 1866, S. 264 f., daß er den Christbaum in Wien eingeführt hätte, desgleichen war er in der Familie des Erzherzogs Karl bereits nach 1815 heimisch, der ihn durch seine protestantische Gemahlin Henriette von Nassau-Weilburg kennen lernte, aber schon 1814 scheint er in den reichen, jüdischen Bankierkreisen, die mit Berlin in Zusammenhang standen, gepflegt worden zu sein, so berichtet ein Polizeirapport vom 26. Dezemb. 1814 (s. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß, Wien, 1913, S. 315): „Bei Arnstein war vorgestern nach berliner Sitte ein sehr zahlreiches Weihbaum- oder Christbaumfest .... Alle gebetenen, eingeladenen Personen ... erhielten Geschenke oder Souvenirs vom Christbaum. Es wurden nach berliner Sitte komische Lieder gesungen ... es wurde durch alle Zimmer ein Umgang gehalten mit den zugeteilten, vom Weihnachtsbaum abgenommenen Gegenständen ..." Da Reichardt übrigens mit den Arnsteins bekannt war, so dürfte um 1808 wohl auch bei diesen der Christbaum noch nicht vertreten gewesen sein. Bis zur Einführung des Christbaumes feierten die Wiener Weihnachten durch den Gang in die Mette und durch Schmausereien, obschon man vielleicht zuweilen am Nikolausfeste ein Weihnachtsbäumchen haben mochte (vgl. darüber meine Artikel „St. Nikolaus in Alt-Wien" und „Weihnachten in Alt-Wien" in „Wien. Zeitg. 1907, Nr. 277" u. „Deutsches Volksblatt, 1907, vom 25. Dezemb.").

1) Am 8. Januar 1809. Die „Briefe des jung. Eipeldauers, Wien, 1809, 3. H. S. 5 ff.", die darüber ausführlich berichten, schreiben u. a.: „Den nämlichen Tag hats für meine lieben Wiener ein anders Spektakl gebn ... Da ist der Apollosaal, wo s' den ganzen Summer hindurch an seiner Verschönerung und Verbesserung garbeit habn, wieder 's erstemal aufgmacht worden, und weil 's trotz der theuren Zeiten Geld in Überfluß z' Wien gibt, so habn sich über 4000 Menschen dort eingfunden" (Vgl. Reichardt selbst, I, S. 249 ff.).

lien haben Gesellschaften zum Souper unter sich verabredet, und die Eröffnung des magischen Lusttempels wird gewiß sehr glänzend sein. Mein nächster Brief soll Dir umständliche Nachricht davon bringen.

Ganze Bogen könnte man mit den lustigen Ankündigungen der Bälle und Maskeraden und allerlei Faschingslustbarkeiten anfüllen, die jetzt alle Wände und Mauern von Wien bedecken; in allen möglichen Formaten und Farben, meistens sehr weitläufig und kauderwelsch. Fast alle kleineren oder doch geringeren Tanzsäle in den Vorstädten haben komische, oft höchst possierliche Namen, die vermutlich auch zur Anreizung dienen sollen. Den größten Teil des Tages über steht auch überall eine Menge Menschen vor diesen Anschlagzetteln und liest sie mit großem Ernst und Eifer. Dies ist aber auch immer häufig der Fall vor Bilderladen, besonders wenn unter den ausgestellten Sachen geistliche Gegenstände sind; auch vor den häufigen Musikladen, in welchen die Neuigkeiten des Tages gewöhnlich an den Fenstern und Ladenbrettern angeheftet werden. Meistens sind es aber auch nur Kleinigkeiten, die hier gestochen werden. Die größeren Sachen, die man hier findet, aber auch selten so vollständig, als man erwarten sollte, kommen aus Paris und Leipzig her. Sonst wußten Komponisten und Musikhändler die ausländischen Musikwerke wohl zurückzudrängen, und man lernte, besonders aus dem nördlichen Deutschland, sehr wenige Musikwerke hier kennen. Wenn man das gewöhnliche Musiktreiben hier sieht, so begreift man wohl, wie die Umstände manchen dazu gezwungen haben mögen. Die meisten Komponisten genießen hier keine bestimmten, ansehnlichen Gehalte, wie an anderen großen Höfen und Theatern; sie leben meistens von ihren Arbeiten, die ihnen einzeln bezahlt werden, und deren immer weniger werden müssen, je mehr auswärtige

Sachen um den geringen Preis des öffentlichen Verkaufs herkommen. Der kaiserliche Hof hat eigentlich gar keine Kapelle, sondern gibt einigen der ältesten und beliebtesten Künstlern eine kleine Pension zu ihrem übrigen Verdienst, um dafür die Hofmesse und einige Hoffeierlichkeiten bedient zu sehen. Einige andere haben kleine Gehalte als Organisten bei den öffentlichen Kirchen, oder auch Hauskapellen der Großen; fast nie aber hat einer so viel, daß er davon leben und der Kunst frei nachhängen könnte. Einige Fürsten haben zwar ihre eigenen Kapellen, wie Fürst Esterházy, Fürst Lobkowitz u. a. m. Die beschäftigen dann aber auch ihre Künstler hinlänglich selbst, und nicht oft wird sich unter ihnen ein so fruchtbares Genie, wie Haydn, finden, der mit den Werken, die er für die Kirche und das Theater des Fürsten Esterházy komponierte, zugleich ganz Europa, ja die ganze musikalische Welt bereicherte und beglückte.

Neunzehnter Brief

Wien, den 15. Januar 1809.

Ich muß meinen Brief wohl gleich mit der wichtigen Eröffnung des Apollosaals am achten dieses anfangen. Es war wirklich ein glänzendes, einziges Schauspiel. Gegen zehn Uhr fing die große Welt an, sich dazu in Bewegung zu setzen. Um Mitternacht war die Gesellschaft am zahlreichsten.

Der Saal liegt in einer sehr entfernten Vorstadt,[1]) und so fuhr wohl eigentlich alles zu Wagen hinaus. Du kannst Dir die Menge der Equipagen, Remisen und Fiaker kaum groß genug vorstellen. Man kam bald vor dem Tor in die Reihe der sich dicht aufeinander folgenden Wagen und spürte bald den Aufenthalt, den das Anlangen und Aussteigen der ersten Wagen verursachte. Man mußte oft halten, und wer nach zehn Uhr ausgefahren war, hatte gewiß über eine Stunde mit Halten und allmählichem Vorrücken zu tun, eh' er herankam. Wache zu Pferde auf beiden Seiten sorgte für das Reihehalten. Vor dem Hause und in einiger Entfernung davon brannten eine Menge Laternen, die aus der Ferne einen größeren Eingang erwarten ließen, als man fand. Der Eingang war klein und eng. Man legte erst in Seitenzimmern Mäntel und Überröcke gegen Nummern ab, stieg dann eine ziemlich schmale Treppe hinan, die noch immer nichts Großes erwarten ließ; auch der Raum vor der Kasse, an welcher man das Eingangsbillett für fünf Gulden (1 Rtlr. 16 Gr.)[2]) löste, war begrenzt. Nun kam man durch einige ziemlich gewöhnliche Zimmer, und

1) Im 7. Bezirk (Neubau).

2) S. Briefe d. jung. Eipeldauers l. c. 1809, 3. H. S. 5: „... da hab ich also meine 5 fl. fürs Antrée und 's gsalzne Fiacker-Fuhrlohn nicht angschaut und bin hinaus gfahrn."

endlich trat man auf eine Art von Perron, von welchem eine breite, schöne, offene Treppe nach dem Tanzsaal hinabführte. Von dieser Höhe hatte man einen wirklich ganz einzig glänzenden Anblick, bei dem man gerne verweilte, ehe man hinabstieg, und zu dem man gerne später zurückkehrte. Ein schöner, großer Saal, mit sehr vielen, großen Kronleuchtern und Wandleuchtern recht prächtig erleuchtet, ward ganz übersehen. Längs den Seitenwänden waren Bänke en amphithéâtre mit geputzten Damen angefüllt, die aus Vorsicht, um sich der Plätze zu versichern, schon früher hingefahren waren. Vor den Bänken war ein breiter Gang mit grünem Tuch ausgeschlagen, auf welchem andere Zuschauer auf- und abwallten. In der breiten Mitte des Saals drehten sich die Tanzlustigen in gemütlichen Walzern, wozu eine verdeckte, sehr vollständige und überaus gut zusammengesetzte Musik von der Höhe herab schallte, die ununterbrochen die schönsten, angenehmsten Walzer so vortrefflich ausübte, daß ich und alle neben mir, ihre große Freude daran hatten. Hatte man diesen Saal nun durchwandert, so kam man in einen anderen ebenso großen Saal, der wie ein Garten zierlich und künstlich dekoriert war. Eine große Zahl von immergrünen Pflanzen, Lorbeerbäumen, Zedern, Hemlocks- und Balsamtannen, sehr viele blühende Sträucher und unzählige Blumentöpfe standen da, nach Art der englischen Gartenpartien geordnet, in Kasten und Töpfen, unter Moos und allerlei künstlichen Vorkehrungen, die einen Gartenboden bildeten, versteckt. Grotten, Wasserkünste und Lusthäuser, in deren einem auch ein Billard stand, und mannigfache Sitze, bildeten einen reich verzierten Garten, so gut es auf der Fläche eines Saals geschehen konnte. Die Seitenwände des Saals waren mit Bäumen und Blumen lustig gemalt, und die gewölbte Decke stellte den Himmel darüber vor.

An dem einen Ende dieses Saals war die Konditorei und Büfetts, bei welchen man alle mögliche Arten von Erfrischungen recht gut, warm und kalt, haben konnte. Besonders war das Gefrorene sehr gut und von großer Mannigfaltigkeit. Diese wurden auf den verschiedenen Sitzen in Lauben und Grotten auch gar lustig verzehrt.

Durch einen Grottengang in der Breite des Saals, mit Wasserkünsten, gelangte man in einen großen Speisesaal, in welchem zehn bis zwölf große, runde Tafeln, zu zwanzig, dreißig Personen prächtig serviert standen. Silber und Kristall war nicht geschont, und auf den Tafeln war die Beleuchtung splendid.

In einem schmäleren, aber langen Saale daneben waren viele viereckige und längere Tafeln zu zehn, zwölf bis zwanzig Personen ebenso prächtig serviert. Um die Tische herum waren viele Bediente in zierlichen Livreen mit der Bedienung beschäftigt. An den Tafeln in diesen beiden Sälen ward zu bestimmten Stunden, um zehn, elf, zwölf und ein Uhr, ein komplettes Souper sehr elegant serviert. Der gewöhnliche Preis war fünf Gulden,[1]) ohne Wein. Viele hatten aber ihr Soupers zu höherem Preise bestellt.

Stieg man eine Treppe hinan, so kam man in eine ganze Reihe von kleineren Zimmern; in den meisten waren wieder kleinere Tische zu vier, sechs, zehn, auch mehreren Personen, elegant serviert. Hier aß man einzelne Speisen und Schüsseln, wie man sie verlangte, kalt oder warm. Alle diese Tafeln und Tische und Tischchen waren um elf Uhr

1) Die „Eipeldauerbriefe l. c. 1809, 3. H. S. 6" schreiben auch: „Um unsern lustigen Publikum alle mögliche Komodität zu verschaffen, sind dasmal Billieter zum Suppirn z'habn gwest, und da hat das Wohlfeileste ohne Wein fürn Kopf nur 5 fl. kostt, und weil halt das gar ein wohlfeils Nachtmahl ist, hab ich mir halt auch so ein Billiet gelöst."

so besetzt, daß ganze Gesellschaften, die ihr Souper um elf Uhr bestellt hatten, aber nicht vor elf angekommen waren, damit bis zwölf Uhr warten mußten: einige auch bis ein Uhr.

Oben lief nun noch eine bedeckte, matt erleuchtete Galerie um die beiden großen, herrlich erleuchteten Säle herum, von welcher man den schönen Anblick sehr bequem genoß. Über fünftausend Menschen, worunter sehr viel große, elegante Welt im schönsten Putz, aber auch ebensoviel, und vielleicht noch mehr, Bürger mit ihren Familien, in gewöhnlicher Kleidung waren, wallten nun die ganze Nacht in den Sälen und Galerien auf und ab oder saßen in den Speisesälen und Zimmern an den Tafeln und Tischen oder im Gartensaal auf all den mannigfaltigen Plätzen und Sitzen. Die wirklich überaus schöne Musik spielte die ganze Nacht durch mit recht vieler Abwechslung von starken, rauschenden und sanfteren Tänzen, von prächtigen Märschen und anderen gefälligeren Stücken. Man traf sich häufig mit Bekannten, kehrte mit ihnen um, setzte sich mit ihnen, verlor sich wieder und fand sich wieder. Fremde machten manche angenehme, auch wohl lustige Bekanntschaft; doch ging alles mit der größten Dezenz und Ordnung zu, und es ward Morgen, ohne daß man es recht gewahr geworden.

Beim Ausgange ergab sich eine fatale Unordnung wegen der Mäntel und Wagen, wofür noch nicht alles hinlänglich organisiert worden war[1]); mancher mußte in der

1) Auch die „Eipeldauerbriefe l. c. 1809, 3. H. S. 7ff." berichten ausführlich über diesen Sturm auf die Garderobe und schreiben u. a.: „. . . . der Eigenthümer vom Saal hat ja den andern Tag öffentlich wegen der Unordnung, an der 's Livreivolk d' Hauptschuld ghabt habn soll, um Verzeihung beten und hat allen, die dabei ein Schaden glitten, ein vollkommene Entschädigung versprochen — und

bitteren Kälte ohne Mantel zu Fuße nach Hause gehen, der gerne das Dreifache für einen Wagen bezahlt hätte. Die meisten hatten ihre Equipagen und Wagen wieder nachbestellt, die unmöglich so, wie es ein jeder wünschte, vorkommen konnten, manchmal wohl eine Viertelmeile von dem Hause ab gestanden haben mögen. Es wird aber für die Zukunft eine bestimmte Ordnung für eine große Anzahl von Fiakern gemacht werden, die da immer in Bereitschaft stehen und nach der Reihe, wie sie stehen, zu einem bestimmten Preise fahren müssen. Ich werde Dir wohl noch mehr als einmal von dieser in ihrer Art einzigen Lust zu erzählen haben.

Sonntag früh war bei Hofe ein großes Ordensfest[1]) für alle vier großen kaiserlichen Orden, von dem ich Dir aber nicht viel mehr zu erzählen weiß, als daß die sehr schönen und zum Teil prächtigen Ordenskostüme sich sehr malerisch und groß ausnahmen und einen sehr glänzenden Zug durch die Säle in der kaiserlichen Burg formierten: denn in das eigentliche Zeremonienzimmer ward man nicht eingelassen, ungeachtet ich durch die gütige Vorsorge des Grafen von Czernin mit einer sehr großen Einlaßkarte versehen

seit der Zeit her ist auch in seiner Gadrob wieder die schönste Ordnung ..." Auch Rosenbaums Tagebuch vom 8. Januar 1809 berichtet über die Balgereien bei der Garderobe.

1) Es war ebenfalls am 8. Januar, und die „Eipeldauerbriefe l. c. 1809, 3. H. S. 3f." schreiben darüber: „O je, Herr Vetter ... da sind d' Ritter von dem neuen Lepoldiorden ... in dem neuen Saal installiert worden. So was Schöns, Herr Vetter, hat man z' Wien sobald nicht gsehn. Da sind alle übrigen Orden mit dem großen prachtvollen Zug mitgangen. Da sind die Toasonritter kommen, und d' Ritter von Mari-Theresi-Orden, und d' Stephansritter, und z'letzt hat unser gnädiger Kaiser selbst mit einigen Prinzen an der Spitz von den neuen Lepoldirittern den B'schluß gemacht ..." (vgl. auch Rosenbaums Tagebuch, 8. Januar 1809).

war. Das geputzte Wiener Publikum, welches die Säle füllte, machte auch ein reizendes und glänzendes Schauspiel. Man sah da wirklich eine große Zahl schöner und reizender Weiber und Mädchen, im reizenden Winterkostüme so vorteilhaft angezogen und aufgesetzt als möglich. Einen neuen, prächtigen Anblick hatte man unten wieder an den zahllosen, herrlichen Equipagen, an denen mich die wunderschönen Pferde, immer ein Zug schöner als der andere, ganz besonders interessierten. Fast in keiner großen Stadt sieht man einen solchen Reichtum schöner, herrlicher Pferde, von so verschiedenen Rassen, als hier in Wien. In London sieht man freilich auch fast nichts als schöne Pferde, da sind selbst die Postkutschen und Frachtwagen mit schönen Pferden bespannt; aber doch fast alle nur von der einen englischen Rasse. Hier sieht man die schönsten dänischen, spanischen, englischen, mecklenburgischen Pferde neben den herrlichen, inländischen Rassen und den schönsten polnischen, walachischen, ungarischen und türkischen Pferden. Auch in den Wagen herrschte eine große Mannigfaltigkeit und Pracht, und ebenso in den Livreen. Schon die Menge von prächtig aufgeputzten Läufern vor den Wagen her — denn jeder herrschaftliche Wagen hat bei solchen Gelegenheiten deren zwei —, und die prächtig gekleideten Husaren, im echten ungarischen Kostüme, hinter dem Wagen, geben den Equipagen ein auffallendes Ansehen für einen Nordländer, der an jenen Luxus nicht mehr gewohnt ist.

Im Theater am Kärntner Tor sah ich letzt Faniska von Cherubini,[1]) die viele einzelne Schönheiten hat, auch

1) Faniska. Oper in 3 Akt. von Maria Luigi Carlo Z. S. Cherubini (1760—1842), am 25. Febr. 1806 zum 1. Male in Wien gegeben. Reichardt sah die Vorstellung am 9. Januar 1809 (s. Hoftheatertaschenbuch, 1810, S. 21; Eitner l. c. 2. Bd. S. 420).

einige recht große Sachen, im ganzen aber doch sehr ungleich ist und zuletzt ganz matt wird und fast gemein endet. Demoiselle Fischer zeigte viel Kraft und Kunst in der Rolle: Demoiselle Marconi, die wenig Gelegenheit hatte, ihre herrliche Kontraaltstimme zu zeigen, entwickelte aber in ihrer Rolle ein recht angenehmes Talent und viele Gewandtheit als Schauspielerin.

Unsere Madame Hendel,[1]) ehemalige Eunicke, ist hier

1) Henriette Hendel-Schütz, geb. Schüler (1772—1849), berühmte Schauspielerin und Mimikerin, spielte zuerst in Gotha in einer Knabenrolle in Gotters „Medea", sodann am Theater des Markgrafen Heinrich von Schwedt, bis sie zum kgl. Ballet in Berlin kam, wo sie 1788 den Opernsänger Eunicke heiratete, mit dem sie an verschiedenen Bühnen wirkte. Seit 1794 in Frankfurt legte ihr dort der Maler Joh. Georg Pforr einige Zeichnungen vor, welche die Attituden der berühmten Lady Hamilton vorstellten. Daran konnte sie sich nicht satt sehen und beschloß, wenn sie hierzu Talent genug besäße, sich ebenfalls der Pantomime zu widmen. Sie verwendete zwölf Jahre einen ganz unermüdlichen Fleiß auf derartige Versuche, brachte es schließlich in diesen Darstellungen zur größten Vollkommenheit und erlangte auf den jetzt begonnenen Kunstreisen, welche fast ausschließlich der Veranstaltung mimisch-plastischer Akademien gewidmet wurden, sehr schnell einen weltberühmten Namen, doch wirkte sie auch fort und fort als bedeutende Schauspielerin in Berlin usf. 1797 ließ sie sich von Eunicke scheiden, heiratete dann wiederholt, zuletzt den Univ.-Professor Schütz in Halle, der sie auf ihren Reisen begleitete. 1820 beendete sie ihre glänzende Laufbahn und starb hochbetagt und ziemlich vergessen in Köln (s. L. Eisenberg, Bühnenlexik. l. c. S. 415 f.). Über ihre Gastrollen in Wien vom 9. Januar bis 23. Februar 1809, die erste am 9. Januar in „Medea" s. Hoftheatertaschenbuch, 1810, S. 56; über ihr Spiel s. Annalen der Literatur u. Kunst, W. 1809, Int. Bl. I, Sp. 130 („... Rezensent muß bekennen, daß sie unter die vorzüglichsten Schauspielerinnen gehöre, die er jemals sah, doch ist sie weit glücklicher in Charakter- und naiven Rollen, als in ernsten und tragischen"). Am 17. und 24. Febr. 1809 führte sie noch im kleinen Redoutensaal abends einer gewählten Gesellschaft ihre mimisch-plastischen Kunstdarstellungen vor, worunter

und bereits im Burgtheater in der Medea[1]) von Gotter und Benda aufgetreten. Wenn man nicht wüßte, wieviel sie auf ihr neuausgebildetes Talent in Attitüden gibt, so müßte man sich wundern, daß sie gerade in dieser Rolle zuerst auftrat; auch ward sie von vielen sehr darüber getadelt. Überhaupt hab' ich nie von einer Kunstdarstellung in einem großen Publikum verschiedenere Urteile gehört, als über diese. Einige waren ganz entzückt, andere ganz unzufrieden. Man ist unerschöpflich in Witz über viele ihrer Attitüden und erzählt sich darüber die auffallendsten Sachen, von denen ich nichts gewahr geworden bin. Andere verteidigen sie dagegen mit Gründen und Entschuldigungen, die unsereinem nie einfallen würden. Es ist wahr, sie tat und machte vieles absichtlich, um ihren Reichtum in malerischen Stellungen zu zeigen, wozu das ganze Genre

eine „Isisfigur", „Pygmalions Statue, im Augenblicke ihrer Belebung", „Hekuba", „Niobe", „Ariadne von Theseus verlassen", Darstellungen nach Albrecht Dürer und Rafael usw. Die Kleidungsstücke, deren sich die Künstlerin bei allen diesem bediente, waren nur eine weiße Tunika, zwei Schals (ein weißer und ein gelber), das lange Haar war mit einem goldenen Kamm gesteckt (s. darüber ausführlich „Annalen d. Literatur l. c. W. 1809, Int. Bl. I, Sp. 220f.). Ein Polizeikonfident, der sich über die Vorstellung am 17. Febr. äußerte (s. Akt. d. Pol.-Arch. III/a, Nr. 1530/a ex 1809) und der es beanstandete, daß die Vorstellungen ohne Zensur- und Polizeivorschriften gegeben wurden, schrieb u. a., daß „Mad. H. zu Ärgernis Anlaß gegeben, weil sie einesteils die Affekte einer Dido, unter anderm auch einer Sphinx usw. produzierte, auch das Leiden Mariens bei Christi Tod in einem Ort, der einige Tage zuvor den Tummelplatz rauschender Vergnügen vorgestellt hat". Die Polizei regte sich aber weiter darüber nicht auf. Über ihre Darstellungen vgl. auch noch Rosenbaums handschriftl. Tagebuch unter 9., 12., 28., 30. Januar, 24. Febr. 1809 usw.

1) Medea, ein mit Musik (von Benda) vermischtes Drama von Friedr. Wilh. Gotter. Gotha, 1775, 8° (s. Goedeke, 2. A., 4. Bd., S. 252).

sich auch paßt; manches tat sie auch wohl, um körperliche Kraft und Gewandtheit an den Tag zu legen; so warf sie sich die Kinder über die Schulter mit unglaublicher Leichtigkeit und Keckheit; unter dem Mantel, den sie sich über den Kopf warf, um den Jason nicht länger neben der Creusa zu sehen, sah sie verstohlen nach dem Publikum, und so manches andere, das den Damen mehr mißfiel als den Herren: denn überall erschien ihre volle, kräftige Gestalt und ihr schöner Kopf und herrliches Auge im allervorteilhaftesten Lichte. Die Damen waren wirklich ganz besonders unzufrieden mit ihr, sie werden sich aber gewiß mit ihr aussöhnen, wenn sie sie erst in ihren Hauptrollen sehen werden. Doch leider in der stärksten ihrer Rollen, in der Johanna von Orleans, werden sie sie nicht sehen, denn das Stück ist nicht auf dem hiesigen Theater und kann, nach der einmal angenommenen Ordnung und Moral, nicht wohl hier erscheinen.[1]) Dieses ist mancher großen und interessanten Erscheinung auf der hiesigen Bühne nachteilig, besonders in Stücken von großem, echtem Gehalt, die man abändert, um sie der hiesigen Sitte und Meinung anzupassen.

Ich habe auch die schöne Gemäldesammlung und das vortreffliche Kabinett von hetruriſchen Gefäßen des Grafen Lamberg gesehen und großen Genuß daran gehabt. Der liebe, edle Graf, der selbst als echter Kenner und Kunstfreund große Freude daran hat und sich des Genusses freut, den andere daran haben, hat mich so überaus freundlich eingeladen, ihn öfterer zum Frühstück zu besuchen und die Sammlung recht mit Ruhe und Muße kennen zu lernen, daß ich sicher mehrmals Gebrauch davon machen werde, sobald das Wetter nur etwas gelinder wird. Diesmal war die Kälte so groß,

1) Dies ist nicht richtig, denn „Die Jungfrau von Orleans" wurde bereits am 27. Januar 1802 im Burgtheater aufgeführt (s. H. Laube, Das Burgtheater usf., Lpzg., 1891, S. 82).

daß, ungeachtet nach italienischer Sitte in die Mitte der Zimmer große Kohlenbecken gestellt waren, wir diese doch nur flüchtig durchliefen. Künftig hoff' ich Dir mehr und recht viel von der schönen Sammlung sagen zu können.

Von meiner Bradamante hab' ich letzt dem Dichter den ersten Akt, wie ich glaube, zu seiner Zufriedenheit hören lassen. Es geschah beim Fürsten Lobkowitz am Fortepiano, und auch dieser und Graf Palffy, die einzigen ausgewählten Zuhörer, schienen damit — ich darf wohl sagen über ihre und meine Erwartung — zufrieden zu sein. Ich bin jetzt mit großer Lust am zweiten Akt und freue mich bei jedem Akte, den ich vorhabe, auf den folgenden, da das Interesse wirklich durch das Ganze hindurch steigend ist und viel Kunstökonomie erfordert, um auch so in der musikalischen Ausführung zu gelingen.

Es traf sich eben nicht glücklich für meine Lunge, daß ich denselben Mittag noch beim General Lunin war, wo ich so gerne öfter bin und mit der kunstreichen Gräfin dann immer schöne Gluckische und italienische Szenen und Ensemblestücke so gern singe. Dem Nachmittage folgte auch noch ein recht großmusikalischer Abend bei der Gräfin Erdödy, wo Beethoven wieder neue, herrliche Sachen spielte und wundervoll phantasierte, und die Damen auch meinen Goethe und Petrarca[1]) hören wollten. Diese petrarchischen Kanzonetten und Sonetten finden hier mehr als irgendwo das rechte Gehör, und ich habe sie seit ihrer Entstehung nicht so oft gesungen, als ich sie hier schon singen mußte. Doch erfüllt es mich jederzeit mit tiefer Wehmut, wenn ich an die edle, hohe Seele dabei gedenke, die mich zuerst dazu begeisterte.

1) Sonnetti e Canzoni di Petrarca. Berol. L. W. Wittich, lib. I, 8 Nrn. (s. Eitner, l. c. 8. Bd., S. 168). Vielleicht meint er mit der hohen Seele seine erste Gattin Juliane, geb. Benda (1752—1783).

Zwanzigster Brief

Wien, den 20. Januar 1809.

Obgleich das Abholen der Briefe von der Post hier nicht gebräuchlich ist, und die Briefträger sich zur Verteilung der Briefe untereinander in ein besonderes Zimmer einzuschließen pflegen, so trieb mich doch die Angst und Sorge um erwünschte Nachricht von Deiner Genesung nach der Post, und ich ruhte nicht eher, als bis mir die Tür des Zimmers, in welchem ich die Briefträger mit den angekommenen Posten beschäftigt wußte, eröffnet wurde. Ich erwartete nun eine ungestüme, rauhe Szene mit den Leuten, die sich nicht gerne durch Nachfrager in ihrem Geschäft stören zu lassen und ihren Unwillen dann nicht fein auszudrücken pflegen, und siehe da, ich fand auch in den Briefträgern, die da in großer Anzahl versammelt waren, die gutmütigsten, freundlichsten Menschen. Sie gaben sich um die Wette Mühe, mir meinen Brief, auf dessen Ankunft ich mit größter Sicherheit bestand, herauszufinden und fanden ihn endlich wirklich. Wie wohl mir die Erfahrung tat, kann ich gar nicht sagen, ich hätte die runden, wohlgenährten Gesichter nach der Reihe herum brüderlich küssen mögen.

Mit den Postsekretären im Bureau hatt' ich gleich am Anfange schon eine ähnliche, erwünschte Erfahrung gemacht, als ich auf einen Brief von Dir bestand, den die Prager Post mußte hergeschickt haben, ohne nähere Bezeichnung meiner Wohnung, als mit poste restante. Drei Posttage hintereinander bestand ich darauf, und jedesmal hatte man die Gefälligkeit, in mehreren Fächern danach herumzusuchen, bis er am dritten Posttage wirklich als verspätet ankam und heraus gefunden wurde. Auch dies geschah mit der größten Bereitwilligkeit und Freundlichkeit.

So ist's hier durchaus mit allen Ständen, und man kommt nicht leicht in den Fall, sich vor irgendeiner Art von Menschen zu scheuen, es müßten denn die sogenannten Hausmeister[1]) sein. Dies sind Hauswächter, eine Art von Portiers, die gewöhnlich in einer kleinen Hofkammer wohnen, in Dampf und Rauch begraben, die sich leicht ereifern und grob werden, wenn man die Tür ihres Rauchnestes öffnet, um nach jemand im Hause zu fragen, von dem sie gewöhnlich auch nichts wissen, als daß er da wohnt; wozu aber noch gehört, daß man den Namen dessen, nach dem man fragt, ganz genau auf ihre österreichische Weise ausspricht, sonst wird man sicher auf der Stelle mit „Nein" und mit einem kurzen, störrischen „die Tür zu!" abgewiesen. Ist man so glücklich, in den Rauchhöhlen Frauen zu finden, so ist man besser daran: denn das weibliche Geschlecht hat hier im ganzen Wesen und Benehmen, und selbst im Verstande, einen sehr sichtbaren Vorsprung vor den Männern. Es scheint überall in der Ausbildung der Nationen so zu gehen, wie in der Familienbildung, wo man auch die Mädchen schneller wachsen und schneller klug und manierlich werden sieht, als die Knaben. Ein zehnzwölfjähriges Mädchen ist gewöhnlich schon eine schickliche Person und kann, wenn es darauf angelegt wird, wohl schon einen hohen Grad der Ausbildung haben; ja, bei der jetzt nur zu häufigen verkehrten Erziehung eine gemachte Dame sein, wenn bei den jungen Herren erst die Flegeljahre so recht anzugehen pflegen, oder bei verzärtelter Stubenerziehung eben anfängt ein süßes Herrchen sich zu bilden.

1) Der Wiener „Hausmeister" ist ein Typus geworden, den Grobheit und Trunksucht in erster Linie auszeichnet, literarisch hat diesen Typus wohl zuerst Joachim Perinet in seinem Singspiel: Das neue Sonntagskind, aufgestellt, wo der Hausmeister das berühmte: „Wer niemals einen Rausch hat g'habt" singt.

Meine innere Unruhe hat mich die Tage her in manche öffentliche Häuser herumgetrieben, wenn ich die Türen solcher Häuser, in denen ich bekannte Gesellschaft zu finden wußte, aus Widerwillen gegen eine gleichgültige Unterhaltung in dieser Gemütsunruhe vorüberging. Ich war in mehreren Kaffeehäusern, fand aber keins besonders elegant und bequem eingerichtet. Dieselbe rauchende Gesellschaft in allen Zimmern, an der man dennoch keine Gesellschaft hat, weil die Wiener nicht gewohnt sind, an solchen Orten sich mit Gesprächen zu unterhalten, oder gar, wie in Paris und London, über politische Dinge und Neuigkeiten zu streiten. Dabei ist die Wahl und Zahl der Zeitungen, die man dort findet, meist sehr dürftig. Wiener Zeitung und Nachrichten, Totenlisten, Gespräche im Reiche der Toten,[1]) und allenfalls die Petersburger und Prager Zeitung, die fast nichts als wiederholte Wiener Artikel enthalten, und der Neuwieder,[2]) der zuweilen ein dreistes Wort wagt, das ist alles, was man gewöhnlich da und meistens schon in den Händen anderer findet, die ganz langsam daran, von Anfang bis zu Ende, lesen, als buchstabierten sie die Zeitungen; oft sie auch schon zweien, dreien zugesagt haben, auf die man dann warten muß. Nur in einem der größten Kaffeehäuser am Graben hab' ich eine französische Zeitung gefunden, das heißt eine solche, die in Holland[3]) herauskommt; wirkliche Pariser Zeitungen keine einzige, und nirgends. Aber vortreffliche Schokolade und Kaffee fand ich

1) „Politische Gespräche der Todten" (oder kurz „Neuwieder Zeitung" genannt, da sie dort gedruckt wurden), eine politische beliebte Klatschzeitung, die von 1786—1810 erschien und in Wien nachgedruckt wurde (s. J. Winkler, Die periodische Presse Österreichs, Wien, 1875, S. 50). R. ist im Glauben, zwei verschiedene Zeitungen vor sich zu haben, während es in Wirklichkeit nur eine war.

2) S. oben Amkg. 1.

3) Wahrscheinlich die „Gazette de Leyde".

fast in allen den Kaffeehäusern ebensogut als in Venedig; und dabei hab' ich denn zuweilen die langsamen Zeitungsleser ruhig ausgehalten und mich mit den Charakteräußerungen der Spielenden unterhalten. Sobald es unter ihnen laut wurde oder gar zu einer Art von Streit kam, waren es sicher Fremde, und ich redete sie darauf mehrmal mit Zuversicht an und betrog mich nie darin.

Der neueste Gegenstand der Unterhaltung in Gesellschaften, der selbst die Unterhaltung über die immer zunehmende Rüstung oft verdrängt, ist das Spiel der Madame Hendel und Madame Bürger,[1]) welch letztere sich auch hier eingefunden hat und mit der ersten wetteifern zu wollen scheint. Sie wird die Idee aber wohl ebensobald fallen lassen müssen, als die Erwartung des Publikums

1) Marie Christiane Elisabeth Bürger, geb. Hahn, geb. am 17. Novemb. 1769 in Stuttgart; dritte Frau des Dichters G. Aug. Bürger, von der er sich wegen ihrer üblen Aufführung scheiden ließ; sie zog als Schauspielerin und Deklamatorin lange Jahre in Deutschland umher und starb am 24. Novemb. 1833 in Frankfurt a. M. (s. Goedeke, 2. A. 5. Bd., S. 380). Mad. Bürger spielte in Wien zu dieser Zeit am 23. Januar 1809 die „Baronin" im Spieler und den 28. Januar die „Kleopatra" in der Oktavia, gemeinsam mit der Hendel-Schütz auftretend. Die Bürger gefiel nicht und die „Annalen d. Litteratur, W. 1809, Int. Bl. I, Sp. 130" schreiben: „Mad. Elise Bürger zeigte sich mit Mad. Hendel als Octavia zugleich dem Publikum in Kotzebues Octavia; so sehr aber die letztere, wenn sie gleich, wie früher bereits gesagt worden ist, für tragische Rollen nicht ganz geeignet ist, durch ein genaues studiertes Spiel den Beifall des Publikums verdiente, so allgemein mißfiel Mad. Bürger durch die lächerlichste Affektion in Sprache, Gebärden und Stellungen. In ihrem Spiele war es unmöglich einen Funken echten, natürlichen Gefühls zu entdecken, die widerlichste Markierung der Töne in der Aussprache und mitunter wahre Pulicinellgeberden waren alles, was sie den Zuschauern darbot, die denn auch ihre Unzufriedenheit ziemlich laut zu erkennen gaben." Vgl. dazu Anhang IV.

nach den ersten Vorstellungen gefallen ist. Jetzt gibt Madame Bürger Deklamationen, in denen sie nicht glücklicher zu sein scheint. Madame Hendel ist unterdes in Phädra,[1]) in der Margarethe, in dem Hageſtolzen[2]) und in Scherz und Ernſt[3]) aufgetreten und hat noch immer ein geteiltes Publikum. Ein großer Teil davon bewundert und beklatscht alles von ihr, ein anderer ist ihr noch ganz entgegen; doch ist davon die Rolle der Margarethe ausgenommen, bei welcher sich alle zu ihrem Lobe zu vereinigen scheinen. Indes hat es alles Ansehen, daß sie hier bleiben wird, ungeachtet die ersten Schauspielerinnen, deren beste Rollen sie spielt, wohl eben nichts dazu tun werden. Die größere Zahl der Direktoren ist aber überzeugt, daß sie eine wichtige Bereicherung der hiesigen Bühne sein würde und manche Lücke, die jetzt darin ist, trefflich ausfüllen könnte. Sie selbst hat noch immer den klassischen Boden Italiens in Gedanken und will dort erst an den antiken Meisterwerken ihre Darstellungskunst vervollkommnen. Ich habe sie letzt in dem Liebhabertheater gefunden, und sie hat mich davon und von Euch mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit unterhalten.

Mein edler Dichter Collin hat mich wieder mit einer recht schönen, musikalischen Poesie bereichert. An einem sehr angenehmen und an geistreicher Unterhaltung lebensvollen Abend las er mir ein schönes Oratorium: die Befreiung von Jerusalem,[4]) vor; ein Gedicht voll Leben, Hand-

1) Am 11. Januar 1809, l. c.

2) Am 12. Januar 1809, l. c.

3) Hier scheint sich R. zu irren, das Hoftheatertaschenbuch 1810, S. 56, weiß davon nichts. „Erst Ernst, dann Scherz", Lustsp. in 3 Akt. von F. Ziegler, wurde am 24. Januar 1809 zum 1. Mal gegeben.

4) Die Befreyung von Jerusalem. Oratorium, gedichtet von Heinrich und Matthäus von Collin. In Musik gesetzt von Herrn Abbé Maximilian Stadler. Wien, o. J. 1813 gedruckt bei Ant. Strauß,

lung und Gefühl, und vertraut' es mir zur musikalischen Bearbeitung an. Es ist reich an Chören von Himmelsgeistern und Höllengeistern, und so werd' ich's um so lieber bei meiner ersten heimischen Muse bearbeiten. Mit jeder Unterhaltung, mit jedem Gedicht, das er mir vorliest, gewinne ich den guten, edlen Menschen immer lieber und lieber; besonders angenehm hab' ich mit ihm letzt einen Mittag bei einem seiner liebsten Freunde und eifrigsten Anhänger, dem lieben, herzigen Grafen Moritz Dietrichstein,[1]) zugebracht. Dieser machte uns die Freude, uns ganz en famille mit seiner liebenswürdigen Familie sein zu lassen, und unsere Unterhaltung war dadurch um so freier und lebhafter. Es war einer der angenehmsten Tage, die ich hier verlebt habe. Gerne tauschte ich für solche kleine, runde Tafeln alle große Essereien und Gelage. Auch hab' ich das Glück, sie in den edlen Häusern Lobkowitz, Czernin, Fries u. a. oft zu genießen. Auch zu meiner vieljährigen Freundin und Beschützerin, der Baronesse Arnstein,[2]) gehe

36 S. 8° (s. Goedeke, 2. A., 6. Bd. S. 107 u. bes. F. Laban, Heinrich Joseph Collin. Wien, 1879, S. 64, 80 f., 171). Das Oratorium wurde nach H. J. Collins Tod erst von seinem Bruder Matthäus vollendet und am 2. Mai 1813 aufgeführt. Die Kritik war schon vorher nicht günstig, s. Annalen d. Litteratur 1809, II, S. 121 ff.

1) Moritz Graf von Dietrichstein-Proskau-Leslie (1775—1864), geh. Rat, Hofmusikgraf, Erzieher des Herzogs von Reichstadt, 1821 bis 1826 Hoftheaterdirektor, 1826—45 Präfekt der Hofbibliothek, 1845—48 Oberstkämmerer und oberster Hoftheaterdirektor (s. Moritz Graf von Dietrichstein, Sein Leben und Wirken von Dr. F. C. Weidmann. Wien, Braumüller, 1867, darin bes. S. 41 über seine Freundschaft mit Collin). Dietrichstein schrieb auch den Nachruf für Heinr. Jos. Collin, s. Vaterl. Blätter, l. c. 3. Aug. 1811. Ebenso war er für die Errichtung des Denkmals für Collin in der Karlskirche tätig.

2) Hier noch ihre Stellung zur Musik, worüber das „Jahrbuch der Tonkunst l. c. 1796, S. 5" schreibt: „Frau von Arnstein (Fanny),

ich lieber, wenn ich sie am kleinen, runden Familientisch mit wenigen Freunden weiß, als wenn sie große, gebetene Gesellschaft hat, ungeachtet sie mir den freien Zutritt zu jeder Zeit verstattet. Denselben Geschmack scheinen einige intime Hausfreunde zu haben, und so sind wir wenige dann desto sicherer, uns da wohl zu befinden. Unter jenen finde ich gewöhnlich auch einen meiner Jugend- und Universitätsbekannten, den hannöverschen Gesandten Grafen von Hardenberg[1]), den würdigen Bruder unsers vortrefflichen Staatsrats (jetzt Oberjägermeister),[2]) und einen Baron von Collenbach, einen Mann voll Geist, Witz und Leben, mit dem es dem Nachbar nie an angenehmer Unterhaltung fehlt. Wenn ich nicht irre, ist er der Bruder eines ehemaligen Finanzministers[3]) und war selbst in wichtigen Ämtern angestellt.

die kernhaftesten und schwersten Kompositionen sind ihr Lieblingsspiel. Sie liest sehr gut, hat eine leichte Hand und meisterhaften Anschlag. In Geschwindigkeiten exzelliert sie. Es ist zu bedauern, daß sie seit einigen Jahren den Geschmack daran verloren zu haben scheint, denn sie berührt das Fortepiano sehr wenig mehr. Leute von ihrem Vermögen sollten die dürftige Kunst nicht verlassen, welcher es ohnehin je länger je mehr an tätiger Aufmunterung fehlt. Auch hat sie eine sehr angenehme Stimme und geläufige Kehle. Ihr Töchterchen (Henriette) verspricht ebenfalls viele Talente für die Musik."

1) Ernst Christian Georg August Reichsgraf von Hardenberg, hannöv. geh. Staats- und Kabinettsminister, Gesandter in Wien, geb. im J. 1754, gest. zu Wien 25. Dezemb. 1827 (s. Öttinger, Moniteur; Vehse, Gesch. d. Höfe d. Hauses Braunschweig usw. Hbg. 1853. 3. Th. S. 287).

2) Karl August Freiherr (später Fürst) Hardenberg (1750—1822), preußischer Staatsmann, besonders gegen Napoleon tätig, mit Stein an Preußens Regenerierung beteiligt, später Reaktionär.

3) Er meint vielleicht Heinr. Gabr. Freih. von Collenbach, geb. um 1706, gest. in Wien am 5. November 1790, 84 Jahre alt, k. k. Hofrat und Staatsoffizial, den bekannten österr. Unterhändler beim Hubertusburger Frieden, dafür 1763 in den Freiherrnstand erhoben (siehe

In der Nähe solcher Männer erfährt man wohl, daß es Wien nicht an Bildung und Unterricht fehlt: sie lesen und besitzen auch alles, was die deutsche und auswärtige Literatur Wichtiges und Aufhebenswertes hat. Ihnen und jedem, der nur einigermaßen als ein solider Mann und guter Bürger bekannt ist, verweigert die Zensur auch niemals die Auslieferung selbst solcher Bücher, die im Katalogus der verbotenen Bücher aufgeführt stehen, und bei ihnen und durch sie findet und erhält man alles Lesenswerte. Nur in den Buchhandlungen ist es damit ganz anders bestellt, als bei uns. Die Buchhändler werden nicht nur mit allem, was sie kommen lassen, so lange von der Zensur aufgehalten, die alles durchlesen will und soll, ehe sie den Verkauf zugibt, daß für unsereinen nichts Neues in Wien zu finden ist, wenn man auch ein gutes, halbes Jahr sich hier aufhält, sondern die Zensur behält ihnen auch oft solche Werke, deren allgemeine Verbreitung sie nicht zugeben darf, gänzlich zurück und zwingt sie zur Rücksendung ins Ausland. Aus dem langen Aufenthalt mit der Rückgabe der Bücher, die oft erst kurz vor der folgenden Messe, oft wenn die neuesten Neuigkeiten schon ein Jahr alt sind, in die Hände des Buchhändlers zurückkehren, folgt auch nicht

Todtenprotok. d. Stadt Wien; Nachlassenschaftsakt sub Landrecht Fasc. V, Nr. 123 ex 1790) oder schon dessen Sohn Egydius, Hofrat und Staatsoffizial, Greffier des Maria-Theresien-Ordens, der (laut Landrecht, Fasz. V, Nr. 39 ex 1806) am 29. Dez. 1805 in Hollitsch i. M. kinderlos gestorben ist. Dann wäre dessen einziger Bruder, also obige Bekanntschaft N.s Gabriel von Collenbach, Domherr zu Lüttich, gewesen. Auch die „Du Montet, Souvenirs, S. 75" findet offenbar denselben Collenbach im Arnsteinschen Salon noch 1812. Vielleicht handelt es sich auch um Gabriel Freiherrn von Collenbach (1772—1840) zuletzt k. k. Feldmarschallleutnant, 1808 Oberstleutnant (s. Wurzbach, 2. Bd. S. 409), der aber kein Sohn von Heinrich Gabriel war, wie Wurzbach behauptet.

selten das Übel, daß der Buchhändler selbst die Sachen, die er als erlaubt zurückerhält, auf der Stelle wieder zum Zurücksenden nach Leipzig einpacken läßt; denn wenn er nicht ganz sicher ist, sie in der nächsten Zeit absetzen zu können, so mag er sie nicht für sein alleiniges Risiko über die Zeit, die ihm der Buchhandel zur Erklärung läßt, ob er sie absetzt oder an sich behält, auf dem Halse behalten. Er packt sie also ein und schickt sie zurück, ohne daß sie dem Publikum zu Gesicht gekommen sind.

Die Journallektüre wird auch dadurch weniger interessant für das hiesige Publikum, daß die Fortsetzungen nicht frei und ungehindert zur bestimmten Zeit abgeliefert werden können, weil die Zensur die einzelnen Blätter und Stücke zensiert und solche, die ihr etwas Verdächtiges und Gefährliches zu enthalten scheinen, selbst zurückbehält und gar nicht ausliefern läßt. Daher für die Bibliotheken der Lesegesellschaften und Kabinette nicht leicht komplette Exemplare von Journalen statthaben können. Die Buchhändler und Speditoren verlieren darüber auch natürlicherweise Lust und Mut, sich auf mehreres einzulassen, als bis wohin ihre sicheren Bestellungen reichen. Daraus entsteht denn natürlich das von den meisten Reisenden so sehr bejammerte und beschriene Unglück, daß die Lektüre von Journalen und von dreisten, frei und keck gedachten und geschriebenen Werken hier sehr beschränkt ist: denn im Buchladen findet er dergleichen fast nie vorrätig. Das eigentliche große Publikum von Wien fühlt das nicht, denn es hat nicht das Bedürfnis nach jener Lektüre, noch weniger die Lesewut des nördlichen Deutschlands. Wer aber die sogenannte Aufklärung und Veredlung der meisten großen Städte und Provinzen jenes Deutschlands kennt, die aus dem oft so leeren, so grundlosen, kritischen Geschwätze, das sich weder auf echten Kunstgenuß, noch auf

gründliches Wissen stützt und oft nur auf sinn- und gedankenloses Nachbeten hinausläuft, oder wohl gar in blindem Sektengeist besteht, der sich neue Tagesgötzen an die Stellen gestürzter, alter Autoritäten schafft und eitles Räsonnement, wenn es nur in sich einigermaßen zusammenhängt und in recht mutwillige Kraftsprache eingekleidet ist, für ewige Wahrheit und als Ersatz für echten Kunstgenuß und gründliches Studium hinnimmt und sich zu eigen macht; — oder wohl gar das tolle Durcheinanderlesen des abgeschmacktesten Romanen- und Schauspielwesens kennt und beherzigt hat und Kinder und Mütter, Ammen und Großmütter, Mägde und Knechte damit so recht eifrig beschäftigt gesehen, wie ihnen das moralische Tollkraut und Pfützenwasser zum dringenden, täglichen Bedürfnis geworden; — und wer dann in den großen Tagen der Entscheidung, da es auf Kraft, Gemüt und Gesinnung ankam, so recht gewahrt hat, was jene allgemeine Aufklärung und Veredlung durch die freieste und zügellosesteLeserei bewirkt hat, und nun in der Zeit der Not, wo alles auf Mut, Entschluß, Verleugnung und Aufopferung ankommt, wieder sieht, wie jene Menge der Edlen, Aufgeklärten die größte Sache der Menschheit treibt oder vielmehr geschehen läßt, und am Ende wohl die höchste Klage führt über — den uninteressanten, letzten Meßkatalogus; der — Du erläßt mir gewiß den Nachsatz zu dieser viel zu langen, dem Inhalte nach freilich noch viel zu kurzen Periode.

Einundzwanzigster Brief

Wien, den 26. Januar 1809.

Von den vielen großen und kleinen Musiken, die ich in den letzten Tagen wieder gehört, und mit denen ich ganze Bogen anfüllen könnte, wenn ich sie Dir alle nennen oder gar beschreiben wollte, denn hier lebt und webt alles in Musik, muß ich Dir doch einen sehr angenehmen Abend bei Frau von Bigot besonders nennen. Sie hatte ihn mir zu Gefallen veranstaltet, um mir die großen Beethovenschen Sonaten und Trios hören zu lassen, von denen ich ihr letzt mit großer Teilnahme sprach, und das liebliche, seelenvolle Trio[1]) mit dem Waldhorn, welches der liebe, verewigte Huzler noch am letzten Musikabende vor seinem Tode so herrlich, so himmlisch bei uns blies, mir noch immer, wie sein zärtlicher Abschiedsruf, vor der Seele tönt. Frau von Bigot hatte den Violinisten Schuppanzigh dazu eingeladen, dessen ausgezeichnetes Talent sich nirgend bestimmter und vollkommner ausspricht, als im Vortrag der Beethovenschen Sachen. Er begleitete den Abend das vortreffliche Spiel der Virtuosin auch mit seiner ganzen Feinheit und pikanten Originalität. Sie spielte fünf große Sonaten von Beethoven ganz meisterhaft; eine war immer herrlicher als die andere; es war die Blüte eines sehr vollen, üppigen Künstlerlebens. In allen den Sachen ist ein Strom von Phantasie, eine Tiefe des Gefühls, für die es keine Worte, nur Töne gibt, und die auch nur in das Herz und aus dem Herzen eines solchen Künstlers kommen, der seiner Kunst ganz lebt und mit ihr wachend träumt und träumend wacht.

Eine kleine, recht auserwählte Gesellschaft um einen runden Teetisch genoß auch jeden Ton gar innig. Der sehr

1) Wohl Trio in E-Dur, Op. 78.

brave Architekt Moreau,[1]) der hier, und auch in Eisenstadt, für den Fürsten Esterházy große Bauten besorgt, und den ich mit seiner liebenswürdigen Familie schon in den Häusern Arnstein und Eskeles öfterer gesehen hatte; er und seine sehr verständige, still teilnehmende Frau,[2]) wie ich's selten an Französinnen gesehen habe; die Frau von Tschoffen,[3]) die auch vortrefflich das Fortepiano spielt, zu der mich

1) Charles von Moreau, geb. am 8. Dezemb. 1760, gest. zu Wien am 3. Novemb. 1840, Architekt in Wien, Ritter der Ehrenlegion. Von ihm ist unter and. das Palais der österr. ung. Bank (Nationalbank) im I. Bez. Herrengasse 17 und das Dianabad. Er war ein Bruder des Generals Moreau und soll auch als Maler sich betätigt haben, ganz besonders geschmackvoll entwarf er die Dekorationen für verschiedene Festlichkeiten (s. W. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze von Wiens Vorstädten l. c. I, S. 200; II, 197; Wurzbach, woselbst keine Daten; Bermann, Alt- und Neu-Wien, 1880, S. 1039, wo das Geburtsdatum falsch, die obigen Daten nach seinem noch wohlerhaltenen Grabstein auf dem alten Währinger Ortsfriedhof).
2) Adèle de Chendres, verehelichte Moreau, geb. zu Paris am 20. Dezemb. 1778, gestorb. zu Wien am 9. März 1847. — Zwei Kinder Noëmie (Paris, 1. Okt. 1802—Wien 10. Febr. 1827) und Nikolaus (Wien, 21. Aug. 1803—Wien 25. Febr. 1834) gingen den Eltern im Tode voraus (Die Daten nach dem noch wohlerhaltenen Grabstein auf dem alten Währinger Ortsfriedhof).
3) Frau von Tschoffen (Reichardt schreibt „Schoppen"), geb. von Puthon führen die Vaterländischen Blätter, Wien, 1808, S. 52" unter den Dilettantinnen für Klavier an. Barbara Edle von Tschoffen, geb. von Puthon, geb. um 1773, heiratete 1791 den Großhändler Bernhard von Tschoffen (gest. am 25. Januar 1802 in Graz, s. Landrecht Fasc. V, Nr. 16 ex 1802), welcher sich um die Durchführung des Wiener-Neustädterkanales große Verdienste erwarb (s. Wurzbach, 48. Bd. S. 60). Ihr Tod erfolgte am 23. März 1847 in Wien an Entkräftung in einem Alter von 74 Jahren (s. Todtenprotokoll d. Stadt Wien; Verlassenschaftsabhandlung sub Landrecht Fasz. V, Nr. 65 ex 1847). Das Jahrbuch d. Tonkunst l. c. 1796, S. 63" schreibt über sie: „.... eine der besten Schülerinnen Koželuchs, eine ganz vortreffliche Fortepianospielerin, welche mit dem reinsten Vortrage viel Delikatesse und Geschmack verbindet".

letzt schon die Frau von Henikstein geführt, um einige Beethovensche und Clementische Sachen von ihr mit großer Fertigkeit und Sicherheit spielen zu hören; zwei junge Livländer, Barone Vietinghofs mit ihrem Führer, von denen der älteste auch sehr brav das Fortepiano spielt und selbst komponiert — das war das auserwählte, feine Publikum für die interessante Abendmusik, während welcher eine sehr hübsche, gebildete Schwester[1]) der Frau vom Hause uns guten Tee servierte. Das sind die seligsten Stunden, die die Kunst gewähren kann. Wenn andere größere Veranstaltungen und Zusammenstimmungen den Geist und die Phantasie auch mächtiger heben und bewegen können, diese erfüllen am sichersten das Herz und lassen es mit der Phantasie so lieblich verschmelzen, daß beide eins werden, und eine inniger beglückende Existenz gewähren.

Graf Palffy hatte letzt ein fürstliches Diner bei sich veranstaltet, in welchem Madame Hendel die einzige Dame und reine de la fête war. Die Häupter der größten Häuser und der Theaterdirektion waren da mit mehreren schätzbaren Künstlern vereinigt, und das Diner hatte das seltene Verdienst, daß es ebenso unterhaltend und lustig, als splendid und geschmackvoll war. Ich machte dabei an meinen beiden Tischnachbarn neue Bekanntschaften. Das eine war der Fürst von Aremberg[2]) aus den Niederlanden, der die Regierung seinem Sohne abgetreten und seit einigen Jahren hier lebt, wo er eine sehr interessante Tochter an den Fürsten von Schwarzenberg[3]) verheiratet hat. Ich lernte an

1) Ein Fräulein Kiéné.

2) Ludw. Engelbert Herzog von Aremberg (1750—1820), dem auf der Jagd beide Augen ausgeschossen wurden (s. Öttinger, Moniteur). Ihm folgte 1802 sein Sohn Prosper Louis.

3) Pauline Charlotte Aremberg, vermählte Fürstin Schwarzenberg, geb. 1774, verbrannt am 1. Juli 1810 bei dem Ball, den ihr Gemahl in Paris gab (s. Wurzbach).

ihm einen Mann von edlem, ruhigem Charakter, von feinem, reifem Urteil und sicherem, reinem Geschmack kennen; sein bescheidener, gefälliger Ton machte die Unterhaltung doppelt angenehm.

Das andere war ein Herr von Seckendorff,[1]) der unter einem angenommenen Namen Madame Hendel begleitet und die deklamatorische Kunst mit großem Eifer treibt. Ein feiner, angenehmer Mann, von Einsicht und Gefühl. Das wenige, was ich in solcher Gesellschaft mit ihm über Deklamation[2]) wechseln konnte, macht mich begierig, ihn deklamieren zu hören und mit ihm weiter über die Kunst Ideen zu wechseln.

Denselben Abend[3]) sahen wir Madame Hendel noch im Burgtheater, in Ifflands Selbstbeherrschung, die verständige Frau Baronessin spielen, die ihre Leidenschaft für

1) Gustav Anton Freiherr von Seckendorff, geb. am 20. November 1775 in Meuselwitz, studierte seit 1791 in Leipzig, Freiburg und Wittenberg, ging 1796 nach Amerika und erteilte in Philadelphia Unterricht in der Musik und Deklamation. Im J. 1798 kehrte er nach Deutschland zurück, bekleidete verschiedene Stellen in kurhessischen Diensten, wurde 1807 Kammerdirektor in Hildburghausen, bald darauf wirklicher geh. Rat, mit welchem Titel er Abschied nahm, und hielt 1808—1811 unter dem Namen Patrik Peale an verschiedenen Orten Deutschlands Vorlesungen über Ästhetik. Im J. 1811 wurde er in Göttingen Dr. der Philosophie, habilitierte sich 1812 dort, übernahm 1814 eine Professur ans Braunschweigische Karolinum, ging 1821 abermals nach Amerika und starb dort im Sommer 1823 zu Alexandria (Louisiana), vgl. Goedeke, 2. A., 6. Bd., S. 461. Seine Anwesenheit in Wien meldet Leo von Seckendorff am 15. Okt. 1808 Goethe (s. Aug. Sauer, Goethe und Österreich, Weimar, 1904, 2. Tl., S. 64: „. . . . der ehemalige Amtshauptmann Gustav Seckendorff, der sich im dramatischen Gebiete versucht hat, und jetzt seit einigen Tagen unter fremdem Namen hier aufhält").
2) Seckendorff schrieb auch darüber: Vorlesungen über Deklamation und Mimik. Braunschweig, 1815 f. II, 8° (s. Goedeke l. c.).
3) Am 19. Januar 1809 l. c.

Ignaz Schuppanzigh
Lithographie von Bernhard v. Schrötter

ihren jungen, hübschen Sekretär zu beherrschen strebt. Madame Hendel wollte sich in der Rolle vermutlich mit den streng richtenden Damen versöhnen, die in ihrem Spiel und Anstande zu viel Koketterie und Freiheit finden: denn wie sie äußerlich in graue Seide ganz eingehüllt war, so spielte sie auch die ganze Rolle mit einem Ernst und einer Eintönigkeit, daß man sich wohl aus der Malerei des Ausdrucks bedienen möchte: Grau in Grau. Indessen fand sie in der Rolle großen Beifall; sie wurde häufig beklatscht und zuletzt herausgerufen. Als sie heraustrat, sagte sie ebenso pathetisch, als sie den ganzen Abend deklamiert hatte: „nicht meine Kunst, nicht mein Talent, sondern das Zartgefühl, mit welchem mein Freund und Lehrer Iffland den edlen Charakter der Selbstbeherrscherin dargestellt, konnte und mußte ein solches Publikum entzücken," machte einen Knicks und trat ganz edel ab.

Nach der Rolle der Margaretha in dem Hagestolzen ward sie neulich auch herausgerufen und begrüßte das Publikum ebenfalls im Charakter der naiven Bäuerin. Sie kam in diesem Charakter ländlich naiv angegangen, hielt sich eine Weile das Schürzchen vor die Augen; alle glaubten, sie weine vor Rührung oder Beschämung; schnell läßt sie das Schürzchen aber fallen, lacht aus ihren hellen Schelmenaugen ganz naiv komisch zum Publikum und sagt im kindlich-naiven Ton: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ihr zufrieden seid; gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!" und so mit zärtlichem Händegruß naiv abgetrippelt.

Von dem Konzert, das Demoiselle Fischer letzt morgens im kleinen Redoutensaal gab, muß ich Dir noch etwas sagen. Sie sang Szenen von Righini, ihrem Lehrer, und von Paër, mit großer Kraft und Kunst und ward auch sehr applaudiert vom Publikum, das sich aber für eine solche

Künstlerin wohl zahlreicher hätte versammeln können. Die Konzerte der Art kommen hier freilich zu oft und sind in der Morgenstunde zu nüchtern für alle diejenigen, die solche Versammlungen mehr des Glanzes und des mannigfaltigen, reizenden Anblicks wegen, als um der Musik willen besuchen. Viele der großen Häuser nehmen auch zu solchen Konzerten, besonders wenn sie, wie dieses, als Benefiz im Kontrakt ausgemacht sind, eine Anzahl Billette, machen aber keinen Gebrauch davon, welches für den Künstler, der ebenso gerne ein glänzendes, zahlreiches Publikum vor sich, als eine gut gefüllte Kasse, haben mag, eben kein erfreulicher Umstand ist. Es war selbst mit dem auf Abonnement veranstalteten Quartett von Schuppanzigh so. Viele Familien, auch aus meiner Bekanntschaft, hatten sich dazu abonniert, ohne davon Gebrauch zu machen. Fast alle reichen Leute haben hier den guten, hohen Sinn, daß sie glauben ein jedes Unternehmen angesehener Künstler unterstützen zu müssen, und es wird einem, der einen gewissen Namen hat, oft leichter eine Anzahl Teilnehmer zu seinem Unternehmen zu finden, als den freien für alle schicklichen Tag und Stunde. In dem Konzert der Demoiselle Fischer erfreute mich auch wieder die wunderschöne Stimme der Demoiselle Marconi, für die ich im zweiten Akt meiner Bradamante schon mit großer Lust gearbeitet habe. Madame Müllner,[1]) eine ziemlich bejahrte Künst-

1) Josefa Müllner (im Totenprotokoll „Müller"), später verehelichte Gollenhofer, k. k. Hofharfenmeisterin (1811—1823) und Kammervirtuosin, geb. in Wien 1769 (1770?), machte, von Kaiser Josef II. unterstützt, schon als junges Mädchen Kunstreisen nach Italien und Deutschland. Nach Wien zurückgekehrt, wurde sie Solospielerin im Hoftheater-Orchester und Lehrerin der jungen Erzherzoginnen. Seit 1788 finden wir sie im Burgtheater als Konzertgeberin, und sie bildete durch Jahrzehnte hindurch einen stabilen Faktor des Wiener Konzertlebens. Das „Jahrbuch der Tonkunst,

lerin aus dem großen Opernorchester, spielte auch die Harfe mit vieler Fertigkeit, und der junge Krafft ein Violoncellkonzert von großen Schwierigkeiten mit vieler Sicherheit und einem entschiedenen Charakter fürs Große. In ihm blüht gewiß ein recht großer Künstler auf.

Am Sonntage habe ich wieder den ungeheuer großen Apollosaal besucht, der Mittwochs und Sonntags eröffnet wird. Was auch ein strenger, guter Geschmack gegen diese Veranstaltung und ihre einzelnen Teile vorbringen kann: das Ganze ist ein imposantes, magisches Ding. Das sollte es auch wohl eben nur sein, um die Menge desto sicherer anzuziehen, die hier an prächtige, glänzende Veranstaltungen allerart schon lange gewöhnt ist und durch den reinen, einfachen, edlen Geschmack gewiß nicht so angezogen werden würde. Der Sonntag scheint der Volkstag werden zu wollen. Es waren an sieben- bis achttausend Menschen da versammelt,[1]) worunter vielleicht nicht fünfhundert vornehme Leute sein mochten. Viele hatte das Ansehen von Pächtern und Landleuten aus der umliegenden Gegend. Was das aber für einen Wohlstand verrät! Unter fünfzehn

1795, S. 45" sagt von ihr: „Müller, Mademoiselle, ein merkwürdiges Genie. Als eine Bürgerstochter ohne Gelegenheit, durch Umgang mit der feinen Welt ihren Geschmack zu den zärtlichen Tönen der Harmonie zu bilden, erwachte ihr Gefühl von selbsten und stieg in der Tonkunst so hoch, daß sie wirklich für die größte Harfenspielerin Wiens geachtet wird" (S. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens l. c. I, S. 131, 255; Eitner (der über ihren Taufnamen nicht klar ist) l. c. 7. Bd. S. 113; Fr. Heinr. Böckh, Merkwürdigkeiten der H. u. R.-Stadt Wien, Wien, 1823, 1. Tl. S. 368; Wurzbach, 19. Bd. S. 416; Allg. Musik-Ztg. 1808, Nr. 34, Sp. 539). Sie starb als die Frau eines k. k. Hofmobilienmagazinverwalters am 19. Jan. 1843 in Wien im Alter von 72 Jahren (s. Totenprotok. d. Stadt Wien).

1) S. Eipeldauerbriefe, l. c. 1809, 3. Hft., S. 23: „Im Apollosaal warn's letzte Mal über 7000 Menschen, auf der Redut bei 4000 . . ."

bis zwanzig Gulden (fünf bis sechs Taler sächsisch) besucht es so leicht kein Bürger oder Landmann: denn für solche Leute gehört es auch ausdrücklich dazu, dort ordentlich zu zehren. Fünf Gulden bezahlt er aber für den Eingang, fünf Gulden fürs Essen, und ist er aus der Stadt, für den Weg nach dieser entlegenen Vorstadt, wenigstens fünf Gulden für den Wagen hin und her; denn jetzt ist die gute Einrichtung gemacht, daß man den Rückweg nach der Stadt für zwei Gulden mit einem nach der Reihe vorrückenden Fiaker sicher machen kann. Hinaus fährt keiner unter drei Gulden, in den Stunden des stärksten Zudrängens, zwischen elf und zwölf, muß man auch vier, fünf Gulden für den Wagen bezahlen. Trinkt der Bürger nun noch seine Bouteille Wein und nascht während der langen Nacht aus der Konditorei, was die Wiener gerne mögen, so hat er für seine Person allein zwanzig Gulden ausgegeben. Nun aber waren viele ganze Bürger- und Landfamilien mit Frau und Kindern, ja oft schien es auch mit Gesellen und Mägden da: denn es gingen ebensoviel lederne Kappen und gewöhnliche Pelzmützen als runde Hüte da herum. Dreieckige Hüte sah man gar nicht.

Man sagt zwar, der Unternehmer bezahle seine zahlreichen Arbeiter und Handlanger zum Teil mit Einlaßbilletten. Daß aber diese sich eine solche Bezahlung gefallen lassen und für sich und ihresgleichen davon Anwendung machen können, zeugt ebenfalls von einem großen Wohlstande der unteren Klassen.

Die unzähligen Tafeln und Tische in den Sälen und Zimmern waren wieder alle fast die ganze Nacht hindurch besetzt. Nur an zwei großen Tafeln habe ich große, adlige Gesellschaft meiner Bekanntschaft erkannt. Die eine war von der schönen Apponyischen Familie besetzt. Ich hielt mich den Abend von aller Gesellschaft frei, um das Ganze

Johann Nep. Hummel
Stich von F. Fleischmann nach F. H. Müller 1822

in allen seinen Teilen recht zu verfolgen und kennen zu lernen und habe manche artige Erfahrung zur Charakteristik dieses guten, lustigen Volks gemacht.

Ganz eigenes Vergnügen machte mir die schöne, vollstimmige Tanzmusik in dem herrlich erleuchteten Saale: stundenlang bin ich darin auf und ab gegangen. Ich kam früh, um die Unbequemlichkeit des langsamen Heranrückens und Wartens auf dem Wege weniger zu erleiden und um die zahlreiche Versammlung so allmählich ankommen und sich placieren zu sehen: denn die sich einmal eines Platzes versichert haben, verlassen ihn nicht leicht wieder anders, als allenfalls nach den Speisesälen zu gehen. Zufällig traf ich gleich am Anfange auf den Kapellmeister Hummel,[1]) vom Fürsten Esterházy, und bezeugte ihm häufig meine Freude an den schönen Walzern, die da so gut vorgetragen wurden. Hinterher erfuhr ich erst, daß sie meistens von

1) Johann Nep. Hummel, geb. 1778 in Preßburg, übersiedelte mit seinem Vater, der Orchesterdirektor im Schikanederschen Theater wurde, nach Wien. Hier erregte das frühe Talent des Knaben die Aufmerksamkeit der vorzüglichsten Musiker, selbst Mozarts, in solchem Grade, daß letzterer ihn in sein Haus aufnahm und unterrichtete. Der Vater beschloß, aus dem seltenen Talent des Knaben Nutzen zu ziehen und ging mit ihm auf Reisen. Nach sechsjähriger Abwesenheit kehrte H. nach Wien zurück, als einer der glänzendsten Pianisten deutscher Schule. Er studierte die Komposition bei Albrechtsberger und Salieri und trat 1803 in den Dienst des Fürsten Esterházy, welchen er erst im Jahre 1811 verließ. Von da bis 1816 hatte er keine Stellung als die eines Klavierlehrers in Wien. Während dieser Zeit komponierte H. verschiedene Ballettmusiken und Singspiele für die Wiener Theater. Es folgten H.s Anstellung als Hofkapellmeister in Stuttgart (1816), vier Jahre später in Weimar und seine großen Kunstreisen im J. 1822 und 1823. 1827 war er in Wien, wo er sich mit Beethoven versöhnte. Seine letzten Jahre verbrachte er in Weimar, wo er im J. 1837 starb (s. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens, l. c. I, S. 214ff.).

seiner Komposition sind, und er sich der guten Anordnung dieser ausgezeichneten Musik annimmt. Wahrlich kein geringes Verdienst um ein solches Publikum, das an die beste Musik der Art schon lange gewöhnt ist.

An demselben Abend war nun noch die Maskerade im großen und kleinen Redoutensaal, die auch sehr zahlreich gewesen ist; und nimmt man dazu die sehr häufigen unzähligen Tanzsäle in allen Vorstädten, wo sich auch zuweilen tausend und mehrere Menschen an einem Orte versammeln, so sind an dem Abend vielleicht an vierzig- bis fünfzigtausend Menschen in der lustigen Tanzbewegung gewesen. Das nenn' ich mir lustig das Leben genießen, wenn gleich ein Vulkan unter den Füßen drohend tobt.

Bei einem fein und schön angeordneten Künstlerdiner im Hause des Grafen Apponyi habe ich gestern auch das Glück gehabt, vor Tafel die schöne, junge Gräfin singen zu hören. So zart, so edel, so empfindungsvoll, wie ihr Äußeres und ihr ganzes Wesen, ist auch ihr Gesang. Mit einer lieblichen Stimme, rein aus der Seele gesungen, weiß sie doch die mannigfachen Annehmlichkeiten der neuen, italienischen Methode sehr glücklich anzubringen, und der Zuhörer, der sich an jedem einzelnen Zuge erfreut, ist am Ende durch das reinste Ensemble innig gerührt. Ihr eigenes Wesen und die gute Schule, die man an ihrem Gesange erkennt, fließen in eins zusammen und machen ein sehr liebliches Ganzes. Die ganze edle, in ihrer blühenden Jugend auch schöne Familie nahm so herzlichen, reinen Anteil an allem Vorgetragenen, worunter auch eine höchst einfache, alte Arie von Händel seelenvoll von der schönen Gräfin vorgetragen wurde, daß mein Genuß dadurch ganz vollkommen beglückend ward. Solche Stunden lebt und genießt man nur mit schönen, reinen Kunstseelen.

Auch vom Sonntage[1]) habe ich Dir noch einen recht hohen Kunstgenuß nachzuholen. Frau von Pereira und Fräulein von Kurzbeck hatten mir und einigen anderen echten Musikfreunden einen ausnehmend großen Genuß bereitet. Ihr jetziger Klavierlehrer, der vortreffliche Instrumentenmacher Streicher,[2]) der die würdige Tochter[3]) des genialen Augs-

1) Da dieser Brief vom 26. Januar 1809 datiert ist, so fiel der Sonntag auf den 22. Januar.

2) Johann Andreas Streicher (1761—1833), der berühmte Pianofortefabrikant, der Freund Schillers, welcher mit ihm 1782 aus Stuttgart flüchtete, in allen Nöten treu zu ihm hielt und noch die irdischen Überreste des großen Dichters vor völliger Vernichtung zu retten glaubte. Streicher widmete sich frühzeitig der Musik und lebte seit seiner Flucht mit Schiller in Mannheim von Musikunterricht, später begab er sich nach München, wo er komponierte und Anteil an einer Musikalienhandlung hatte. Von dort machte er öfter Reisen nach Augsburg, wo er Nannette Stein (s. sp.) kennen lernte. Sie wurde seine Frau (1793), und mit ihr übersiedelte er nach Wien (1794), wo Nannette das Geschäft ihres Vaters, des berühmten Orgel- und Klavierbauers, fortführte. Streicher selbst, der anfänglich sich der Komposition und dem Klavierunterricht widmete, wendete sich allmählich fast ganz der Klavierfabrik seiner Frau zu und brachte dieses Unternehmen durch seine Erfindung der „deutschen Mechanik" zu Weltberühmtheit. Zugleich förderte er fleißig das Musikleben Wiens, in seinen geräumigen Sälen fanden bald größere, bald kleinere Konzerte statt, an welchen sich die vorzüglichsten Dilettanten und Künstler beteiligten. Streicher ist auch der Verfasser des bekannten, prächtigen Buches: „Schillers Flucht aus Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim, vom Jahre 1782—1785. Stuttgart, 1836. (s. Wurzbach, 40. Bd. S. 13ff.; Eitner, l. c. 9. Bd. S. 309). Über sein Spiel vgl. „Jahrbuch d. Tonkunst l. c. S. 59f."

3) Nannette (Marie Anna) Streicher (1769—1833), Tochter des berühmten Orgel- und Klavierbauers Johann Andreas Stein in Augsburg, welche von ihrem Vater sowohl im Spiel als im Bau des Klaviers trefflich unterrichtet wurde und, als der Vater kränkelte, entschlossen an dessen Stelle trat, in welcher sie eine musterhafte Energie entfaltete. Nach dem Tode des Vaters (1792) unterzog sich die Tochter der Leitung des Unternehmens, zugleich aber der Sorge

burger Stein, auch eine brave Klavierspielerin, zur Frau hat, und dessen Äußeres schon den denkenden und fühlenden Künstler verrät, hatte für die beiden kunstreichen Damen das herrliche Quartett aus F-Moll von unserem verewigten Prinzen Louis Ferdinand mit vieler Kunst und Geschicklichkeit für zwei Fortepianos gesetzt und die sehr schweren Sätze mit der größten Sorgfalt lange mit den Damen eingeübt. So hörten wir nun an einem schönen, hellen Morgen in Streichers Wohnung, auf zwei der schönsten Fortepianos dieses Meisters, von schönen, kunstvollen Händen jene höchst geniale Komposition mit einer Vollendung vortragen, wie man selten etwas hört. Die zarten Kunstseelen gingen mit so vielem Geist und Gefühl in die sublimen und schönen Gedanken und Phantasien des Komponisten ein und übten die größten Schwierigkeiten mit

für ihre Mutter und sechs Geschwister. Mit wahrem Mannesmute führte sie in Verbindung mit ihrem 16jährigen Bruder das Geschäft durch volle zwei Jahre für die Familie fort. In dieser Zeit lernte sie ihren späteren Gatten Joh. Andr. Streicher kennen und beschloß mit diesem, ihr Geschäft nach Wien, als einem günstigen Boden, zu übersiedeln. Sie eröffnete 1794 gemeinsam mit ihrem ältesten Bruder die später weltbekannte Pianofortefabrik: „Geschwister Stein", später „Nannette Streicher geb. Stein und Sohn". Im J. 1802 trennten sich die Geschwister: Matthäus Andreas Stein führte in eigenem Namen sein Geschäft fort, während Nannette 1823 ihrem Sohn das Unternehmen überließ. Nannette, zugleich als Hausfrau, Geschäftsfrau wie als Künstlerin hochbedeutend, versuchte sich selbst schriftstellerisch (s. Wurzbach, 40. Bd. S. 19 f.) Über ihr Spiel berichtet das „Jahrbuch der Tonkunst l. c. 1796, S. 60": „Sie ist als Dilettantin eine sehr geschickte Fortepianospielerin, welche das Instrument so vollkommen in ihrer Gewalt hat, daß es dem ganzen Gefühl ihres Herzens zum Gebote stehen muß. Unter ihren Fingern wachsen und schmelzen Töne auf jeden ihr beliebigen Grad und verlieren sich gleichsam bis ins Unhörbare. Wer alle Eigenschaften eines guten Fortepianos will kennen lernen, der muß sie hören."

Andreas Streicher
Tonkünstler.

so vieler Präzision und Rundung aus, daß sie wahrlich eine ganze Welt voll Musik um uns her zauberten. Nur sehr wenige, ganz auserwählte Kunstfreunde nahmen teil an dieser hohen Lust und das erhöhte sie noch. Die schöne, gefühlvolle Fürstin Kinsky, die ihr eigenes vortreffliches Instrument dazu hergeschickt hatte, mit ihrer Schwester,[1]) und ihrem Schwager, die Frau von Henikstein,[2]) und der Fürst Lobkowitz machten das ganze edle Publikum aus. Nur selten genoß ich ein so schönes Kunstwerk in so ganz vollendeter Darstellung, und ich kann wohl sagen, mir war bei der Rückfahrt in dem offenen Wagen des Fürsten Lobkowitz unterm reinen, sonnenhellen Himmel recht himmlisch wohl. Die großen und lieblichen Gedanken, der tiefmelancholische Charakter der ganzen Komposition, oft von den reinsten Sonnenblicken durchströmt, in denen sich ein Himmel öffnet, tönten noch so hell, so tief in meinem Innern nach; der Geist des edlen Prinzen, den ich gerade dieses Quatuor, in dem seine ganze bessere Seele so glühend lebt, so oft mit Entzücken vortragen hörte, umschwebte mich so rein, so hell, daß ich die hohe Macht seines Genies und seinen unersetzlichen Verlust tiefer als je empfand, und sich die hohe Lust in innige Wehmut auflöste.

1) Jedenfalls Anna Maria Freiin von Kerpen (1784—1862), die sich mit dem Grafen Friedrich Karl Josef Schönborn (1781—1849) vermählte. 1811 war sie Braut; Goethe, der sie 1810 in Böhmen kennen gelernt hatte, schätzte ihr schönes Zeichentalent (s. Aug. Sauer, Goethe und Österreich l. c. 1. Th., S. 166, 170, 173, 348).

2) Elise Hönig von Henikstein, geb. von Sonnenstein (1770 bis 1823). Frau des Josef H. v. H. Über sie schreibt das „Jahrbuch der Tonkunst l. c. S. 27": „Eine allerliebste Sängerin; ihre Stimme hat einen besonderen Wohlklang, ist dabei anmutig, biegsam und geläufig. Sie hat sich schon als Fräulein von Sonnenstein sehr viel Ehre in den vorzüglichsten musikalischen Gesellschaften erworben."

Zweiundzwanzigster Brief

Wien, den 30. Januar 1809.

Die Vortrefflichkeit der hiesigen Polizei bewährt sich bei allen Gelegenheiten. Dieser Tage ward plötzlich ein gewaltiger Feuerlärm geschlagen; gleich in den ersten Minuten sah man die vollständigsten Spritzen mit prächtigen Pferden bespannt im Galopp nach der Brandstätte fahren, die nicht weit von meiner Wohnung war, und in einer guten Viertelstunde war alles wieder stille. Die Einwohner blieben ruhig in den Häusern, man sah kaum zum Fenster hinaus; auf der Straße ging jeder seinen Gang ruhig fort, und nur einige Buben von den Straßenkehrern liefen den schnell jagenden Spritzen nach. Eine jede Spritze gewährte wahrlich einen Anblick zum Malen, so rein, so glänzend, so wohlgeordnet und vollständig war alles daran, und die kräftigen, wohlgenährten und wohlgekleideten Männer auf dem Hinterteil der Spritze stehend, und auf den schönen, trefflich aufgeschirrten Pferden sitzend! So ist alles, was man der Art hier sieht, vollkommen und großstädtisch.

Das muß aber auch wohl den Einwohnern eine Ruhe und Sicherheit in ihrem ganzen Wesen geben, die sie so sichtlich bezeichnet, und die man ihnen lieber gönnen, wohl gar beneiden sollte, als zum Nachteil anrechnen. Was soll denn die höchste Betriebsamkeit und Industrie bei den Völkern, die ihrer oft bedürfen, um nur notdürftig zu existieren; was kann sie Höheres und Wohltätigeres bewirken, als daß wenigstens einzelne, deren Geschick das Glück begünstigt, zu der Ruhe und Sicherheit des Lebens gelangen, die hier das ganze Volk beglückt, von der Natur und der Regierung begünstigt, wie so wenige Völker der Erde, wie in diesem Augenblick der Zerstörung und Umwälzung viel-

leicht kein einziges Volk von Europa es ist. Ja selbst der höchste Zweck aller moralischen Bildung im Menschen kann für dieses Leben doch nur sein, daß er zu der Ruhe des Gemüts gelangt, seinen Zustand, den Punkt, auf welchen ihn Schicksal und Weltlauf stellen und festhalten, für gut und befriedigend anzusehen, und keinen anderen für so wünschenswert zu achten, daß darüber die Ruhe und Zufriedenheit seines Lebens litten. Solange ein Mensch noch unruhig umhertreibt und nach diesem sucht, nach jenem strebt, in seiner eigenen Lage nur das Widrige, das am Ende jede Lage hat, sieht, in der anderen ihm unerreichbaren nur das Angenehme, das oft nur eiteln Glanz hat, so ist er, moralisch betrachtet, immer noch ein Kind und vom festen Mann und sicheren, glücklichen Bürger gleich weit entfernt.

Diese glücklichen Menschen sind wirklich vollkommen zufrieden und ruhig in sich selbst, genießen, was sie haben, mit dem Bewußtsein, daß sie es nirgend besser haben können, und sehnen sich auch nach keiner Änderung. Natürlich entsteht aus dieser Sorglosigkeit und Zufriedenheit ein Gleichmut, ein gewisses Phlegma, das demjenigen, der überall nur vorgreifende Geisteskultur — denn zu seiner Zeit kommt diese nach der Ordnung der Dinge doch jedem Volke — überall nur rastloses Treiben nach höherer Industrie sucht — die immer Mangel voraussetzt und mit sittlichem Verderben endet, — oft wie Dummheit erscheinen muß. Ja, sei's auch wirklich wahr, was mir letzt ein gescheiter Arzt aus seinen Erfahrungen bei den großen Medizinalanstalten in den deutschen und italienischen Staaten des Kaisers mitteilte, daß der eigentliche Österreicher, im ganzen Volk genommen, weniger Geistesfähigkeiten und schwächeren Trieb zur höheren Ausbildung habe, als die Einwohner anderer Erbländer, so erscheint er mir darum doch um nichts weniger liebenswürdig, und fast möcht'

ich sagen beneidenswert. Er ist ganz der Mensch seines fruchtbaren, gesegneten Landes, seiner väterlichen, milden Regierung und genießt, was jenes ihm so reichlich darbietet, und diese so wenig als möglich ihm verkümmert, mit Lustigkeit, unbekümmert, ob es eine Weisheit auf Erden gibt, die diese Lustigkeit durch höhere Würze veredeln könne. — Höher treibt es ja anjetzt nirgends die höhere Kultur — oder gar eine ernste, finstere Weisheit, die dieser Lustigkeit selbst vorzuziehen wäre, für die uns denn doch der gütige Himmel, solange er seine Sonne über uns scheinen und seinen Mond um uns leuchten läßt, alle in Gnaden bewahren möge. Die ihr bisher am ernstlichsten und redlichsten nachgegangen sind, haben's am Ende doch nur zu der Überzeugung gebracht, daß wir mit allen unseren hohlen Grübeleien und mit all unserm genußlosen Kunsttreiben recht schlechte Staats- und Weltbürger geworden und erst wieder Kinder werden müssen, um von vorne an, rein aus uns selbst, die bessere Menschheit hervorgehen zu lassen, um so auch wirklich etwas Reelles zu werden, nachdem wir lange genug geschienen haben. Diese reinen, guten Kinder findet nun der edle Pestalozzi und Fichte hier sicherer und im ganzen Volke lebend, als irgendwo in der Welt; und so wird diesem auch der kleine Schritt vorwärts, den der Mensch hier auf Erden doch nur tun kann, wie stark er auch den Anlauf nehme und den vermeinten Meistersprung tue, leichter und gemütlicher werden, wenn das letzte Glück oder die erste, bittere Not sie dazu antreiben wird. Diese möge das gute Geschick noch lange von ihnen abhalten, damit das wohltätige Himmelsauge doch noch irgendwo ein gemütliches, lustiges Volk auf Erden erblicke, das seinen alten, guten Wohlstand froh und ruhig genießt.

Daß es aber zu keiner Zeit an gelehrten und talentvollen Österreichern gefehlt hat, und es auch jetzt Männer von

ausgezeichnetem Verdienst in jedem Fache des Wissens und des Genies gibt, weiß jeder, der nur einigermaßen mit der deutschen Literatur bekannt ist; und daß man in jedem guten und großen Kreise der Gesellschaft Männer von echter und gründlicher Bildung aus allen Ständen findet, kann keinem Fremden, der das Glück hat, wie ich, Gesellschaften aus allen Ständen in großen und kleinen Zirkeln versammelt zu sehen, verborgen bleiben. Wer aber das Bedürfnis fühlt, mit allen von allem zu sprechen, wenn auch nur auf die flachste Weise kritisch und historisch, der muß hier freilich oft empfindlichen Mangel leiden.

Daß es in der ganzen Nation aber ein schönes Kunsttalent zu einer so feinen, ätherischen Kunst, als die Musik ist, häufig gibt, ist doch auch gewiß kein unbedeutender Charakterzug; und sollte dieses Kunsttalent auch wirklich mit dem Besitz der sogenannten höheren Geistesfähigkeiten so unvereinbar sein, wie es in einzelnen Virtuosen häufig erscheint, so wäre doch noch sehr die Frage, welches Volk hier auf Erden glücklicher daran wäre, dieses, im Besitze eines so erfreulichen Kunsttalents, oder ein anderes zu der überall unbefriedigenden und unbefriedigten, höheren Geisteskultur fähigeres Volk. Selbst der strenge Weise wird, wenn der empfängliche, sinnliche Mensch noch nicht ganz in ihm untergegangen ist, an einem schönen, großen Kunstwerke, oder auch wohl nur an einem schönen, echten Volksliede, das den Zustand eines rein menschlichen Gemüts froh oder rührend ausspricht, beglückenderen Genuß haben, als an der Auflösung eines Problems in einer Wissenschaft, von welcher am Ende er sich wohl selbst gestehen muß, daß sie auf einer willkürlich angenommenen Basis beruht. Er müßte denn der Erfinder des Weltsystems sein, und dadurch eben auch den höheren Zustand seines Gemüts, den ganzen höheren Menschen in sich befriedigen. Auf Gemüt

und Geist beruht alles wahrhaft Beglückende für den Menschen; wenn man nun aber nur zu häufig an neueren Nationen erkennt, daß gerade diese beiden erwärmenden und leuchtenden Sonnen im Menschen da am meisten untergegangen oder doch verdunkelt worden sind, wo die Wissenschaften am häufigsten in die Breite getrieben und für die der Gründlichkeit und des höheren Aufschwungs gleich unfähige Menge so recht populär verarbeitet wurden, in Säftchen und Pülverchen, in Pillen und Bonbons der unverständigen Menge von ehrlichen und listigen Quacksalbern und Marktschreiern treufleißig dargeboten und beigebracht, so möchte man das glückliche Volk doch segnen, das dereinst von seinen Pflegern, die wenigen bleibenden Resultate jener wissenschaftlichen Apotheker und Zuckerbäcker erfahren wird, unbeschadet seines kindlich frohen Gemüts und Lebens.

Ein schönes Kunsttalent habe ich hier wieder in einem fünfzehnjährigen, jungen Menschen kennen gelernt. Es ist der Sohn[1]) des Oberbauinspektors Cerrini,[2]) der mir letzt in einer kleinen, veranstalteten Morgenmusik Rodeschе[3])

1) Franz von Cerrini de Monte Varechi, den die „Vaterländ. Blätter, 1808, S. 53" unter den ausgezeichneten Dilettanten für Violine anführen, starb bereits am 9. Mai 1810 im Alter von 18 Jahren an skrof. Tuberkulose (s. Totenprot. d. Stadt Wien; Verlassenschaftsabhandlung sub Landrecht Fasz. V, Nr. 113 ex 1810). Über sein Spiel berichtet auch die Allg. Musik. Ztg. Leipzig, 1807, Dezemb. Sp. 185.

2) Franz von Cerrini de Monte Varechi d. Ä., geb. zu Olmütz um 1746, war, als er am 21. Mai 1827 im Alter von 81 Jahren starb, k. k. pension. nied. österr. Civilbaudirektor u. Rat der k. k. Akademie der bildenden Künste und verwitwet. Seine Gattin Maria Anna war ihm schon im J. 1805 (vgl. sub Landrecht, Fasz. V, Nr. 98 ex 1805) im Tode vorangegangen, sowie sein einziger Sohn s. ob. (vgl. Totenprotok. d. Stadt Wien; Verlassenschaftsabhandlung sub Landrecht, Fasz. V, Nr. 102 ex 1827).

3) Pierre Rode (1774—1830), französischer Violinvirtuose, spielte

Sachen und auch eigene schwere Variationen auf der Violine mit großer Fertigkeit und Reinheit hören ließ. Im Schwierigen und Glänzenden kann der junge Mann gewiß das Höchste erreichen. Ob auch im Bedeutenden und Rührenden, das wird wohl, wie bei allen frühen Kunstmännern, die erste Liebe erst entscheiden. Diesem pflegt nichts mehr entgegen zu stehen, als der Zwang und die Anstrengung, durch welche solche frühe Virtuositäten meistens hervorgebracht werden, und nicht oft geht aus dem Wunderkinde ein Wundermann hervor, wie Mozart, der schon im siebenten, achten Jahre ein großer Klavier- und Violinspieler war.

In einem großen Konzert beim Fürsten Lobkowitz haben wir wieder das in einem Fürsten so seltene, ausgezeichnete Talent des Erzherzogs Rudolph bewundert. Die schwersten Konzerte von Beethoven und Sonaten von Prinz Louis Ferdinand spielte der Erzherzog mit großer Besonnenheit, Ruhe und Genauigkeit. An demselben Abend hörten wir auch den dritten Akt von Zingarellis[2]) Oper Romeo und Julie, der so viel Rührendes und Pathetisches hat, von der schönen Fürstin Kinsky und dem Fräulein von Goubau[3]) singen, und ich habe fast nie zwei schönere Stimmen zusammen gehört. Die Stimme der Fürstin hat besonders in der Tiefe einen weichen, vollen, echt italienischen Klang, die der Fräulein von Goubau ist eine der größten, stärksten Stimmen, die ich kenne. Ausdruck und Vortrag gelang auch ihr in dieser Musik mehr als in anderen Sa-

1813 auch in Wien (s. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens l. c. I, S. 236 f).

2) Nicolo Zingarelli (1752—1837), berühmter Komponist, genannte Oper ist sein bestes Werk.

3) Diese Oper scheint von der Baronesse Goubau bevorzugt worden zu sein (vgl. I, S. 150, Anmerkung 1).

chen, die ich bereits von ihr hörte. Es war ein reizender hoher Genuß, die beiden herrlichen Stimmen in so schöner Vereinigung zu hören.

Auch der Erzherzog Ferdinand,[1]) Bruder der Kaiserin, besucht die Konzerte des Fürsten Lobkowitz, scheint aber kein großer und ruhiger Teilnehmer an der Musik zu sein. Es ist wirklich rührend und erfreulich zu sehen, mit welchem freudigen Gefühl und eifrigem Bestreben die hiesigen größten, fürstlichen Familien die kaiserlichen Prinzen bei sich empfangen, und wie wohl es diesen, von allem Prunk und aller Steifheit entfernten Herren in dem Familienkreise solcher Häuser am runden Tcetische wird. Selten wird man eine so allgemeine heiße und treue Anhänglichkeit an das regierende Haus finden, als hier von den obersten Ständen bis zu den geringsten ganz allgemein und in allen Menschen lebt.

Das adelige Liebhabertheater besuchen die Erzherzöge auch und nehmen recht herzlichen Anteil daran. Zuletzt sah ich das breite Schauspiel, Lorenz Stark nach Engel,[2]) sehr gut dort aufführen; es war fast durchgängig gut besetzt. Nur ist das Stück zu lang und noch breiter als lang. Mich wundert es oft, daß man zu solchen Vorstellungen nicht lieber kleine, freie, lustige Stücke wählt, die allen, auch den Spielenden, noch mehr Unterhaltung und Freude

1) Erzherzog Ferdinand Karl Josef von Österreich (1784—1850), Feldmarschalleutnant, zeichnete sich 1805 im Feldzug gegen Napoleon aus.

2) Johann Jakob Engel (1741—1802) Pädagoge und Schriftsteller. Sein Roman: „Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde (Zuerst in Schillers Horen 1795, 4. Bd. u. 1796, 8. Bd. erschienen), Berlin, 1801, 8°" wurde von F. L. Schmidt 1804 für die Bühne bearbeitet, s. Goedeke, 2. A., 5. Bd. S. 473 f. Engel stand mit Reichardt in Beziehungen, vgl. seine Schrift: Über die musikalische Malerey. An den kgl. Kapellmeister, Herrn Reichardt. Berlin, 1780, 8°.

gewähren würden; oder edle, echte Kunstwerke, wie Goethes Tasso und Iphigenia, die man auf öffentlichen Theatern nicht sehen kann, oft auch nicht sehen mag.

Der Lorenz Stark erinnerte mich an eine pikante Szene, die ich einst mit Lessing und Engel in Berlin erlebte. Lessing kam damals aus Italien, und während seiner Abwesenheit war der Philosoph für die Welt von Engel erschienen, und eben in einem der letzten Stücke[1]) eine strenge Kritik gegen Lessings Emilie Galotti, von der ich mir jetzt nur so viel erinnere, daß der letzte Akt als nicht hinlänglich motiviert getadelt und gesagt wurde, man könne zu dem Stück auch einen anderen fünften Akt machen. Lessing fand dieses Stück des Philosophen für die Welt in Engels Gegenwart auf dem Tische liegen, las die Kritik und lobte sie; fügte aber hinzu: einen anderen fünften Akt, mein lieber Engel, will ich aber zu jedem Stücke machen; ja geben Sie uns, welches Stück Sie wollen, und ich mache Ihnen auch den sechsten Akt dazu. Engel war damals sehr ernstlich beschäftigt mit seinem deutschen Hausvater und noch einem früheren Trauerspiel, mich dünkt, der Geißel, einem Sujet aus dem Siebenjährigen Kriege, von dem auch schon längst mehrere Bogen abgedruckt waren; es stieß sich in beiden Stücken nur noch an einzelne Szenen, mit denen Engel nicht zufrieden war, und die er sich nicht zu Dank dialogieren konnte. Wahrscheinlich hat ihm jene Drohung Lessings, der so etwas nicht leicht unerfüllt ließ, die Beendigung jener Stücke noch mehr erschwert, solange Lessing lebte. Hernach nahm seine Trägheit immer mehr zu, und er zerstückelte seinen fertigen Hausvater sogar zu einer Erzählung für die Horen[2]): den Lorenz Stark, aus welcher

1) S. J. J. Engel, Philosoph für die Welt. Lpzg. 1775, 1, 137 f., also nicht in einem der letzten Stücke.
2) S. I, S. 288, Anm. 2.

Herr Ziegler[1]) nun wieder ein Schauspiel gemacht. Als Charakteristik hat es gewiß seinen großen Wert; Engel hat den Charakter des deutschen Bürgers sehr wohl aufgefaßt und durchgeführt, und besonders ist der Hang im deutschen Hausvater, bei den besten Absichten und Handlungen für das Wohl der Seinen, durch Launen und beißende Stichereien alle seine Wohltaten zu vergällen, sehr bedeutend.

Mein zweiter Akt der Bradamante ist auch vollendet, und wir haben ihn letzt bereits beim Fürsten Lobkowitz mit gleich gutem Erfolg probiert. Das Diner nachher, bei welchem viele Künstler, auch der brave Beethoven, zugegen waren, war eines der heitersten, das ich hier erlebt habe.

Der vortreffliche Violoncellist des Fürsten, Herr Krafft, hat jetzt, da das erste Abonnement von Schuppanzigh zu Ende ist, wieder ein solches wöchentliches Quartett auf Subskription eröffnet, und es freut mich sehr, daß dieser angenehme Genuß mir auch für die Zukunft bleibt. Es wird aus lauter anderen braven Künstlern bestehen und dadurch auch die Annehmlichkeit der Abwechslung und Mannigfaltigkeit haben. Doch an dieser fehlt es hier nicht leicht; hier hat jeder Tag und fast jede Zeit des Tages ihre angenehme, musikalische Unterhaltung von sehr verschiedener Art, und ich habe mir, nach meinem ersten Sommeraufenthalte in Wien, gewiß nicht vergeblich das Vergnügen gewünscht, auch einmal einen Winter hier verleben zu können. Reicher und angenehmer habe ich noch keinen Winter meines Lebens verlebt, so sehr mich auch das Glück in mehreren der ersten Länder Europas begünstigte.

1) Reichardt meint offenbar den Schauspieler und Theaterdichter Friedr. Jul. Wilhelm Ziegler (1759—1827), irrt sich aber damit, denn das Schauspiel nach Lorenz Stark ist, wie oben gesagt, von F. L. Schmidt. Von Ziegler ist keine Bearbeitung bekannt (s. Goedeke, 2. A., 5. Bd. S. 291 f.).

Dreiundzwanzigster Brief

Wien, den 2. Februar 1809.

Das herrlichste Frühlingswetter,[1]) welches uns ein starker Regen gebracht, hat mich in den vergangenen Tagen oft aus der Stadt gelockt. Fast rund um die eigentliche, alte Stadt Wien, die dem Umfange nach kaum den sechsten Teil von dem Raume einnimmt, den die sehr weitläufigen Vorstädte anfüllen, mit denen sie rund umgeben ist, kann man auf den Wällen und Basteien der alten Festungswerke sehr angenehm zu Fuße promenieren, und um so ungestörter, da keine Wagen und Reiter hinaufgelassen werden. Der größte Teil des Weges ist auch sehr gut planiert, und mit Grand überfahren, und wird sorgfältig erhalten. Man hat auch an den meisten Stellen schöne Alleen angelegt, großenteils mit Walnußbäumen bepflanzt, und auf der Hauptbastei, bei der kaiserlichen Burg, wovon sie auch den Namen führt, sind mehrere angenehme Pflanzungen mit anmutigen Zelten und Baracken angelegt, in denen man in der schönen Jahreszeit allerlei Erfrischungen findet. In der Mittagsstunde wird diese Promenade schon fleißig besucht, und bald wird sie der Sammelplatz der ganzen schönen Welt werden.

Auch außerhalb der Tore kann man rund um die Stadt in neu angepflanzten und chaussierten Alleen angenehme Spaziergänge machen, und diese hab' ich in den letzten, schönen Tagen besonders gerne besucht, bis ein neues, großes Schauspiel mich und alle Welt weiter hinaus, bis ans Ende der Leopoldstadt, lockte, wo man eigentlich erst an die große Donau kommt, über welche die lange Taborbrücke geht. Die Stadt selbst, samt ihren übrigen Vorstädten

1) S. Eipeldauer-Briefe 1809, 3. Hft., S. 36: „... Wie wir vorn Eisstoß ein paar Frühlingstäg ghabt haben ..." u. vgl. unten.

liegt an einem Arme der Donau, und zwar an dessen südlichem Ufer. Nur die Leopoldstadt liegt mit den Inseln, welche durch die eigentliche Donau und ihre Arme gebildet werden, auf der Nordseite. Der Prater und der Augarten, zwei herrliche, öffentliche Lustpflanzungen, zu deren Genuß ich mit allen Wienern dem nahen Frühlinge freudevoll entgegensehe, nehmen den größten Teil der Insel ein.

Das schnell eingefallene Tauwetter hat nun das Eis der Donau gebrochen und einen herrlichen, majestätischen Eisgang erzeugt, welcher der Taborbrücke den Untergang droht. Um die Mittagsstunde eilt ganz Wien hinaus, das prächtige Schauspiel anzustaunen.[1] Ungeheuere Eisschollen treiben auf dem gewaltig einherströmenden Wasser herum, und türmen sich wie Hügel in malerischen Gruppen auf. Der Strom muß sehr schnell gebrochen sein und bereits viele Überschwemmungen hervorgebracht haben: denn man sieht Rehe und Hirsche, zum Teil lebend, zum Teil schon vom Eise erdrückt, auf den großen Eisschollen herumtreiben. An dem jenseitigen Ufer, zu welchem der andere Teil der Brücke führt, welche in der Mitte durch kleine Inseln, an die man sie gelehnt, unterbrochen wird, nimmt die Überschwemmung mit jeder Stunde überhand. Eine Landfrau, die sich mit ihren fünf Kindern auf einen alten Baum gerettet, ist von einem braven Brückenmeister mit Lebensgefahr herübergeholt worden. Die Brücke selbst, die von

1) Über diesen Eisstoß, der eine gefährliche Überschwemmung bewirkte, schreiben die „Eipeldauerbriefe, 1809, 3. Hft., S. 20ff." unt. and.: „... der Eisstoß war dasmal ein wirklicher Grobian und hat in die Donaubrucken ein Menge Zahnlucken gemacht... Aber auch d' Rossau und d' Lepoldstadt sind durch den groben Eisstoß überschwemmt worden... Für die armen Einwohner, die durchs Wasser sind ausgränkt worden und für d' armen Hirschen, die durch den Eisstoß z'grund gangen sind, war das freilich kein Komödie, aber für viele Wiener ist das ein lustigs Spektakl gwest."

Holz ist und auf hölzernen Jochen ruht, ist schon stark beschädigt; das Eis hat bereits mehrere Joche fortgerissen und dem Strome freieren Lauf gegeben. Große Massen von Holz und anderen in Masse aufgesetzten Produkten, führt der Strom herbei und vorüber, setzt sie hier und da auf Eisschollen, die wie schwimmende Inseln erscheinen, ab und gibt dem Strome und dem ganzen Ufer, soweit das Auge reicht, eine neue, wilde, malerische Gestalt. Dazu das Rauschen, Rollen, Krachen, dumpfe Brausen des Stroms und des Eises; es ist ganz unbeschreiblich groß und wild.

Der Postenlauf[1]) wird durch den Verlust mehrerer Brükken schon sehr gehemmt. Die Posten müssen große Umwege nehmen, und die Felleisen mit vielen, gefährlichen Anstalten herübergeschafft werden. Fahrende Posten kommen gar nicht mehr hinaus und herein.

Die große und schöne Welt strömt darum fast jeden Mittag in so großer Anzahl hinaus, daß dieses neben der grausigen, schauderhaften Naturerscheinung wieder ein sehr angenehmes, unterhaltendes Schauspiel gibt. Ich habe mich indes dadurch doch nicht abhalten lassen, dem ersten Krafftschen Quartett beizuwohnen[2]) und dort einige schöne Quartette von Haydn, Beethoven und Romberg mit vieler Kraft und Genauigkeit ausführen zu hören; dabei auch die Bekanntschaft eines neuen, sehr braven Violinisten gemacht, der mit großer Fertigkeit und Reinheit einen recht

1) S. Eipeldauerbriefe, l. c. 1809, 3. H. S. 20: „... da werden sich also unsre Postillion, die von Natur so höflich sind, nicht so bald die Kuraschi nehmen, mit den groben Eisschrolln z'kämpfen und sich in ein Schiffl überführn z'lassen."

2) Nach Rosenbaums handschriftl. Tagebuch vom 21. Januar (Sonntag) 1809 begannen die Krafftschen Quartette bei Frau Rittersburg an diesem Tage.

edlen Vortrag verbindet. Krafft selbst singt und spricht auf seinem herrlichen Violoncell, und ich höre ihn noch mit demselben Vergnügen, welches er mir vor einigen und zwanzig Jahren in Berlin gewährte. Diese Quartettmusik, die eigentlich von Wien ausgeht, hat sich hier auch noch am besten erhalten. Bei allen anderen größeren Veranlassungen denkt man doch oft mit Wehmut an jene Zeit zurück, wo unter der Regierung Josephs, der selbst ein Kenner und geschickter Ausüber der Musik[1]) war, die Orchester, wie die Theater, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatten. Damals begnügte man sich aber auch mit einem großen Operntheater und Orchester; jetzt will man beides in allen drei Theatern haben, und das ist durchaus unausführbar. Gewiß hat Wien noch eine hinlängliche Anzahl sehr geschickter Tonkünstler, um aus ihnen ein vortreffliches Orchester zu bilden; so auch gewiß schöne Stimmen und gebildete Sänger und Sängerinnen genug, um eine vollkommene, große Oper haben zu können; beides aber

1) Josef II. hielt regelmäßige Nachmittagskonzerte ab, bei denen außer seinem Bruder Max nur die Quartettmusiker zugegen waren, unter welchen Franz Kreibich (1728—1797) die erste Geige spielte. Als Seele dieser Musik dürfte eigentlich der Kammerdiener Strack anzusehen sein, der die Aufsicht über die Musikalien hatte und stets das Cello spielte, also bei allen Konzerten gegenwärtig war, während die Geiger häufig wechselten. Dies und seine persönliche Stellung zum Kaiser gab ihm das entscheidende Übergewicht. Vielleicht von ihm aus wurde Josefs Abneigung gegen die großen Wiener Meister genährt, da Strack, obschon Mozart ihn in seinen Briefen seinen guten Freund nennt, weder ein Freund Mozarts noch Haydns war. Zu ihm und Kreibich gesellte sich als Dritter im Bunde in seinem Hasse gegen diese Komponisten der dünkelhafte Leop. Koželuch. Immerhin suchte Josef II. sich für ein deutsches Singspiel einzusetzen, ohne sehr vom Glück dabei begünstigt zu sein (vgl. über die Stellung Josefs zur Musik besonders H. M. Schletterer, J. F. Reichardt l. c. S. 324 ff.).

für drei Theater zugleich haben zu wollen, ist eine Anforderung, die überall unausführbar wäre. Unglücklicherweise hat man den Abonnenten aller drei Theater angewöhnt, für ein Abonnement, in einem und in allen drei Theatern, alles, Oper, Operette, Ballett, Tragödie und Lustspiel zu finden, und so kann keins nirgend die Vollkommenheit haben, die alle haben würden, wenn ein Theater für die große Oper und das Ballett, ein anderes für das Trauerspiel und Lustspiel, und ein drittes für die romantisch-komische Oper und Spektakelstücke und Farcen bestimmt wäre. Dazu kommt noch, daß man dem alten Burgtheater, auf welchem man zu jener echten Kunstzeit, wie auf anderen großen Theatern Deutschlands, alles vereinigt und alles vollkommener sah und hörte, daß man diesem, als dem eigentlichen Hoftheater, welches der Hof auf die bequemste Weise und am liebsten besucht, sein altes Recht erhalten will, alles dort zu geben, auch Opern im neuen, romantischen Genre, wozu jenes Theater weder Raum, noch Maschinerie, noch Dekorationen hat. Kann aber in diesem alles gegeben werden — wie? ist nicht die Frage —, so kann es noch weit eher und besser in dem größeren, geräumigeren und besser eingerichteten Theater am Kärntner Tor, und noch viel besser in dem prächtigen, größesten und schönsten Theater an der Wien auch gegeben werden. So wird denn wirklich die ganze Woche hindurch in allen drei Theatern alles zugleich gegeben, und nirgends so, wie es bei der großen Einnahme, bei dem allgemeinen Geschmack und Bedürfnis fürs Theater, so gut geschehen könnte, und für eine so herrliche Kaiserstadt geschehen müßte. Das Schlimmste ist, daß sich Künstler und Publikum bei jener verfehlten Einrichtung an eine mangelhafte, unvollkommene Ausübung gewöhnen, überzeugt, daß sie so nirgends zu erreichen und zu verlangen ist.

Das wunderschöne Duett von zwei Fortepianos bei Streicher haben wir am Sonntage noch einmal genossen, und die kunstreichen Damen trugen es wieder mit derselben Vollkommenheit vor. Wie hätte mir dabei wohl einfallen können, daß ein noch höherer Genuß derselben Art mir so nahe bevorstände, und doch hab' ich ihn eben in so hohem, entzückendem Grade gehabt, daß ich ihn Dir kaum zu beschreiben vermag. Schon längst hatte man mir von der Gemahlin[1]) des Majors von Ertmann

1) Dorothea von Ertmann, geb. Graumann, berühmte Dilettantin im Klavierspiel, ist um 1778 zu Offenbach a. M. geboren und vermählte sich im Mai 1798 (laut Akten des k. k. Kriegsarchives zu Wien) mit Stefan von Ertmann, der 1824 nach Mailand versetzt wurde, wo sie wahrscheinlich im Jahre 1848 starb. Frau von Ertmann dürfte vor 1804 Beethovens Schülerin geworden sein, der sie für ihre Propaganda nachträglich seine „Dorothea-Cäcilia" nannte und ihr 1816 die hochpoetische A-Dur-Sonate Op. 101 widmete, welche Sonate zu allem, was über ihr Spiel und ihre Auffassungsgabe berichtet wird, so ausgezeichnet paßt, daß das Werk als eine Charakteristik ihrer Persönlichkeit gelten muß. Über ihr Spiel liegen mehrfache Urteile vor. Der „Freimütige" sagt schon 1803 (Nr. 58): „unter den Dilettanten spielt die Baronin Ertmann mit erstaunlicher Präzision, Reinheit und Zartheit." Die „Vaterländ. Blätter, 1808, S. 52" schreiben: Freiin von Ertmann übertrifft an Reinheit und Solidität des Spieles manchen Professor." Wilhelm Karl Rust, der ihr Lehrer war, äußert sich am 25. März 1810 (s. Reißmann l. c. 8. Bd. S. 490) in einem Brief ganz begeistert: „Da (bei der Frau von Ertmann) wird immer ganz nach meinem Sinn musiziert. Entweder spielt sie mir eine Beethovensche Sonate vor, die ich wähle, oder ich spiele ihre Lieblings-Fugen von Händel und Bach; oder wir spielen — und zwar am gewöhnlichsten die schöne F-Moll-Fantasie à 4 mains von Mozart und das arrangierte Beethovensche Quintett à 4 mains. Du solltest aber einmal hören, wie das alles exekutiert wird, da darf auch nicht das Geringste fehlen." Einen Besuch bei den Ertmanns in Mailand 1831 beschreibt der junge Felix Mendelssohn in seinen Reisebriefen 1830—1832 (Lpzg. 1861, 1. Bd.), er nennt sie die „angenehm-

STEPHAN BARON ERTMANN

K. K. österr. Oberster

der österr. eisernen Krone 3ter, dann des kais. russ. St. Annen Orden 2ter Klasse Ritter, und Comandant des 4ten Linien Infanterie Regimentes Hoch und Deutschmeister.

mann[1]) vom Regiment Deutschmeister, der in der Nähe von Wien in Garnison steht, als von einer großen Klavierspielerin gesprochen, die besonders die größesten Beethovenschen Sachen sehr vollkommen vortrüge. Ich war also darauf vorbereitet und ging mit großer Erwartung zu ihrer Schwester,[2]) der Gemahlin des jungen Bankiers

sten, gebildetsten Leute, die man sich denken kann, beide ineinander verliebt, als seien sie Brautleute und sind doch schon vierunddreißig Jahre verheiratet. M. erzählt, wie er und die Dame sich einander wechselweise durch den Vortrag Beethovenscher Kompositionen erfreuten, wie dann der General, der nun in seinem großen stattlichen Kommandeurrock mit vielen Orden erschien, ganz glücklich war und vor Freuden weinte und zwischendurch die schönsten Geschichten von Beethoven, wie er abends, wenn sie ihm vorspielte, die Lichtputze zum Zahnstocher gebraucht habe usw. vorbrachte. Die Baronin erzählte, wie sie ihr letztes Kind verloren habe, da habe B. erst gar nicht mehr ins Haus kommen können; endlich habe er sie zu sich eingeladen und als sie kam, saß er am Klavier und sagte bloß: „Wir werden nun in Tönen miteinander sprechen" und spielte so über eine Stunde immer fort, und wie sie sich ausdrückte: „Er sagte mir alles und gab mir auch zuletzt Trost" (s. Thayer-Riemann, Beethoven, l. c. 2. Bd. S. 414ff., 4. Bd. S. 18ff.).

1) Stefan Baron Ertmann, geb. in Leutschau in Ungarn am 1. Mai 1769, tritt am 5. Okt. 1785 von der Neustädter Akademie als Fahnenkadett in die k. k. Armee ein, den 1. Dezemb. 1785 Fähnrich, 1. März 1789 von Ulrich Kinsky zu Wenzel Kolloredoinfanterie transferiert, kommt dann als Unterleutnant 1790 zum Odonellfreikorps, 1797 Kapitänleutnant, 24. Januar 1800 wirkl. Hauptmann, am 1. Sept. 1801 beim 4. Inf.-Regt (Deutschmeister), am 27. Mai 1809 zum 1. Major, 1813 Oberstleutnant, 15. Sept. 1813 Oberst. Er wurde später Brigadier in der Lombardei (seit 1824 zugleich Generalmajor) und starb am 5. Sept. 1835 als Feldmarschalleutnant in Mailand (Akten d. k. k. Kriegsarchives). Er war seit 1798 mit Dorothea Graumann verehelicht und erlegte die Kaution von 4000 fl., die auf seinen Gütern intabuliert war (s. Johann Swoboda, Die Zöglinge der Wiener-Neustädter Militärakademie, Wien, 1870, Sp. 136f.).

2) Anna Maria Edle von Frank, geb. Graumann, starb am 20. No-

Frank,[1]) welche die Güte hatte, mich von der Ankunft der Frau von Ertmann unterrichten zu lassen, um ihre Bekanntschaft zu machen. Eine hohe, edle Gestalt und ein schönes, seelenvolles Gesicht spannten meine Erwartung beim ersten Anblick der edlen Frau noch höher, und dennoch ward ich durch ihren Vortrag einer großen Beethovenschen Sonate wie fast noch nie überrascht. Solche Kraft neben der innigsten Zartheit hab' ich, selbst bei den größten Virtuosen, nie vereinigt gesehen; in jeder Fingerspitze eine singende Seele, und in beiden, gleich fertigen, gleich sicheren Händen, welche Kraft, welche Gewalt über das ganze Instrument, das alles, was die Kunst Großes und Schönes hat, singend und redend und spielend hervorbringen muß! Und es war gar nicht einmal ein schönes Instrument, wie man sie sonst hier so häufig findet; die große Künstlerin hauchte dem Instrumente ihre gefühlvolle Seele ein und zwang ihm Dienste ab, die es wohl noch keiner anderen Hand geleistet hatte. Du kannst Dir denken, wie glücklich es mich macht, daß die edle, hohe Künstlerin einige Zeit hier bleibt und mir erlaubt, sie oft an ihrem Fortepiano zu finden.

Eine angenehme Überraschung hatt' ich auch noch an diesem Fortepiano; ich fand unseren lieben Rust[2]) aus Des-

vember 1838 zu Neuwaldegg bei Wien im Alter von 52 Jahren (s. Verlassenschaftsabhandlung sub Landrecht Fasc. V, Nr. 187 ex 1838).

1) Jakob Ritter von Frank, k. k. priv. Großhändler, Herr und Niederösterr. Landstand, geb. zu Wien, evang. Relig., am 15. März 1828 im Alter von 51 Jahren zu Wien gestorben (s. Todtenprotok. d. Stadt Wien) war verheiratet mit Anna Maria geb. Graumann.

2) Wilhelm Karl Rust, geb. zu Dessau am 29. April 1787, gest. ebd. 18. April 1855, Musiker, studierte in Halle 1805 und 1806 Philosophie und Musik und begab sich 1807 nach Wien, wo er mit Beethoven bekannt wurde und hinsichtlich des Vortrages von ihm lernte. Beethoven selbst lobte sein Klavierspiel, der ihn auch als Musik-

sau da, der seinen Sebastian Bach und Händel in der Nähe einer solchen Künstlerin noch ganz anders übt und spielt, wie schon ehedem. Er weiß diese beiden Kunstheiligen und Kirchenväter fast ganz auswendig und trägt sie mit großer Deutlichkeit und mit weit mehr Bedeutung vor, als ehemals. Er hat seit einem Jahre das Glück gehabt, beider Meisterwerke gemeinschaftlich mit jener großen Künstlerin zu üben (denn auch diese spielt sie meisterhaft), und davon großen Gewinn gezogen. Er hat mich diesen Morgen auch besucht, und ich habe mit ihm eine Szene gehabt, die ich allen jungen Künstlern zum Muster aufstellen möchte. Er erzählt mir, daß es ihm in Wien sehr wohl ginge, daß er mit Unterrichtgeben einige tausend Gulden im Jahr verdiene und damit in Wien mehr habe, als er nach seiner gewohnten mäßigen Weise zu leben gebrauche. Da ich ihn bis jetzt in keinem der mir bekannten, musikalischen Häuser fand,[1]) so fragte ich ihn nach den Familien, in welchen er Unterricht gäbe; und er nennt mir verschiedene von denen mir bekannten, in welchen ich aber nur ganz kleine Kinder wußte. Ich frage ihn verwundernd weiter, wie er so ganz kleinen Kindern schon in der Musik Unterricht geben könne? „In der Musik?" frägt er seinerseits wieder verwundert;

lehrer empfahl, Dorothea Ertmann und Maximiliane Brentano gehörten zu seinen Schülerinnen. Von 1819—1827 war er Organist an der Protestantischen Kirche zu Wien, kehrte sodann in seine Heimat zurück und widmete sich dort nur seiner Kunst und ihrem Unterricht. An Reichardt erinnerte er sich noch in späteren Jahren und erzählte viel von den interessanten Abenden auf Giebichenstein. Er hatte ein ganz enormes, musikalisches Gedächtnis, von seinen Kompositionen hat sich jedoch nur wenig erhalten (s. Reißmann l. c., 8. Bd., S. 489 ff.). Von ihm hat sich noch eine musikalische Korrespondenz erhalten, eines seiner Urteile daraus über Frau von Ertmann s. früh. I, S. 296, Anm. 1.

1) Vgl. dagegen oben.

„nein, in der gebe ich gar keinen Unterricht, die will ich für mich stets gerne mit derselben Liebe üben und genießen, wie bisher. Ich gebe den Kindern Unterricht im Lesen und den ersten Naturkenntnissen, nach der Methode meines Onkels Olivier,[1]) mit dem ich vor ein paar Jahren hierher kam. Musik lieb' ich viel zu sehr, um sie mir durch Unterrichtgeben zu verkümmern; der widme ich alle meine freien Stunden, die ich mir durch jenen Unterricht erwerbe." Ist das nicht recht rührend, gut und weise für einen Jüngling, der eben nicht lange die Universität verließ, auf welcher er sich auch durch seine Kenntnisse in der Mathematik und anderen ernsten Wissenschaften ebenso vorteilhaft auszeichnete, als von Kindheit an durch sein äußerst feines, musikalisches Gehör, mit welchem sein seliger Vater, der würdige Musikdirektor Rust[2]) in Dessau, von den frühe-

1) Ludwig Heinrich Ferdinand Olivier, der Erfinder einer nach ihm benannten Lesemethode, geb. den 19. Sept. 1759 zu La Sarra in der Schweiz, studierte zu Lausanne, wurde 1781 Lehrer an dem Philanthropin zu Dessau und errichtete 1793 eine bald ungemein aufblühende Erziehungsanstalt, die er aber 1801 wieder aufgab, um ganz für die weitere Ausbildung und Ausbreitung der von ihm erfundenen Lesemethode zu leben. Er ist am 31. März 1815 in Wien gestorben (s. Meyers Neues Konv. Lexik. 1866, 12. Bd., S. 291 f.).

2) Friedrich Wilhelm Rust, Violinkomponist, geboren am 6. Juli 1739 in Wörlitz bei Dessau, gest. 28. März 1796 in Dessau, studierte zunächst Jura in Leipzig, folgte aber bald seiner inneren Neigung zur Musik. Sein Fürst, Leopold III. von Anhalt-Dessau, ließ ihn zunächst bei einem Violinisten Höckh in Zerbst, sodann aber 1763 durch Karl Benda ausbilden. Auch nahm er ihn in den Jahren 1765—66 nach Italien mit, wo Rust des öfteren Verwunderung durch sein treffliches Lautenspiel erregt haben soll. 1775 machte ihn Leopold zu seinem Musikdirektor. Die drei von ihm im Druck vorhandenen Violinsonaten zeichnen sich durch Gediegenheit, sowie ebenso tüchtigen als wirksamen Instrumentalsatz aus und gehören unstreitig zu dem Besten, was von deutschen Violinisten im Bereich

sten Jahren des Kindes an, so auffallende Erfahrungen machte, und seine große Leichtigkeit, die schwersten, gearbeitetsten Sachen zu fassen und zu behalten. Von meinem Anerbieten, ihn in mehrere große Häuser einzuführen, wollte der besonnene, junge Mann keinen Gebrauch machen, da er hinlänglich beschäftigt wäre und seine freien Musikstunden auch nicht gerne durch größere Zerstreuungen sich schmälern wollte. Mein Billett zu Krafts Quartetten nahm er aber sehr gerne an, um die schönen Arbeiten Mozarts und Beethovens, die er auch innig liebt und sehr gut vorträgt, dort auf eine angenehme Weise zu genießen. Ich habe lange keine Erfahrung bei jungen Leuten gemacht, mit denen ich mich überall so gerne abgebe, als diese heutige. Sie wird Euch gewiß auch freuen, da ihr des braven, jungen Mannes Liebe und Andacht für die alten, italienischen Musikheiligen schon immer so liebtet, wenn er mit Euch und seinem liebenswürdigen Bruder die herrlichen Chöre von Palestrina,[1]) Benevoli,[2]) Leo,[3]) Feo[4]) und Fasch[5]) sang und spielte.

Einen neuen, sehr angenehmen, musikalischen Effekt hab' ich letzt auch in einer frohen, glänzenden Gesellschaft im Henikstein'schen Hause erlebt. Es war eigentlich ein großer

der Violinsonate hervorgebracht worden ist (s. Wasielewski, Die Violine l. c. S. 259).

1) Giov. Pietro Al. P. da Palestrina (1524—1594), berühmter Musiker.

2) Orazio Benevoli (1602—1672), ital. Kirchenmusiker (s. Eitner l. c., 1. Bd. S. 445 f.).

3) Leonardo Leo (1694—1742), italien. Komponist, besonders berühmt durch sein „Miserere".

4) Francesco Feo (1685— nach 1740), neapolitanischer Musiker, für welchen Reichardt an and. Orten ganz besonders eingenommen ist (Eitner l. c. 3. Bd. S. 412).

5) Joh. Friedr. Fasch (1688—1758), deutscher Musiker.

Ball da, in welchem sehr viel schöne, junge Welt sehr lustig, und zum Teil recht schön, tanzte; unter den Tänzerinnen prangte besonders die junge Gräfin Potocka, von deren musikalischem Talent ich Dir wohl schon sprach, durch recht feinen, graziösen, ausgebildeten Tanz. Die trefflichen Söhne[1]) und Freunde des Hauses, die ganz in Musik

1) Adam Adalb. Hönig v. Henikstein hinterließ nach seinen Nachlassenschaftsakten sub Landrecht l. c. im J. 1811 folgende Kinder: Josef, Karl, Johann, Josefa, verehel. Freiin von Ergelet, Theresia, verwitw. von Jonak, eine Tochter Karolina, verehel. v. Körber, war bereits gestorben. Seine Descendenz ist im Weimarer histor. geneal. Taschenbuch, 1912, S. 391, sehr unrichtig angegeben. Ernst Ludwig Gerber in seinem „Neuen hist. biogr. Lexikon der Tonkünstler II, Sp. 655" gedenkt der wöchentlich in Josef v. Henikſteins Hause veranstalteten Konzerte, welchen die ersten musikalischen Persönlichkeiten der Residenz beiwohnten, wie seines meisterhaften Spieles auf der Mandoline und dem Violonzell, auf welch' letzterem er auch als Quartettspieler mitwirkte. Ebenso schreibt das „Jahrbuch der Tonkunst l. c. 1796, S. 71": „In diesem Hause hat die Muse der Tonkunst gleichsam ihren Sitz aufgeschlagen. Außerdem daß der älteste Hr. Sohn wöchentlich ein kleine Instrumentalmusik hält, welche nur aus mitspielenden Personen bestehet, wird das ganze Jahr hindurch alle Abende Gesangmusik hier gefunden, denn da sich ein großer Teil unserer geschicktesten Dilettanten, und selbst viele Künstler vom Metier daselbst versammeln, so ist immerfort Gelegenheit etwas Schönes zu hören." Ibid. S. 26ff. wird die ganze Familie abgehandelt: a) Josef von H., dieser talentreiche, junge Mann zeichnet sich in mehreren Arten der Musik sehr vorteilhaft aus. Er ist einer der besten Baßsänger unter all unseren Dilettanten. Seine Stimme ist stark und biegsam, zu jeder Modulation geeignet. In scherzhaften, schäkernden und Karikaturstücken kann sich, außer unserm Benucci, niemand mit ihm messen. Dabei hat er noch den großen, musikalischen Vorteil, daß er alles vom Blatte weg liest. Die Mandoline, welche er gleichsam aus ihrer Vergessenheit hervorgerufen hat, spielt er meisterhaft. Das Cello ist dasjenige Instrument, welches er in allen großen Akademien und in Quartetten sehr geschickt traktiert; b) Elise von H. (s. I, S. 281, Anm. 2), c) Josefa v. H., unter den mancherlei Vorzügen, welche dieses Frauenzimmer

leben, obgleich sie alle Familienväter sind und viele schöne, herrliche Kinder haben, formierten selbst das Orchester zu dem Ball, der bis spät in die Nacht dauerte und machten mit vieler Abwechslung eine so unterhaltende Tanzmusik, als kaum zehn dazu bestellte Musikanten hätten hervorbringen können.

Nach dem splendiden Nachtessen eröffneten sie die Szene mit einem allerliebsten, musikalischen Spaß; sie sangen mit acht Männerstimmen, worunter einige recht schöne Tenor- und Baßstimmen[1]) waren, eine ganze Instrumentalsymphonie, die wirklich oft so klang, als hörte man von weitem ein ganzes Orchester. Die Blasinstrumente wurden von einigen mit sehr vieler Diskretion und Feinheit nach dem Effekt nachgeahmt, den sie in der Ferne machen.

An demselben Abend hatte ich auch schon einem eleganten Ball bei dem holländischen Gesandten beigewohnt: denn große und kleine Bälle, und größere Schmausereien als gewöhnlich, worin eigentlich der hiesige Karneval, oder, wie man hier sagt, der Fasching besteht, werden jetzt in allen großen Häusern gegeben, und weit häufiger, als man bestreiten kann, wenn man nicht Gesundheit und guten

schmücken, ist die Musik gewiß nicht der geringste, indem sie diese schöne Kunst auf einen besonderen Grad von Höhe gebracht hat. Sie liest sehr gut, hat einen vortrefflich ausgebildeten Geschmack und obgleich sie keine von den stärksten Stimmen hat, so dringt sie doch in Terzetten, Quartetten, Ouverturen, Chören und Finalen (deren sie sehr viele singt) deutlich durch. Ihre Modulationen und Methoden sind schön, reich und richtig. Dabei hat sie noch den großen Vorzug, daß sie selbst alle Singstücke jeder Art, nicht nur richtig, sondern auch schön akkompagniert und dirigiert; d) Karl von H., spielt zwar Violin und Viola, aber in der Mandoline zeichnet er sich eigentlich aus, welches Instrument er mit vieler Geschwindigkeit, Leichtigkeit, Delikatesse und Geschmack spielt, e) Johann v. H.... er spielt Violine, Viole und fängt nun an Baß zu singen.

1) S. früher I, S. 217 Anm. 2.

Humor aufs Spiel setzen will. Wie es die Damen aushalten, welche die ganze Woche hindurch täglich tanzen und dabei oft trotz den Männern schmausen, immer doch frisch aussehen und lustigen Gemüts sind, das begreif' ich oft nicht. Es ist ein Kerngeschlecht, mit dem es unser nordisches durch Empfindsamkeit und allerlei Ziererei geschwächtes Geschlecht nicht leicht aufnehmen soll.

Der Eisgang dauert fort, scheint aber doch seine höchste Höhe erreicht zu haben. Sein letzter Anblick erinnerte mich durch viele Momente und durch den ganzen Charakter an Lesueurs[1]) herrliches Gemälde von der Sintflut, vor dem ich so manche Stunde in Paris stand und mit jedem Augenblick neues Licht und Leben hineinsah. Der Postenlauf ist gehemmt, selbst die Leopoldstadt steht zum Teil, und der Prater ganz unter Wasser. Die zierliche Brücke des Grafen Rasumowsky über einen Arm der Donau hat das Eis mit fortgerissen.[2]) Große Niederlagen von Baumwolle und Holz werden fortgeschwemmt. Schlimme Nachrichten von großen Überschwemmungen kommen von allen Seiten, besonders von Ungarn ein. Da stehen Dörfer und Städte unter Wasser, daß nur die Turmspitzen hervorragen, und bei Preßburg soll sich die Donau selbst ein neues Bett gemacht haben.

1) Eustache Le Sueur (1617—1655), französischer Maler.
2) S. Eipeldauerbriefe l. c. 1809, 3. H. S. 20: „... der Eisstoß hat sich auch bei uns gar nicht manierlich aufgführt und hat sogar die schöne Rasomofszkische Brucken weggnommen, die von der Erdberggassen in Prater hinüber gführt hat ..."

Adam Albert Hönig, Ritter von Henikstein
Henriette Henikstein lithogr. 1818

Vierundzwanzigster Brief

Wien, den 7. Februar 1809.

Wie schwer es hier hält, die Wohnungen von Privatpersonen auszufragen, und wie selten sie einem Fremden hinlänglich bezeichnet werden, um ihre Zimmer in großen Häusern von mehreren Höfen, rechten und linken, Vorder-, Hinter- und Mitteltreppen mit ihren Gängen und Galerien herauszufinden, davon habe ich eine bittere Erfahrung gemacht beim Aufsuchen der Heldinnen meiner Bradamante, deren Wohnungen mir von so vielen Theaterpersonen und von den Kammerdienern, Kommissionären und Portiers der großen Häuser der Direktoren so oft unzulänglich beschrieben wurden. Endlich habe ich denn aber das Vergnügen doch errungen, die nähere, persönliche Bekanntschaft der Damen Milder, Laucher und Marconi zu machen. Bei jeder von ihnen hatte ich's von neuem zu bedauern, ihre persönliche Bekanntschaft solange verfehlt zu haben. Alle scheinen die ihnen in unserer Oper auch von dem Dichter schon zugedachten Rollen gerne anzunehmen. Collin hat bei der Wahl und Bearbeitung des Sujets die talentvollsten Mitglieder der Oper und das eigene eines jeden Talents stets vor Augen gehabt; ja er hat die Haupttheater selbst und ihre Maschinerien, Dekorationen und Garderoben dabei weise beachtet, und so können wir, bei dem guten Willen, den mir auch die Künstler bezeugen, einen desto sicheren Effekt von der Aufführung erwarten.

Solltest Du wohl glauben, daß ich noch bis jetzt nach der Wohnung zweier lieber Männer vergeblich suche, die mir gleich bei meiner Ankunft das Vergnügen machten, sich unserer früheren Bekanntschaft in Weimar und Halle zu erinnern und mich aufzusuchen? Es ist der Dichter Stoll[1])

1) Josef Ludwig Stoll (1778—1815). Sein Vater, der berühmte

und der Doktor Klinger. Mit dem ersten ging es mir besonders fatal, und die ganze Sache ist zu charakteristisch, als daß ich sie Dir nicht erzählen sollte. Stoll hatte mir das

Arzt Maximilian Stoll starb schon 1787, indem er dem Sohn ein großes Vermögen hinterließ, welches dieser auf ausgedehnten Reisen völlig verbrauchte. In Weimar lernte er Leo von Seckendorff kennen und vereinigte sich mit ihm in Wien, wohin sich beide begeben hatten, zur Herausgabe des „Prometheus", einer Zeitschrift, die wegen des drohenden Krieges nur eine kurze Dauer hatte. Stoll erhielt, nicht ohne Goethes Verwendung die Stelle eines Theaterregisseurs in Wien, worüber die „Briefe eines reisenden Nordländers, geschrieben in den Jahren 1807 bis 1809. Cöln, 1812, S. 297f." schreiben: „Der liebenswürdige launige Dichter Stoll muß sich selbst von der hohen Theaterdirektion gar vieles gefallen lassen, um sich nur Eintausend Gulden Gehalt in Papiergelde zu erhalten, für die er in bestimmten Fristen, ich glaube gar vierteljährig, neue Stücke liefern soll, die er nun freilich nach dem Bedürfnisse der Zeit nicht so leicht liefern kann." Stoll erwirkte sich auch als Sohn des berühmten Arztes von Napoleon eine kleine Pension, verlor aber deswegen seine Stelle und geriet in Dürftigkeit, als bald auch seine Pension ausblieb. Der Ertrag für den ersten Band seiner „Poetischen Schriften, Heidelberg, 1811" ermöglichte es ihm, nach Paris zu reisen, um dort wegen seiner Pension vorstellig zu werden. Aber als der Krieg wieder ausbrach, kehrte Stoll nach Wien zurück und starb in sehr kümmerlichen Verhältnissen (vgl. Goedeke, 2. A., 6. Bd., S. 114; A. Sauer, Goethe und Österreich l. c. 2. T. S. 349f. mit weiteren Literaturangaben). Seine Beziehungen zu Napoleon ließen ihn fast wie einen Landesverräter, zum mindesten verdächtig erscheinen. Ein Polizeibericht vom 17. Sept. 1813 (Polizeiakten Nr. 3418 ex 1813) besagt über Stoll: „Bekanntlich bezieht der sich mit Schriftstellerei abgebende Stoll, Sohn des berühmten Arztes, eine Pension von dem französischen Kaiser, die er sich auf einer Reise nach Paris im J. 1810, man weiß nicht wie, zu verschaffen gewußt hat. — Dieser Stoll kann als eine Person, die im französischen Interesse ist, im Falle einer Feindesgefahr hier nicht belassen werden, die P. O. D. wird demnach denselben im Falle wider besseres Vermuten die Haupt- u. Residenzstadt bedroht werden sollte, von hier hinweg in eine zurückliegende Provinzstadt verweisen."

Haus einer entfernten Vorstadt, in welchem er wohnte, genau genug beschrieben, auch Treppen und Stock und Seite genau angegeben; ich war mehrmals im rechten Hause, im rechten Stock und vor der rechten Tür und konnte ihn dennoch nicht finden. Ich bestand darauf, mich nicht zu irren, und kehrte mehrmals nach dem Hause zurück; niemand wollte aber etwas von einem Doktor Stoll wissen. Endlich kommt auf mein mehrmaliges Erkundigen eine artige, verständige Frau aus derselben Tür, welche zu Stoll führen sollte, die er mir auf das genaueste beschrieben hatte; auch sie frag' ich erst vergeblich nach dem Doktor Stoll: endlich fang' ich ihr an den jungen, blonden Mann mit krausen Haaren, hellen, blauen Augen und etwas wüstem, poetischem Ansehen zu beschreiben, der durchaus bei ihr logieren müßte; und nun erkennt sie ihn, dessen Namen und Titel sie aber nicht wußte, oder ich nicht ganz nach ihrer Weise ausgesprochen haben mochte, und sagte mir: ja, ein solcher habe einen Teil ihres Logis eine Zeitlang bewohnt, sei aber gestern ausgezogen. Wohin? nach dem großen Bürgerspital. Welcher Hof, welche Treppe, welcher Stock, welche Seite, das alles wußte sie nicht. Nun sollt' ich in einem der größten Häuser von Wien, in welchem einige tausend Menschen in zehn bis zwölf verschiedenen Höfen wohnen, deren jeder zehn, zwölf verschiedene Treppen hat, die wieder jede nach vier, fünf verschiedenen Stöcken führt — da sollt' ich mir den gestern eingezogenen Mann herausuchen, den ich mir in dem Zimmer selbst, das er noch gestern bewohnte, mit großer Not kaum hatte ausfragen können. So geht es einem Fremden hier täglich, der nicht einen langsamen, bequemen, meistens müßigen, und seinem Herrn neugierig aufpassenden Lohnbedienten stets zur Seite haben will, der auch oft nicht viel mehr jene Männer und ihre Wohnungen kennt und sich

weniger darum bemüht, sie auszufinden. Solange man im Gasthofe wohnt, wo ein solcher Mensch seine Gesellschaft und Beschäftigung findet in all den Stunden, da man seiner nicht bedarf und seine Nähe nur lästig wird, läßt man sich's wohl gefallen, an ihn gekettet zu sein, in einer Privatwohnung ist es aber unausstehlich. Auch hat man hier mit dem Fiaker die Bequemlichkeit, daß er gewohnt ist, abzusteigen und denjenigen, nach dem man frägt, im Hause aufzusuchen. Es wird aber, besonders in der Kälte, auch leicht wieder unbequemer im Wagen solange sitzen zu bleiben, als selbst auf und abzusteigen und nachzuforschen. Man unterläßt an Ende manchen Gang und Besuch in der trostlosen Voraussetzung, daß man seinen Zweck doch nicht erreiche. Nach mehreren berühmten Künstlern, wie die Herren Zauner, Schönberger[1]) u. a. habe ich so schon mehrmal vergeblich gesucht. Der letzte war auch eben ausgezogen, ohne daß man in seiner alten Wohnung wußte, wohin. Seine schönen Landschaften genieße ich indes desto bequemer und öfterer in dem Hause des Grafen Fries, das mit Kunstschätzen angefüllt ist, und in einigen anderen großen Häusern. Er soll in Begriff sein, nach England gehen zu wollen.

Daß sich die Wiener an übelklingende Benennungen ihrer Straßen und Gebäude nicht stoßen, haben sie mit den Parisern gemein. In mancher anderen, selbst großen Stadt würden es gewiß viele anstößig finden, ihre Wohnung mit

1) Lorenz Schönberger, geb. um 1770 zu Böslau, bekannter Landschaftsmaler, begab sich 1804 nach Paris und wechselte von 1806—1825 beständig den Aufenthaltsort, 1826 war er in Belgien, 1830 stellte er noch in Wien aus, sodann begab er sich nach England, und starb 1847 in Mainz (s. Wurzbach, 31. Bd., S. 128 f.; vgl. K. G. Küttner, Reise durch Deutschland usw. Lpzg., 1801, 3. Bd., S. 232; H. W. Singer, Allg. Künstl. Lexik., 4. Bd., S. 218).

Eingang zum sogenannten Bürgerspital beim Kärntnerthor
Aquarell von Emil Hütter

dem Namen: Bürgerspital zu bezeichnen. Hier fällt das niemand auf. Dieses Haus ist auch keineswegs ein Spital, sondern nur von dem sehr ansehnlichen Fonds eines Bürgerspitals erbaut worden.[1]) Es ist eins der größten, weitläufigsten Gebäude Wiens, in dessen Höfen man sich noch leicht verirren kann, wenn man alles schon sehr gut zu kennen glaubt. Viele, sehr ansehnliche Familien und eine große Anzahl kleiner Familien und einzelner Menschen bewohnen es schon seiner Lage und seiner großen, luftigen, inneren Höfe wegen sehr gerne. Es hat eine Hauptfront nach dem Platze des Lobkowitzschen Palasts, eine andere nach einer der Hauptstraßen Wiens, der Kärntnerstraße; seine beiden Seiten bilden wieder eigene Straßen, die nach anderen Plätzen und nach einem der Haupttheater, und nach dem Palast des Herzogs Albert und der schönsten Basteipromenade führen; seine inneren Höfe bieten mehrere bequeme Durchgänge nach allen Seiten dar und sind mit großen und kleinen Läden allerart, mit Kaffee- und Bierhäusern versehen. — Eben in diesem Bürgerspital wohnt auch ein großer Musikfreund und Kenner, und großer Freund und Verehrer von Beethoven, Herr von Zmeskal,[2]) der selbst ein guter Violoncellist ist, und bei welchem

1) 1876 zum Abbruch bestimmt, stand an seiner Stelle der Kärntnerhof, der jetzt auch wieder durch ein neues Gebäude ersetzt worden ist.

2) Nikolaus Zmeskal von Domanovecz, geb. ca. 1759, war zuletzt Hofsekretär der kgl. ungarischen Hofkanzlei und ist als solcher pensioniert am 23. Juni 1833 in der inneren Stadt (Bürgerspital) im Alter von 74 Jahren als Junggeselle gestorben. Er ist als Violoncellist und Komponist und besonders als einer der unzertrennlichsten Freunde Beethovens seit 1796 bis zu dessen Tod bekannt, ihm verdankt man auch unschätzbare Mitteilungen über den großen Musiker. Sowohl als Musiker, wie als Mensch und Freund stand Zmeskal hoch in Beethovens Achtung. Seine Zimmer im Bürgerspital waren eine lange Reihe von Jahren hindurch der Schauplatz eines Privat-

sich ein neues wöchentliches Quartett für den Sonntagmittag etabliert hat, von dem wir den letzten Sonntag das

Morgenkonzerts, zu welchem nur die ersten Darsteller von Kammermusik und sehr wenige Gäste zugelassen wurden. Hier wurden, nach dem Bruche mit Fürst Lichnowsky, Beethovens Werke dieser Gattung in der Regel zuerst versucht. Verschiedene Schriftstücke von Beethovens Hand bezeugen, welches Vertrauen er auf Z.s musikalischen Geschmack und Urteil setzte. B. überhäufte ihn auch mit grobzärtlichen Kosenamen wie „wohlfeinster Baron, Musikgraf, Baron Dreckfahrer usw." und schrieb ihm die schnurrigsten Briefe. Die ausgedehnte Korrespondenz endete erst mit dem Tod Beethovens. Es ist ganz entschieden, daß Z. auf Beethoven mehr Einfluß zum Guten ausübte als irgendein anderer seiner Freunde, leider war er bereits während der letzten Lebensjahre B.s selbst sehr schwer krank und konnte diesem nicht mehr so zur Seite stehen wie früher (s. Thayer-Riemann, Beethoven, l. c. Reg.). Als Violoncellspieler rühmen Zmeskal die „Vaterl. Blätter, 1808, S. 53" („. . . der mit einem soliden Spiele sehr gründliche Kenntnisse der musikalischen Theorie und Ästhetik verbindet"). Zmeskall hinterließ eine Anzahl ungedruckter Kompositionen, wie aus seinem Testament hervorgeht, und er wünschte, daß die Gesellschaft für Musikfreunde in Wien zwei Quartette (D-Dur und G-Moll), ein Klavierrondo aus E-Dur, wie auch einige für das Violoncell allein mit mehrfacher Begleitung entworfene Sonaten veröffentlichen sollte. Ebenso hinterließ er seine „sogenannten Einschreibbücher, die den größten Vorrat zu seiner Biographie" enthielten, welche er von Josef Sonnleithner geschrieben wünschte, schließlich ein Manuskript über einen Taktmesser, welches dem Hofkriegskonzipisten Josef Weidlich, welcher an der Redaktion teilgenommen, zur Herausgabe anvertraut werden sollte. Davon ist freilich nichts zustande gekommen, doch befindet sich ein Teil der Manuskripte im Archiv der Gesellschaft für Musikfreunde in Wien, dem er auch einige wertvolle Musikinstrumente vermachte. Ebenso besaß er wertvolle Partituren von Haydn, Mozart, Beethoven und Kraus, dem kgl. schwed. Kapellmeister. Über seine eigenen Kompositionen liegen sehr günstige Urteile vor, so sagt Sonnleithner, daß er darin mindestens ein Meister zweiten Ranges war (vgl. Verlassenschaftsakten sub Landrecht Fasc. V, Nr. 119 ex 1833; Todtenprotok. d. Stadt Wien).

erste hatten. Nachdem ein Beethovensches schweres Quintett gut vorgetragen worden war, hatten wir das Glück, von der Frau Majorin von Ertmann eine große Beethovensche Phantasie mit einer Kraft, Seele und Vollkommenheit vortragen zu hören, die uns alle entzückte. Es ist nicht möglich, etwas Vollkommeneres auf dem vollkommenen Instrumente zu hören. Es war ein schönes Streicherſches Fortepiano, das heute zu einem ganzen Orchester beseelt wurde. Streicher hat das Weiche, zu leicht Nachgebende und prallend Rollende der anderen Wiener Instrumente verlassen und auf Beethovens Rat und Begehren seinen Instrumenten mehr Gegenhaltendes, Elastisches gegeben, damit der Virtuose, der mit Kraft und Bedeutung vorträgt, das Instrument zum Anhalten und Tragen, zu den feinen Druckern und Abzügen mehr in seiner Gewalt hat. Er hat dadurch seinen Instrumenten einen größeren und mannigfacheren Charakter verschafft, so daß sie jeden Virtuosen, der nicht bloß das Leichtglänzende in der Spielart sucht, mehr wie jedes andere Instrument befriedigen müssen. Seine ganze Arbeit ist auch von einer seltenen Güte, Würde und Dauer.[1])

Schon den Abend vorher hatte ich das Glück, die Frau von Ertmann in einer großen Gesellschaft bei ihrem Schwager Frank zu hören. Bei dieser war es aber mehr auf den Tanz abgesehen, der bald darauf folgen sollte, und den

1) Das „Jahrbuch der Tonkunst in Wien, 1795, S. 87ff." teilt die Fortepianos in zwei Klassen: die Walterschen und die Streicherschen. „Diesen entsprechen auch die zwei Klassen unserer Klavierspieler. Die eine Klasse liebt einen starken Ohrenschmaus, ein gewaltiges Geräusche, spielt sehr reichtönig" — diesen werden Walterſche Fortepianos empfohlen. Die andere Klasse „sucht Nahrung für die Seele, liebt sanftes schmelzendes Spiel", für diese sind Streichers Fortepianos gemacht. — Ein Walterſches Piano kostete 50—120 Dukaten, der geringste Preis eines Streicherschen war 66 Dukaten.

viele schöne, junge Welt mit Begierde erwartete. Sie hatte also absichtlich nur angenehme, kleine Sätze ausgewählt, um die Neugierde der zahlreichen Gesellschaft zu befriedigen. Aber auch jene spielte sie mit einer Präzision und Eleganz, die eine große Meisterschaft voraussetzt. Diese aber entwickelte sie in jener herrlichen Phantasie, mich dünkt aus Cis-Moll, ganz und in einem erstaunenswürdigen Grade. Ich besinne mich nicht, je etwas Größeres und Vollendeteres gehört zu haben. Dieses große Kunsttalent gehört aber nicht diesem Lande an. Frau von Ertmann ist eine geborene Graumann aus Frankfurt am Main, lebt aber schon seit mehreren Jahren in diesem kunstreichen Lande und zog ihren größten Gewinn von Beethovens Nähe.

Der Tag sollte wieder einmal ganz, von Morgen bis Abend mit Musik angefüllt sein. In der Frühstunde hatte ich schon einem Quartett bei Herrn von Cerrini beigewohnt, wo eine sehr angenehm pikante Klaviersonate mit Violinbegleitung und ein schönes Quintett von Saiteninstrumenten, beides von Ries, exekutiert wurde. Der Komponist spielte selbst das Fortepiano mit vieler Fertigkeit und Zartheit. Der junge Cerrini bewies auch hierbei eine große, sichere Exekution.

Den Abend wurde bei dem Grafen von Apponyi der Geburtstag der schönen Gräfin mit einem feinen Konzert, vor einer edlen, sehr ausgewählten, wiewohl gemischten Gesellschaft aus der großen und feinen Welt, in einem sehr schönen Konzertsaale recht passend künstlerisch gefeiert. Da hört' ich nun wieder einen Liebhaber auf dem Fortepiano, der mich und alle Anwesenden durch seine große Fertigkeit und Sicherheit nicht wenig in Erstaunen setzte. Es war ein junger, ungarischer Graf Amadé.[1]) Er spielte ein sehr

1) Graf Thaddäus Amadé von Varkony, geb. 10. Januar 1784,

Thaddäus Graf Amadé von Varkony

schweres Trio vom Prinzen Louis Ferdinand fast ebenso kräftig und geistvoll, wie der herrliche Komponist es ehedem selbst wohl spielte; und dann noch sehr schwere Variationen, die Herr Ries für ihn besonders komponiert hatte, mit bewundernswürdiger Kraft und Bravour.

Nach ihm hörten wir wieder, auch auf dem Fortepiano, ein junges vierzehnjähriges, musikalisches Talent, das überaus viel verspricht und in Komposition und Ausübung für sein Alter schon viel leistet. Es ist ein Knabe jüdischer Nation, mit Namen Moscheles,[1]) der hier bei Salieri die Komposition studiert. Er spielte uns Variationen von seiner

k. k. Kämmerer, Hofmusikgraf. Die „Vaterländ. Blätter, 1808, S. 52" führen ihn unter den Dilettanten auf dem Pianoforte an, indem sie schreiben: „Das Spiel des Herrn Grafen Amadé hat bei einer fast unglaublichen Geschwindigkeit eben so viele Deutlichkeit als Präzision." Er starb am 17. Mai 1845 und war seit 11. April 1811 mit Gräfin Klementine Taffe vermählt (s. Öttinger, Moniteur).

1) Ignaz Moscheles (1794—1870), berühmter Pianist und Komponist, ein gebürtiger Prager, kam schon als achtjähriger Knabe unter die Leitung der tüchtigen Dionys Weber, ließ sich, kaum 12 Jahre alt, mit großem Erfolg in Prag und Wien hören und fixierte sich endlich in letzterer Stadt. Hier anfangs Schüler von Albrechtsberger besuchte er eines Tages Salieri. Er fand auf dessen Tisch einen Zettel in Lapidarschrift mit den Worten: „Der Schüler Beethoven war da." Dadurch fühlte sich M. sofort angeregt auch bei Salieri zu studieren. Dieser machte den jungen Moscheles zu seinem Adjunkten beim Kärntnerthortheater auf drei Jahre, wodurch er vom Militärdienst befreit wurde. Schon im Jahre 1809 spielte M. mit der Harfenvirtuosin Longhi in einem öffentlichen Konzert zu Wien und wir finden ihn nun bis 1820 in Wien unermüdlich tätig, sei es in eigenen Konzerten, in Wohltätigkeitsakademien oder Augarten-Produktionen. Im Jahre 1816 unternahm er seine erste Kunstreise nach Deutschland, im Jahre 1820 eine zweite größere nach Paris und London, wo er sich 1821 niederließ. 1846 ging er nach Leipzig als Professor am Konservatorium, dort ist er auch gestorben (s. E. Hanslick, Gesch. d. Konzertwesens l. c. 1. T. S. 216 ff.).

Arbeit, die gut gemacht waren, mit recht vielem Ausdruck und präziſem Vortrag. Es ward ihm am Ende auch noch ein Thema aufgegeben, um es auf der Stelle zu variieren, und auch das gelang ihm recht gut. Wenn er damit gleich die Erwartung der geſpannten Geſellſchaft nicht ganz erfüllen mochte — denn wahrſcheinlich erwartete dieſe, recht viele rauſchende Schwierigkeiten zu hören, die bei ſolchen Veranlaſſungen ſo leicht anzubringen ſind und gewöhnlich auch angebracht werden, wenn ſie gleich nicht auf das Thema und deſſen Modulationen gar ſtrenge paſſen —, ſo zeigte er nur gerade in der Art der Ausführung ein um ſo ſchätzbareres Talent zur Melodie. Alle Variationen waren voll Geſang, den er auch mit mehr Empfindung vortrug, als das Alter eines Knaben zu geſtatten pflegt. Wenn dieſes angenehme Talent zur Singekompoſition, mit Weisheit und Gründlichkeit geleitet, ſich ganz ausbildet, ſo kann die muſikaliſche Welt an ihm einen ſehr gefälligen, graziöſen Komponiſten erhalten. Es freute mich daher doppelt, zu erfahren, daß er in die Hände Salieris gekommen, und dieſer ſich an ihm, ganz aus freien Stücken, als ein edler, uneigennütziger Künſtler bewieſen hat und fortwährend beweiſt.

Die übrige Muſik des ſchönen Abends beſtand aus dem Quintett des Fürſten von Lobkowitz, der auch ſelbſt mit anderen geſchickten Dilettanten ein angenehmes Duett und Quartett aus italieniſchen Opern ſang. Dieſe Singemuſik, beſonders aus komiſchen Opern, iſt hier für Konzertmuſiken ſehr im Gange: man hört faſt nichts anderes, ſelbſt in ſolchen kleineren Veranſtaltungen, wo bloß am Fortepiano geſungen wird. Den feinen und innigen Genuß des Liedes, der Romanze und Kantate ſcheint man hier ganz zu entbehren; und doch iſt dies eine der reichſten und intereſſanteſten Quellen für den Geſang. In Italien, beſonders in früheren Zeiten, aber auch wohl noch in ſpäteren, er-

götzten die größten Komponisten sich und ihr feines, musikalisches Publikum selbst durch den Vortrag solcher rein empfangenen und frei ausgeführten Kompositionen, die durch keine Konvention, durch kein Theaterbedürfnis in Form und Ausführung zu leiden hatten. Die schönsten, älteren Kanzonetten, Kantaten und Duetten verdankt die Singemusik jenem weisen Gebrauche, sich immer der Veranlassung und dem Lokale gemäß mit kleineren und größeren Kompositionen zu unterhalten. Die deutsche Kunst ist nun eben ganz besonders reich an jenen kleineren, ihrem inneren Gehalte nach oft sehr hoch stehenden Kompositionen für den stillen, reinen Genuß kleiner Zirkel. Die Wiener Komponisten haben sich zwar weniger damit beschäftigt als andere, doch haben Beethoven und Kanne[1]) in der letzten Zeit auch hierin sehr angenehme und bedeutende Kompositionen geliefert.

Die schöne Königin des Festes durfte leider nicht singen, da ihre zarte Gesundheit von den letzten, häufigen Bällen etwas gelitten hatte.

Wenn ich Dir nun noch sage, daß ich zwischen diesen Morgen-, Tages- und Abendmusiken noch die Freude hatte, der Fürstin von Lobkowitz, die eben ein leichtes, glückliches Wochenbett[2]) verläßt, und ihren liebenswürdigen Töchtern[3]) einige Akte aus Schillers Wilhelm Tell vorzulesen, und abends an einer witzigen, feinen Szene teilzunehmen, die beim Diner der Frau von Arnstein zur Geburtstagsfeier ihrer von allen geliebten Schwester[4]) verabredet wurde,

1) Über ihn im 2. Bd.

2) Am 22. Januar 1809 von der Prinzessin Anna Maria Therese, späteren Gräfin Harrach entbunden.

3) Maria Gabriele, spätere Fürstin Auersperg, geb. 1793, und Marie Eleonore, spätere Fürstin Windischgrätz, geb. 1795.

4) Cäcilia Eskeles s. früher.

so hast Du einen Tag, wie man ihn wohl nur in Wien erlebt.

Aber so auch nur hat das Leben in großen Städten einen reellen Wert. Bietet es nicht die reichen Quellen und vollständigen Mittel zur höchsten Kunstausbildung und mannigfachen Unterhaltung jeder Art dar, so zieh' ich meine stille Heimat, in der ich alles, was ich mir selbst zu bereiten vermag, mit aller Bequemlichkeit genießen kann, für immer weit vor. Jener Reichtum allein kann die großen Unbequemlichkeiten aufwiegen und überwiegen, die das Leben in jeder großen Stadt mit sich führt. Wiewohl Wien auch hierin wieder, durch das nahe Beisammenwohnen fast aller, die eigentlich die glänzende Welt ausmachen, durch die vortrefflichen Polizeianstalten, und die Wohlfeilheit der Kommunikationsmittel und Schauspielpreise, einen großen Vorzug vor allen mir bekannten großen Städten hat. Ich kann hier nicht nur mit den wohl eingerichteten Fiakern, die unglaublich schnell und gut fahren, für ein paar Gulden, mehrere Stunden nach allen Seiten von Wien herumfahren; ich kann selbst für fünf bis sechs Gulden (zwei Taler sächsisch) eine sehr gute Remise auf den halben Tag, vom Diner bis nach dem Schauspiel ganz zu meiner Disposition haben, und bin damit bedient, wie mit meiner eigenen Equipage. Das übermäßige, allgemein eingeführte Trinkgeld für große und kleine Häuser, wie es ehedem in London war, jetzt noch in Hamburg und anderen Städten gebräuchlich ist, fällt hier auch niemand zur Last. Wo man hier auch an Bediente, welche die Mäntel aufheben oder die hohen Treppen hinableuchten, ein Trinkgeld gibt, ist's doch gar nicht der Rede wert.

Wien hat auch noch den großen Vorzug vor allen anderen großen Städten, daß man sich alles Zwanges im Anzuge so weit überhoben hat, als es der Wohlstand und

die gute Sitte nur irgend gestatten. Man kann hier überall in den größten und angesehensten Häusern mit dem einfachsten Frack gehen, ja auch wohl in Stiefeln, sobald es nicht eine elegante, absichtlich zusammengeladene Gesellschaft mit Damen ist. Männer von gewissem Alter und Ansehen oder bekannter schwacher Gesundheit erscheinen aber auch in solchen Gesellschaften ohne Bedenken in Stiefeln. Und auch die anderen haben dazu nur Schuh' und Strümpfe anzuziehen. Von vollkommenem Putz und hofmäßigem Staat ist, außer bei großen Hoffestlichkeiten, hier nie die Rede. Diejenigen, die bei großen Diners auch noch so erscheinen, tun es aus alter Gewohnheit und Vorliebe für die alte, französische Tracht: gezwungen ist niemand dazu. Wer also einmal die gute, englische Sitte hat, seine feine Reinlichkeitstoilette täglich zu machen und täglich reine Wäsche anzuziehen, hat für seinen Anzug hier sehr wenig zu sorgen.

Ist man nun einmal in einer Gesellschaft, so wird man, wie groß und prächtig das Haus auch immer sein mag, durch keine Etikette beengt, die auf irgend einen Unterschied der Stände deutete und sich in Behandlung und Bedienung der Versammelten im mindesten äußerte. Alles versammelt sich in denselben Zimmern, vermischt sich zur freien Unterhaltung nach Gefallen, placiert sich, wie es die Gelegenheit und allgemeine Schicklichkeit gibt, nimmt teil am Spiel oder nicht — auch dieses ist jetzt viel weniger allgemein in großen und kleinen Gesellschaften verbreitet und notwendig als ehemals — und niemand wird in der splendiden Bedienung auf irgendeine Weise zurückgesetzt, oder auch nur durch sichtliche Unterscheidung beleidigt.

Deshalb hat hier aber doch nicht ein ungeregeltes Durcheinanderlaufen aller Stände statt, wie ehemals in Frankreich und besonders in Paris, wo allein die glänzende und

reizende Repräsentation und die Kunst, angenehm zu unterhalten, galt und entschied, und man mit Prinzen und Prinzessinnen, wie mit allen anderen, in der größten Familiarität sein konnte, welches vielleicht mehr als irgend etwas anderes zu dem Unglück des Hofes und des Adels mitgewirkt hat.

Der hohe Adel hält hier etwas und auch wohl recht viel auf seinen Adel, und es ist selbst fremden Adeligen von sehr guten Häusern gar nicht leicht, in ihre inneren Zirkel und Familiengesellschaften zu dringen, oder gar zu einem freien Hausverkehr mit ihnen zu gelangen. Wer wollte das aber auch wohl tadeln? Der Adel ist hier zahlreich und sehr bemittelt, ist also durch nichts gezwungen, wie ehemals der verarmte Adel in Frankreich, sich mit dem bloßen Reichtum, in welcher Gestalt er sich auch zeige, zu vermischen. Warum soll er denn nicht, im Besitz aller Mittel zum frohen, geachteten Leben, der Wahl und Abgeschlossenheit für sich und seinesgleichen genießen, die jeder kluge Bürger, der sein Leben zu ordnen und zu genießen versteht, auch in seinem Kreise, soweit es seine äußere Lage irgend erlaubt, zu erhalten sucht und versteht. Jeder Stand gewinnt unleugbar durch eine weise Abgeschlossenheit an Würde und echtem Lebensgenuß.

Wenn der hohe Adel nur für sich keine Prärogative verlangt und behauptet, die den übrigen Staatsbürgern drükkend und nachteilig werden, und wenn da, wo er sich freiwillig mit anderen Ständen vermischt, und diese seine Annäherung suchen und wünschen, sein Benehmen dem guten Tone gemäß ist, den die gute Gesellschaft von jedem fordert und zu fordern berechtigt ist, wenn in ihr die Freiheit und Behaglichkeit statthaben soll, ohne welche es keine gute Gesellschaft gibt. Jenes scheint hier aber nicht statt zu haben, und dieses findet man bei dem hiesigen Adel in sehr

hohem Grade, und immer sicherer und feiner je höher der Adel ist. Wie oft ich auch Fürsten und Grafen, Minister und hohe Militärpersonen in gemischten Gesellschaften aus allen Ständen gefunden habe, sah ich doch nie von einem einzigen, daß er Zwang und Störung in die Gesellschaft brachte; sie waren vielmehr oft die Seele der angenehmen Unterhaltung und der geselligen Lust und gewiß nicht bloß mit den schönen Damen artig.

Die Damen des hohen Adels mischen sich aber, außer den großen, öffentlichen Veranstaltungen, gar nicht, oder doch sehr selten, mit denen anderer Stände, und das scheint mir auch sehr anständig und zweckmäßig. Die nähere Verbindung unter den Frauen zieht auch die Gemeinschaft der ganzen Familien und Häuser bald nach sich. Jede Frau, wes Standes sie auch sei, kann aber den sittlichen Kreis um sich her, in welchem sie gewöhnlich lebt und herrscht, nicht bestimmt genug abschließen, nicht rein genug erhalten; ihr bringt jede willkürliche Ausbreitung und freie Vermischung Nachteil. Reelle Jugend- und Kunstverbindungen können darin vielleicht allein unschädliche Ausnahmen gewähren.

Dafür aber herrscht hier auch unter den meisten Damen des hohen Adels eine Reinheit und Anständigkeit des Tons, die Achtung und Ehrfurcht einflößt, und die man in früheren Jahren hier weniger allgemein zu sehen gewohnt war. Denn wer Wien vor zwanzig, dreißig Jahren gekannt hat, macht hier leicht die auffallende Erfahrung, daß man jetzt nichts von Damen hört und sieht,[1]) die einen auffallenden Ruf von freier, regelloser Lebensart hätten, wie ehemals, zu der Zeit der strengen Kaiserin und ihrer berüch-

1) Jedenfalls hat Reichardt dabei einigen Damen wie der Bagration (s. früh.) und Lady Fitzgerald (s. früh.) ein Auge zugedrückt, allerdings pflegte sich die Liederlichkeit in der josefinischen Aufklärungszeit offener und ungenierter zu geben.

tigten Keuschheitskommission. Wahr oder falsch galten damals mehrere Damen aus dem höchsten Adel dafür, und das Publikum war unerschöpflich in lustigen Anekdoten von ihnen. Davon hört man jetzt nichts. Auch scheint die Erziehung in großen Häusern wirklich sehr verbessert und veredelt zu sein.

Etwas recht Großstädtisches und von dem ehemaligen Wien auch sehr Verschiedenes ist der Umstand, daß von Verschiedenheit der Religionen hier gar nie die Rede ist, obgleich der Hof gar nicht auf dem vom kühnen Neuerer Josef mit Macht und Gewalt gebrochenen Wege fortzugehen scheint. Der Hof ist vielmehr sehr religiös, und die Geistlichen sollen vielen Einfluß haben. Diese müssen also wohl selbst in den letzten zwanzig, dreißig Jahren ihre Religionsbegriffe berichtigt und gereinigt haben. Gleichgültigkeit, wie die Toleranz so manches anderen modernen Volks ist, scheint es hier nicht zu sein: man hört auch nicht mit Leichtsinn oder gar Spöttelei, wie in Rom selbst so häufig geschieht, von der Religion und ihren Verehrern sprechen. In allem Äußeren aber unterscheiden sich hohe und niedere Staats- und Zivilbeamten von verschiedenen Religionsparteien — deren es in manchem anderen Staate gar nicht einmal geben kann — selbst große Häuser und Familien von verschiedenen Religionen durchaus in nichts. Jeder scheint auch den Glauben und die Meinung des anderen zu respektieren, ohne es ihm für Toleranz anzurechnen, die eigentlich für den denkenden und reinfühlenden Menschen schon eine Beleidigung ist. Eines jeden redliche Gesinnung und Meinung muß dem anderen heilig sein.

Ich weiß nicht, ob Josef durch seine rasche Reformation mehr wollte oder mehr wollen durfte; dieses scheint er aber, soweit mein Erfahrungskreis reicht, erlangt zu haben, so oft man auch selbst Wiener davon sprechen hört,

Andreas Graf Raſumowsky
Nach dem Ölgemälde von G. F. Waldmüller

daß manches von ihm kühn begonnen und auf halbem Wege stehen geblieben, auch wohl gar wieder zurückgegangen ist. In manchem wollte er aber auch wohl, aus großer Vorliebe für sein Vorbild, der Zeit und der Reife seiner Nation zu keck voreilen, oft auch wohl ihr eine, ihrem Charakter heterogene und widerstrebende Kultur einimpfen. Wie wenig aber damit für die echte, gründliche Geistes- und Charakterbildung einer Nation gewonnen ist, sieht man ja jetzt wohl an mehr als einer Nation. Darüber haben denn ja auch neuerlich Männer deutscher Nation so gesprochen, daß unsereiner wohl verehrend schweigen mag.

Fünfundzwanzigster Brief

Wien, den 15. Februar 1809.

Die Tanzluft steigt jetzt hier gegen das Ende des Faschings bis zur Tanzwut, und es ist unbegreiflich, wie jung und alt die täglichen Bälle bestehen können. In den zahlreichsten Familien hört man alle von den Redouten und vom Apollosaal als von gewöhnlichen, nicht zu versäumenden Abenden und spät durchwachten Nächten sprechen, und dabei hält es jedes nur einigermaßen große und besuchte Haus für unausbleiblich notwendig, eigene Bälle für den Kreis seines Umganges und selbst für viele, die sonst nicht in den Kreis gehören, zu veranstalten. Recht große Häuser machen die kostbarsten, glänzendsten Veranstaltungen zu solchen Bällen, die denn auch auf eine bei uns unerhörte Weise rein ausgenossen werden. Ein großer Ball, den die Fürstin Lubomirska[1]) gab, dauerte bis zehn Uhr des anderen Morgens. Ein ebensoglänzender Ball des Grafen Rasumowsky, dergleich darauf folgte, währte bis zum anderen Mittag. Dieser hatte noch dazu bei dem schönen Frühlingswetter, das wir eine Zeitlang wieder gehabt, eine angenehme, phantastische Veranstaltung dazu getroffen, nach welcher man in seinem großen, schönen Lokale in einem Saale tanzte, dessen eine Seite offen ist

1) Jedenfalls Elisabeth Lubomirska, geb. Fürstin Czartoryska (1736—1816), die damals in Wien lebte, ganz von den Traditionen des alten Polen befangen (s. Gr. Lulu Thürheim, Mein Leben l. c. Reg.; La Garde, Gemälde d. Wien. Kongresses l. c. Reg.). „Niemand vermochte besser als sie eine genaue Idee von der fast ans Fabelhafte grenzenden Lebensweise der polnischen Großen zur Zeit ihres höchsten Glanzes zu geben", schreibt La Garde l. c. II, S. 287.) Die Du Montet l. c. S. 406 ff., die ein ausführliches Porträt von ihr entwirft, schreibt unt. and.: „Mme. Rz. avait un goût exquis et une magnificence royale, quoique souvent sans argent."

und den Blick nach einer schönen Gartenpartie hat, die glänzend erleuchtet war. Nun fiel aber kurz vorher wieder recht bittere Kälte ein, so daß wir neuen, völligen Winter haben; dessen ungeachtet hat man die ganze Nacht in jenem poetischen Saale getanzt, und die Musiker haben, in Mäntel gehüllt, in freier Luft gesessen.

So fand ich in einer der letzten, glänzendsten Redoutennächte, als ich frühmorgens aus dem Apollosaal dahinkam, mehrere junge Kavaliere, selbst Damen, absichtlich im größten Zugwinde der Eingänge stehen und umhergehen, um sich von der schrecklichen Hitze, welche sie schon die Nacht hindurch in den Redoutensälen ausgestanden, abzukühlen.[1]) Gesicht und Haare träuften ihnen von Schweiß, und dennoch standen sie im größten Zugwinde, um sich zu erfrischen. Ich habe das zwar wohl auch in früheren Jahren häufig getan und kann es noch tun, ohne mir zu schaden, aber von anderen und mehreren hatte ich's lange nicht gesehen. Von vielen dieser Braven, Unverwüstlichen ward bei der Gelegenheit erzählt, daß sie letzt, während des schrecklichen Eisganges in der schlimmeren Zeit, zum Versuche über die Donau in kleinen Kähnen hin und her gefahren sind. Wenn sie das taten, um Mut und Kraft für die böse, kommende Zeit zu stärken, so ist's wohl gar recht und hoch lobenswert.

Es war wohl drei Uhr, als ich nach der Redoute[2]) kam

1) Die „Briefe des Eipeldauers l. c. 1809. 3. H., S. 5 f." schreiben gerade umgekehrt: „Ei, unser Redutsaal bleibt halt doch immer der König von allen übrigen, und da kenn ich mehr als ein großen Herrn, die von Apollosaal wieder in d' Redut herein gfahren sind, damit s'ein freiere Luft gnossen habn und sich wieder haben ausschnauffen können."

2) „D' Verschwendung, Herr Vetter, ist bei uns noch immer an der Tagesordnung. An faisten Pfingsttag (= Faschingsdienstag) sindt in Redutensaal allein bei 6000 Menschen beisamm gsteckt, und so

und es in beiden, dem großen und kleinen Redoutensaal, so stickend voll und heiß fand, daß es kaum auszuhalten war: die Luft bestand auch nur in einem steten langsamen Auf- und Abwallen durch die beiden recht schön erleuchteten Säle, deren jeder seine stark besetzte Musik hatte, und längs den Galerien und Zimmern, in welchen gespeist und getrunken wurde. Masken waren, im Verhältnis der fünf-, sechstausend Teilnehmer nur wenige und fast gar keine ausgezeichnet schöne. Aber sehr viel schöne, feine und glänzende Anzüge der Damen waren da zu sehen. Besonders eine große Pracht von Schals der schönsten Art.[1]) Manche Dame war von Kopf bis zum Fuß in solche Schals und deren feine Stoffe gekleidet. Da war nun auch, wie im Apollosaal, die vollkommenste Vermischung aller Stände, und es fand durchaus nicht die geringste Absonderung und Distinktion statt.

Verzehrt schien da bei weitem nicht so viel zu werden, als im Apollosaal; die Anstalt und Bedienung ist da auch lange nicht so gut. Im Apollosaal war es den Abend nicht so voll, als die vorigen Tage, das heißt, es waren nicht über viertausend Menschen da, deshalb aber für die Anwesenden nur um so angenehmer. Ich befand mich dort in sehr guter Gesellschaft und genoß die Nacht wirklich aufs erfreulichste in dem schönen, magischen Lokale, unter dem angenehmen Getöne der vortrefflichen Tanzmusik. Auch

warn auch die übrigen Tanzsäl und alle Theater mit Menschen angfüllt . . ." (s. Briefe des . . . Eipeldauers, l. c. 1809, 3. Hft., S. 38).

1) „H. C(lauren). Kurze Bemerkungen l. c., 2. T. S. 34 f." schreibt: „Der wohlfeilste (Schal) kostet jetzt (in Wien) 70 bis 80 Dukaten; sie kommen bekanntlich nicht neu, sondern immer schon etwas getragen aus der Türkei. Eine (Wiener) Dame von irgend feinem Tone behält einen solchen Schal höchstens ein Jahr; dann verkauft sie ihn mit einigen Schaden und schafft sich wieder einen neuen an."

machte ich einige neue Bekanntschaften, die ich bisher verfehlt hatte, von denen ich Dir nur die des braven Barons von Hormayr,[1]) Verfasser des trefflichen österreichischen Plutarchs, nennen will, den ich da in Schlegels Gesellschaft fand. Mehrmal hatt' ich ihn schon vergeblich in seiner Wohnung aufgesucht, die er fast nur zur Nacht besucht, so unablässig ist er im Kriegsbureau beschäftigt. Das ist auch der Fall mit Collin, den man daher auch äußerst schwer bei Tage zu sehen bekommen kann. Indessen macht er mir des Morgens wohl die Freude, mich auf eine Viertelstunde zu besuchen; und der Graf Czernin bringt uns zuweilen an seiner gastfreien, feinen Tafel zusammen. Da wird denn vor oder nach der Tafel jedesmal aus unserer Bradamante gesungen, deren dritten Akt ich nun auch zur vollkommenen Zufriedenheit des Dichters, und, wie es scheint, auch des Grafen, der ein gründlicher Kenner und feiner Kritiker ist, vollendet habe. Es interessiert sich fast niemand eifriger für diese unsere Arbeit, als er, und es ist ein wahrer Genuß, ihm das Neuhervorgebrachte sogleich warm ans Herz zu legen. Er empfindet es nicht nur ganz, er geht auch in die Ideen und Absichten des Künstlers ein. Bei diesen kleinen Versuchen am Fortepiano hab' ich denn auch einige Male an einer sehr liebenswürdigen Gräfin Stadion[2]) und ihrem feinen gefühlvollen Bru-

1) Josef Freiherr von Hormayr (1781—1848), Historiker und Staatsmann, über ihn vgl. die trefflichen Ausführungen in „Karol. Pichler, Denkwürdigk., h. v. E. K. Blümml l. c. I, S. 539 ff." Sein „Österreichischer Plutarch" erschien seit 1807. Hormayr entfaltete damals gerade eine fieberhafte Tätigkeit in Wort und Schrift, um zu beweisen, daß Tirol zu Österreich gehöre, führte die geheimen Verhandlungen mit den Tiroler Führern und entwarf den Plan zur Befreiung Tirols. Am 31. März 1809 ging er dorthin ab, um den Landsturm zu organisieren (s. Karol. Pichler, l. c. I, 333, 600).

2) Entweder Sophie Walpurgis Therese Stadion (1779—1824),

der[1]) gar erfreuliche, teilnehmende Zuhörer gehabt, denen ich das Beste gerne bis zum letzten, lauten Atemzuge hören lasse. Sonderbar ist's aber, daß mir das Singen nie physisch saurer wurde, als hier, und meine Stimme nie weniger frei war. Ob es die Strenge der hiesigen Luft und die unglaublich schnelle und häufige Witterungsveränderung macht? Das große, unruhige Leben hab' ich doch auch in anderen großen Städten getrieben und mich ihm wohl noch mehr hingegeben. Hier bring' ich doch die mehrsten Abende nach dem Schauspiel beim ruhigen Abendtee zu und den ganzen Vormittag, von sieben bis zwölf wenigstens, bei der Arbeit; ist eben keine interessante Musik zur Mittagsstunde zu besuchen, so auch wohl bis zwei, drei Uhr, nach dem die Stunde des Mittags fällt. Die gewöhnlichste ist um zwei Uhr; in großen Häusern, mit Ausnahme einiger wenigen und der fremden Gesandten, die auch wohl später essen, um drei Uhr.

Zu diesen frühen Mittagsstunden paßt aber der späte Anfang des Theaters gegen sieben eben nicht ganz, und ich habe oft bemerkt, daß die galante, genießende Welt mit den Stunden von fünf bis sieben nicht recht wußte was anzufangen. Das Liebhabertheater geht auch so spät an und ist daher auch wegen seiner Entfernung schwer mit den Abendgesellschaften zu verbinden. Indessen haben wir letzt doch einen sehr angenehmen, musikalischen Abend bei dem Fürsten Kinsky noch nach der Vorstellung des Lieb-

später mit Franz Ant. Graf Magnis vermählt oder Marie Anna Walpurgis Stadion (1777—1833), vermählt mit Andr. Florimond Graf Mercy.

1) Jedenfalls Johann Philipp Franz Graf Stadion-Thannhausen (1780—1839), derselbe, den Reichardt (II, S. 55) als Landwehroffizier erwähnt, was obiger tatsächlich war und zwar supernumerärer Hauptmann beim 2. Bataillon der Wien. Landwehr (s. Vaterl. Blätter, W., 1809, S. 104).

habertheaters gehabt. Von diesem wurden zwei kleine Stücke, ganz meinem Wunsche gemäß, sehr angenehm und schön gegeben. Das erste war eine Kleinigkeit aus dem Französischen: das alte Gemälde (dort, glaub' ich, heißt es: le maréchal Catinat); nachher wurde das Waisenhaus gegeben, welches Madame Weissenthurn für diese Gesellschaft recht vorteilhaft zu einem Schauspiel umgeschaffen hatte. Es wurde aber auch so hübsch, so zart, so lebhaft von allen zusammen gespielt, daß ich mit allen Zuschauern die größte Lust daran hatte. Die Gräfin Kuenburg und mein lieber Landgraf von Fürstenberg spielten wieder vortrefflich; aber auch ein junger Fürst Odescalchi[1]) und die Grafen Breuner und Schaffgotsch[2]) spielten überaus gut. Selbst Kinder und junge Leute, die in dem Stücke vorkamen, gingen so gut in den Sinn des Ganzen ein, daß dieses wirklich höchst erfreulich wurde.

1) Wohl Innocenz Fürst Odescalchi (1778—1833), der in den Jahren 1818—1821 Vizepräsident der Gesellschaft der Musikfreunde war, und von dem es bekannt ist, daß er ein großer Theaterliebhaber war (s. Karol. Pichler, ed. Blümml l. c. II, 4, 414; Gräffer, Öst. National-Encyklopädie, 4. Bd. S. 78). Doch wäre dieser damals schon 30 Jahre gewesen, also nicht mehr so jung zu nennen, vielleicht einer seiner Brüder, die bedeutend jünger waren: Hieronymus, geb. 1787, oder Peter, geb. 1789.

2) Die Schaffgotsch hatten stets Interesse für das Theater und unterhielten ein Liebhabertheater zu Warmbrunn (vgl. Heinrich Nentwig, Geschichte des Reichsgräfl. Theaters zu Warmbrunn. Warmbrunn 1896, 8°). Vielleicht Leopold Gotthard Graf Schaffgotsch gemeint, gest. am 24. Januar 1834, der sich um 1816 mit Karl Döbbelin ins Einvernehmen setzte, um in Warmbrunn ein Theater zu errichten (s. H. Nentwig l. c. S. 10ff), auch ein Johann Nep. Graf Schaffgotsch wird genannt, der sein Liebhabertheater 1797 auflöste (s. H. Nentwig, l. c., S. 30). Dem Alter nach (laut Stammtafel bei Wurzbach) könnten noch in Betracht kommen Franz Josef (1785—1843) von der böhmisch. Linie und Josef Gotthard (1767—1844) von der schlesischen Linie.

In der angenehmen Abendmusik beim Fürsten Kinsky spielte der ungarische Graf Amadé mit Seidler und Krafft Trios vom Prinzen Louis Ferdinand sehr schön, und selbst die ansehnlichen, schönen Zimmer, in denen musiziert und nachher in der Gesellschaft von schönen, höchst artigen Damen, bei dem besten zwangloseſten Ton, sehr splendid und fein soupiert wurde, machte den Abend zu einem der angenehmsten, den die größte, reichste Stadt nur immer gewähren kann. Der zweite Prinz von Mecklenburg-Schwerin,[1]) der sich seit einiger Zeit hier aufhält, war auch da; er schien die Fatigue des täglichen und nächtlichen Tanzes auch angreifender zu finden, als die jungen Kavaliere hier. Es ist wirklich zum Erstaunen, mit welcher Dauer und kräftigen Lustigkeit diese das Wesen treiben.

Die letzte Redoute, die auch wieder sehr zahlreich war, zeichnete sich dadurch besonders aus, daß, als mit dem Schlage zwölf der Tanz aufhören mußte, die große Menge sich nach und nach verlor, und von eins bis drei, vier Uhr die elegante, große Welt fast allein da blieb und eine schöne, prächtige Versammlung, eine sich frei bewegende, große Assemblee in dem herrlichen Lokale bildete. Das war wieder ein neuer, recht großstädtischer Anblick für mich.

Ich wünsche den lieben, glücklichen Menschen von ganzem Herzen, daß sie den nächsten Fasching ebenso lustig und freier noch von aller Besorgnis genießen mögen. Mutiger und vertrauensvoller kann man indessen der Gefahr nicht entgegengehen, als es hier geschieht. Alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, sind von der Notwendigkeit des Krieges und von einem glücklichen Ausgange so innig über-

1) Gustav Wilhelm, Prinz von Mecklenburg-Schwerin, geb. am 31. Januar 1782, gestorben (unvermählt) am 10. Januar 1851 (s. Öttinger, Moniteur).

zeugt, daß die täglich zunehmenden, sich jetzt sehr groß entwickelnden Zurüstungen eigentlich eine neue, große Lust mehr für sie sind. Es ist ein hoher Genuß, eine brave, heitere Nation in der hohen Stimmung zu sehen, die sich überall so einfach und naiv äußert, daß man wohl sieht, es ist durchaus keine Überspannung dabei, die für eine plötzliche Erschlaffung besorgt machen könnte.

Man sieht Österreich jetzt mehr als je in seiner vollen Kraft dastehen. Denn wann zeigt sich ein Staat wohl mehr in seiner vollen Kraft, als wenn gute, betriebsame Bewohner eines fruchtbaren, an Hilfsquellen reichen Landes, unter der gerechten und milden Regierung eines geachteten und geliebten Fürsten, mit ihrem Zustande zufrieden, voll Vertrauen, voll Lust und Liebe die Maßregeln der Regierung mit Gut und Blut zu unterstützen streben, wenn die Regierung, einig mit sich selbst, nur das will und anordnet, was zur Erhaltung des glücklich erzielten Zustandes unumgänglich notwendig ist, dieses aber auch ganz will, und mit ganzen kräftigen Maßregeln bewerkstelligt, koste es auch, was es immer wolle — dann zeigt sich ein Staat in seiner vollen Kraft.

In dieser vollen Kraft steht jetzt Österreich mehr als jemals da, so wenig es auch noch vor kurzem den Anschein dazu hatte; es hat seine große, innere Kraft zum erstenmal recht erprobt und angewandt. Widerstand und Druck ward seiner vielleicht erschlafften Elastizität wohltätig.

Kluge und mutige Männer am Ruder des Staats, patriotische Staatsbürger voll Ehrgefühl und Vaterlandsliebe, erwogen nun erst, vielleicht zum erstenmal ganz, die großen, inneren Kräfte des noch nie ganz benutzten, viel weniger, gleich anderen europäischen Staaten, abgenutzten Staats, und setzten mit weiser Übereinstimmung und Anordnung jene Kräfte in Bewegung.

Es ward eine reguläre Armee von vier- bis fünfmalhunderttausend streitbaren Männern, besser, als je vorher, organisiert, gekleidet, bewaffnet, geübt; besser, als je vorher, zum inneren Schutz des Landes eine Landwehr von nahe an zweimalhunderttausend Mann errichtet, und ebenfalls gut organisiert, bewaffnet und gekleidet; zum Schutz der Städte eine Bürgermiliz organisiert, die man sehen muß, um einen Begriff von ihrer Schönheit und militärischen Haltung zu haben.[1]) Tag und Nacht ward zeither und wird immer noch in den Stückgießereien, Gewehrfabriken, Pulvermühlen und Münzen gearbeitet, um die zahlreichen Truppen mit allem Nötigen zu versehen und mit barer Löhnung ins Feld zu schicken. Magazine wurden durch die tätige Teilnahme und kräftige Mitwirkung echter Patrioten auf eine unglaubliche Weise schnell gefüllt; Pferde für die Kavallerie, Artillerie und das Fuhrwesen vollauf herbeigeschafft, und bei dem letzteren eine neue, bessere Einrichtung getroffen. Kein Vorurteil, keine noch so alte, üble Gewohnheit wird geschont, wo es notwendige, reelle Verbesserung gilt. Man sieht an allem, daß diese aus einer Quelle kommen, und alles von einem Geiste angeordnet und mit seltener Kraft in Tätigkeit gesetzt wird. Es wird endlich noch die ungarische, sogenannte Insurrektion (allgemeines Aufgebot) aufgeboten, die nun auch noch einmal hundertundfünfzigtausend Mann stellen und mit allem Nötigen versehen wird. Wenn deren Eifer für die gegenwärtige Unternehmung dem der Österreicher gleichkommt, so müssen sie, bei ihrem kriegerischen Charakter und großen Ruf

1) S. darüber auch Karol. Pichler, Denkwürdigk. ed. Blümml l. c. I, 331 f., 598 f. Am 3., 4. u. 5. März 1809 stellten sich die 6 Wiener Landwehrbataillone in der Stärke von ca. 6000 Mann zur Musterung auf dem Glacis auf, vom 6.—8. März erhielten sie Gewehre usw. und marschierten am 10. März ab.

und Respekt, den sie selbst schon längst beim Feinde haben, einen großen Ausschlag geben. Selten hört man französische Offiziere von den letzten Kriegen sprechen, ohne die Äußerungen großer Achtung für die ungarische Kavallerie zu vernehmen. Die angesehenen Offiziere, die man von ihnen hier sieht, flößen jedem Respekt und Vertrauen ein.

Das alles muß man hier in der österreichischen Monarchie haben entstehen und werden sehen, um daran zu glauben. Ohne Geräusch, ohne Aufbrausen, ohne lauten Enthusiasmus stellte sich jeder, viele vor aller Aufforderung, gab ein jeder alles und mehr als gefordert und erwartet wurde; wie eine heilige Pflicht für Staat, Kaiser und Eigentum tat ein jeder alles, was er vermochte, und konnt' es tun ohne Anstrengung, ja ohne Störung in dem gewohnten lustigen Wohlleben; denn nichts gleicht dem Wohlstande in den österreichischen Erbstaaten. Armut und Elend sind da gänzlich unbekannt; nur der trägste Taugenichts, der durchaus nichts tun wollte, könnte hier in die Notwendigkeit zu betteln kommen. Bürger und Landmann erwerben in den fruchtbaren Ländern und gewerbreichen Städten, bei mäßigen Abgaben zur Erhaltung des Staats, mit mäßiger Arbeit hinlänglichen, ja überflüssigen Unterhalt; alles lebt da wohl, ist anständig bekleidet, wohnt gut und reinlich, genießt das lustigste Wohlleben, das wohl je ein gutes, heiteres Volk genoß. Für das schwache, hilflose Alter, für unbemittelte Kranke, für das zahlreiche Militär sind öffentliche, wohltätige Anstalten in Menge vorhanden, die an Größe, an Ordnung und zweckmäßiger Einrichtung alles übertreffen, was Europa der Art kennt.[1])

Wohl dem teilnehmenden Menschenbeobachter, der in diesem Winter die Kraftäußerungen, den frohen Mut dieses

1) Zuviel des Lobes, der Bankozettelsturz im J. 1811 mußte wohl anders belehren.

Volks beobachten, mitgenießen konnte! Einen erfreulicheren Anblick hat ihm nie ein Staat, ein Volk dargeboten. Alles geschah und nichts unterblieb; das Schwerste geschah mit Lust und Leichtigkeit, das gewohnte Leben ward mit Lustigkeit fortgesetzt.

Mitten in dieser Zeit der höchsten Anstrengung, wie jeder Ausländer glauben mußte, wurden neue Lustbarkeiten erfunden und eingerichtet, kostbarer, als je eine selbst hier in Wien; und nie hatte etwas der Art größeren, allgemeineren Erfolg. Ein Fremder ließ sich einfallen, in einer der entferntesten, ungepflasterten Vorstädte, wohin im Winter ohne Wagen nicht zu kommen ist, einen großen, glänzenden, phantastischen Lustort mit ungeheueren Kosten zu errichten, wie ihn keine andere große Stadt in Europa hat; der Einlaßpreis ward doppelt so hoch angesetzt, als die bisherigen Preise solcher Lustbarkeiten gewesen waren, die Bewirtung so elegant und splendid eingerichtet, daß auch dafür ungewöhnlich hohe Preise angesetzt werden mußten, und dennoch —, man muß den Apollosaal in diesen Monaten mehr als einmal, man muß ihn oft besucht haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen, wie allgemein er besucht wird. Es hat schon mehrere Abende gegeben, wo dieser Lustort mit sieben- bis achttausend Menschen angefüllt war, wovon nicht der zehnte Teil aus Leuten von Stande und der großen Welt bestand. Ganze Bürgerfamilien vom geringsten Stande, Ackerbesitzer und Pächter aus den umliegenden Gegenden mit ihren Familien, ja Bediente und Hausknechte füllen die glänzenden, herrlich dekorierten und erleuchteten, von voller Musik durchtönten Säle und Zimmer, besetzen häufig die zahllosen, großen und kleinen Tafeln und Büfetts, mit dem schönsten, prächtigsten Silbergeräte und den besten, feinsten Speisen und Getränken vollauf angefüllt. So groß auch die Vorräte des

kühnen Unternehmers immer sein mochten, so gab es doch Nächte, in denen am Ende fast nichts mehr zu haben war. Man weiß, daß in einer Nacht für vierundsechzigtausend Gulden Eß- und Trinkwaren verzehrt wurden; die Einnahme für den Einlaß, zu fünf Gulden die Person, belief sich auch über vierzigtausend Gulden, und so ward in der einen Nacht über hunderttausend Gulden (zwischen dreißig und vierzigtausend Taler sächsisch) von dem Unternehmer eingenommen; und das geht immer noch so fort. Wo ist nun wohl die Stadt, das Volk in Europa von so allgemein verbreitetem Wohlstande?

In London und Paris sah man von jeher die höchste Pracht des Hofes, des Adels, der reichen Geld- und Machtmenschen, neben der traurigsten Armut und Dürftigkeit niederer Klassen, ja neben dem scheußlichsten Elende verlassener Notleidenden. In Wien sucht man vergeblich nach einem zerlumpten, ausgehungerten Menschen; begegnet man einem in auffallend schlechter Kleidung, so erscheint er auch mitten unter der wohlgekleideten Menge wie ein Komiker, und ist es auch meist in seiner Sphäre, ist wohl ein lustiger, wohlgenährter Kautz, der lustige Narr seiner Gelage. Alles atmet hier Frohsinn und Lustigkeit; Tausende und aber Tausende drängen sich vom Morgen bis in die Nacht durch die engen Straßen auf und ab; nie aber hört man Zank und Streit oder gar Schlägerei unter ihnen; es laufen zwei gegeneinander, daß es dröhnt, und beide lachen; Püffe und Stöße teilen sich im Gedränge der Menge wie elektrische Schläge mit, und die ganze Menge lacht und macht einen Spaß daraus; sie drängen sich nach den Schauspielen hin um zu lachen und lachen schon in voraus oder kommen im lustigen Gedränge von da her, haben sich dort herzlich satt gelacht und lachen noch gerne auf dem Heimwege. Keiner zeigt die ekle Verach-

tung der lustigen Schwänke, die ihn eben froh unterhalten, wiewohl in anderen Städten selbst die angeblich gebildete Menge die Späße, die sie eben herzlich belacht hat, mit „dummes Zeug!", „kein gesunder Menschenverstand!" hinterdrein belohnt. Tobenden Lärm hört man nirgend bei der größten Menge. Hört man einmal heftig drein fluchen und schimpfen, so sind's meistens Fremde, die man auch bald an ihrem Dialekte erkennt. Wagen rollen die herrlich gepflasterten, stets sauber gehaltenen, die ganze Nacht hindurch, auch beim hellsten Mondschein, erleuchteten Straßen auf und ab; kaum achtet der Fußgänger darauf; er ist sicher, daß ihm der Wagen nicht zu nahe kommt. Nirgend wird man Polizeiveranstaltungen oder Beamte gewahr. Die zahlreichen Polizeisoldaten stehen in unscheinbarer Uniform, unbewaffnet auf den Hauptplätzen und an den Ecken der Hauptstraßen fast unbemerkt, ihr Auge unbeweglich auf die Distanz gerichtet, die einem jeden zur genauen Beobachtung angewiesen ist; ihre Ablösungen geschehen ohne alles Aufsehen und werden kaum bemerkt, von sehr vielen gar nicht. Ihre Waffendepots sind so klug verteilt, daß sie überall leicht zu Waffen gelangen und sich gegenseitig unterstützen können. Die reitenden Polizeisoldaten sind besonders abends und nachts mit ebensowenig auffallendem Geräusch in Bewegung, um überall ein wachsames Auge zu haben. Alles ist so gut voraus bedacht und veranstaltet, wird fast unbemerkt beachtet und gelenkt, so daß Wien vielleicht auch hierin die einzige große Stadt ist, die alle Vorteile einer vollkommenen Polizei genießt, ohne die damit gewöhnlich verbundenen Nachteile merklich zu erleiden.

Vielleicht ist dieses aber auch nur bei einem so gutmütigen, zufriedenen Volke möglich. Man hört durchaus nichts von groben Exzessen; Mordtaten und ihre Bestrafungen

sind hier etwas höchst Seltenes und erregen die größte Sensation. Einem Fremden muß das hier schon auffallen, wie die dicken Weiber der Raitzen, serbischer oder türkischer Handelsleute, mitten durch das größte Volksgedränge und in den kleinsten, entferntesten Gäßchen mit ihrem grotesken Putz von Goldmünzen behangen, ruhig umhergehen. Um den Kopf, um den Hals und die Brust, oft auch um den Leib, sind sie ganz mit Schnüren und Bändern behangen, an denen eine große Menge wirklich geprägter, gangbarer Dukaten und andere Goldmünzen dicht aneinander aufgereiht sind. Ihr ganzer Anzug besteht übrigens aus dick übereinander gezogenen Röcken und Miedern von prächtigem Seidenzeuge und feinem Pelzwerk, die wieder an allen Seiten mit seidenen Tüchern und Bändern behangen sind: so daß ein solches Weib eine ganze galante Trödelbude darstellt. In anderen großen Städten dürfte sie schwerlich so ungestraft auf den gedrängt vollen Straßen und Gassen herumschlendern, wie hier, wo man sie kaum darauf ansieht, viel weniger noch mit gierigen Augen verfolgt. Meistens gehen sie noch obendrein ohne männliche Begleitung.

In den Gasthöfen hat es oft das Ansehen, als könnte man sich nicht genug vor Diebstahl hüten: denn man sieht häufig an den Türen der Fremdenzimmer große, eiserne Vorhängeschlösser hängen, damit der Gast sicher ist, daß kein anderer, als er, den Schlüssel zu seinem Zimmer hat. Aber das liegt wohl mehr an der inneren Einrichtung der Gasthöfe, in denen nicht ein Wirt mit seinen Leuten nach einer bestimmten Ordnung allein die Aufsicht und Bedienung besorgt, und in der großen Menge von Fremden mit häufigem Bedientengefolge, die alle Gasthöfe dergestalt anfüllen, daß sich jetzt recht angesehene Fremde oft in den schlechtesten Gasthöfen mit recht schmutzigen, schlecht ver-

sehenen Zimmern behelfen müssen, ehe sie eine Privatwohnung finden können, die auch fast nicht mehr zu haben ist. Bei manchem Reisenden entsteht aus diesem gewaltigen Gewühle auch wohl schon die Besorgnis, bestohlen zu werden. Ich bin von Anfang an nicht vorsichtiger und besorgter in meinen Sachen gewesen, als gewöhnlich und bin noch nicht um das mindeste gekommen, obgleich ich in meinem Gasthofszimmer häufig verschiedene Gesichter zum Aufräumen und Betten fand, ich mochte den Schlüssel dazu abgegeben haben oder nicht. Meistens wird auch nur der Mißtrauische und übermäßig Sorgsame beraubt.

Anhang

I

Über Triklir erliegt im K. k. Archiv d. Min. d. Inn. in Wien (P. A. Fasc. V/a, Nr. 2687a, ex 1809) folgendes, das ich rein dokumentarisch wiedergebe:

Triklir ist aus Genf, oder der dortigen Gegend gebürtig, dermal Pensionär des k. sächsischen Hofes, bei welchem er lange Zeit als Mitglied der k. Kapelle diente.

Er ist zwischen 54 bis 55 Jahre alt und ist schon dadurch gar nicht zu verkennen, daß er einen Fleck (: Mahl) im Gesichte hat, der dieses beinahe zur Hälfte bedeckt. Sein Anzug ist stets rein und elegant.

In Dresden war er immer in guter Gesellschaft und selbst in Häusern vom diplomatischen Korps zugelassen, hatte auch eine Liebschaft mit der Tochter eines Ministers. Seit zwei Jahren macht er den Gouverneur des jungen Grafen Schall in Wien, in welchem Hause er schon zu Dresden sehr bekannt war. Durch diese Verbindung erhielt er auch jene des Grafen Salmour, der itzt ebenfalls in Wien lebt.

Er spricht fast bloß französisch und hat ziemliche Kenntnisse in der Physik, Mineralogie und Mathematik.

Über seinen Charakter macht ein anderer, der mit ihm viele Jahre umging, folgende Schilderung:

Je ne vous garantirai pas la pureté de ses principes politiques, quoique je ne saurois rien dire même sous le rapport, qui puisse être en sa defaveur. Mais il m'a paru toujours être un de ceux qui font profession de l'indifference. Il ne se prononcera peutêtre jamais ni pour ni contre. Sa maxime est de vivre en paix avec tout le monde, de complaire à tout le monde, d'être l'ami de tout le monde. Vous sentez, que ces gens le sont rarement d'un seul individu. Cependant plusieurs personnes l'ont rapproché sa liaison avec Salmour, qui vous est trop connu pour en perdre un mot.

Prag, den 15. März 1909.

Der pensionierte, k. sächsische Kammermusiker Johann Tricklier, dermaliger Kinderhofmeister bei dem Grafen Schall, soll in Österreich als Kundschafter herumreisen, öfters nach

Ungarn gehen, das Volk übel stimmen und den französischen Gesandten in Dresden davon Bericht erstatten.

Durch hohes Decret vom 2. und vom 22. dieses sind dieserwegen die gemessenen Befehle anher erlassen worden.

Tricklier ist schon ein bejahrter Mann und bezieht vom kgl. sächsischen Hof eine Pension von 600 Thalern als Hofbassist. Tricklier ist von seinem Weibe geschieden, doch stehet er mit der bekannten marchande des modes Anna Friderich[1]) in Dresden in genauer Verbindung, einer Person, die in politischer Hinsicht gar nicht, aber wohl in bankalischem verdächtig sein kann. Mit dieser führt er eine ununterbrochene Correspondenz.

Tricklier kam mit der Gräfin und ihrem Sohn den 1. November 1808 mit anliegenden Pässen hieher und nahm seine Wohnung im müllerischen Hause am rothen Thurme, wo er sich noch befindet.

Schon im Frühjahre des 1808ten Jahres war Tricklier mit seiner Herrschaft in Wien. Er ist schon ein bejahrter Mann und bringt fast den ganzen Tag zu Hause zu, doch wird er besonders von emigrierten Franzosen besucht, deren Namen man bis nun nicht genau in Erfahrung bringen konnte. In besonders genauem Verhältnis scheint er jedoch mit dem Grafen Marschall, Gesandten des Primas vom deutschen Rheinbund zu stehen; indem dieser öfters Abends zu ihm zum Thee kommt. Außer, daß er öfters an die angeführte Friderique (sic) schreibt, weiß man von keinem Briefwechsel.

Er ist im Hause nicht beliebt und wird als ein menschenfeindlicher Mann geschildert. Man hat indessen die Beobachtung gegen ihn eingeleitet ...

Wien, am 29. März 1809.

Außerdem erliegen noch zwei andere Beschreibungen von ihm, die aber völlig dasselbe besagen.

II

Über Ifflands Ablehnung als Hofschauspieler befinden sich nachfolgende Aktenstücke im K. k. Archiv des Minist. d. Inn. (P. A. Fasc. V/a, Nr. 2789a ex 1809).

1) In einem anderen Akt wird sie Frederique Charlotte genannt.

Note
an die g. Hof u. St. Kanzlei.

Die Hoftheaterdirektion stehet mit dem bekannten Theaterdichter und Schauspieler Iffland in Unterhandlung, um ihn für Wien zu engagieren, diese Unterhandlungen sind ihrem Ende nahe. Da nun Sr. M. einige auffallende Gerüchte, die über diesen übrigens gutgesinnten Mann zirkulieren, zu Ohren gekommen sind, so haben mir Allerhöchst dieselben aufgetragen, hierüber nähere Auskunft einzuholen. Man sagt nämlich: Iffland sei ein Anhänger geheimer Gesellschaften und hege eine unmoralische Neigung gegen sein Geschlecht. S. M. wollen daher, daß man nachforschen lasse, in welchem Ruf er in Ansehung dieser Eigenschaften stehe und das Erhobene vorlege.

Da uns solche Aufklärungen vorzüglich nur von Berlin geschafft werden können und dort keine vertraute Personen zu Gebote stehen, so bin ich so frei E. E. zu ersuchen, daß diese Nachforschungen durch den in Berlin befindl. K. k. Gesandten H. Baron v. Wessenberg eingeleitet werden möchten.

Wien, 26. März 1809.

Allerhöchste Resolution.

Vor allem haben Sie nähere Auskünfte einzuholen, ob Iffland wirklich ein Anhänger der geheimen Gesellschaften sei und die gerügte Neigung gegen sein Geschlecht hege, sowie auch in welchem Rufe er in Ansehung dieser beiden Eigenschaften in Berlin stehe, und mir hierüber Bericht zu erstatten. Als ich anno 805, in Geschäften, durch 45 Tage mich in Berlin aufhalten mußte, hatte ich Gelegenheit auch den dortigen Schauspieldirektor Iffland persönlich kennen zu lernen. Ich speiste zweimal an der Table d'hôte mit ihm; schon damals ärgerten sich die wenigen, besser denkenden Menschen über Ifflands scheuslichen Lebenswandel, man versicherte mich, er sei der Sodomie ergeben, es sei sehr zu verwundern, daß ein Mensch, welcher diesem Laster ergeben sei, solche moralische Stücke, als seine Theaterarbeiten sind, verfertigen könne.

Viel Aufsehen machte damals, als er einem jungen Menschen, dessen Namen ich nachtragen werde, der nur ein Schauspieler zweiten Ranges war, ein Benefice zu seiner Einnahme

gab, da sagte man allgemein in Berlin, es käme daher, weil dieser Mensch sich zu seinem Laster gebrauchen ließe.

Es ist auch in Berlin allgemein bekannt, daß Iffland einer der stärksten Anhänger der alldort so sehr herrschenden Maurerey ist.

Wien am 31. März 809. — S. —

Der Anzeiger ist der Euer Excellenz bekannte Socher (?), der unter Sr. Excellenz des Grafen von Kobenzl Leitung der auswärtigen Geschäfte mit Depeschen an den H. Gesandten Grafen v. Metternich auf seinen Vorschlag nach Berlin in Geheim gesendet wurde, welcher ihn durch die Dauer seiner Anwesenheit selbst zu verschiedenen Erhebungen dort verwendet hat. Dem Piquot ist der Hang Ifflands zum männlichen Geschlechte bekannt, was aber dessen Ordensverbindungen betrifft, weicht Piquot aus, eine Antwort darüber zu geben, auf wiederholte Fragen gab er zur Antwort, daß er hiervon nichts wisse, nur setzte er bei, daß Iffland viele Schulden habe, welche die hiesige Theaterdirektion zu bezahlen sich anheischig gemacht habe.

Mir scheint, Piquot ahndet, daß Ordensverbindungen das Engagement Ifflands rückgängig machen dürften, und die preußische Gesandtschaft an ihm einen Attaché verlieren dürfte, da er wohl weiß, welchen Zutritt in angesehneren Häusern sich Iffland verschaffen könne, und wie geneigt sich hiezu der hiesige Adel finden lasse.

III

Über die Pamela Genlis-Fitzgerald befindet sich im K. k. Archiv des Minist. d. Inn. in Wien folgender Polizeibericht (P. A. Nr. 37 ex 1810), den ich vollinhaltlich anführe:

Aus Gelegenheit der in dem hierortigen Berichte vom 8. Jänner d. J. gemachten Bemerkung, daß der französische Senator Comte de Narbonne die Dame Pamela Genlis hier besuchte, langte der hohe Auftrag anher, daß man ihr Benehmen während des Aufenthaltes der Franzosen in Wien beleuchten und darüber Bericht erstatten solle. — Pamela Genlis, welche bekanntermaßen ehedem in London sich aufhielt und

mit dem Herrn Fürsten von Stahremberg in freundschaftlichem Verhältnisse stand, ist nach dessen Abberufung von England mit ihrer Tochter, der Fräulein Fitzgerald nach Wien gekommen. Seit dieser Zeit spielte sie bis zur Ankunft der Franzosen eine eifrige Engländerin und beklagte die vormalige königl. unglückliche Familie von Frankreich, weil sie sich zum Teil als eine natürliche Tochter des Duc d'Orleans selbst darunter zu rechnen schien. — Vor der Annäherung der Franzosen bestellte sie bei dem Grafen Origoni eine Wohnung, welche sie aber die ganze Zeit fast leerstehen ließ, wodurch Origoni großen Schaden erlitt ... Indessen war Mad. Pamela in des Fürsten v. Stahremberg Abwesenheit nicht mehr so strenge gegen die Franzosen und erlaubte mehreren den Zutritt bei sich, unter welchen auch der Herzog Sforza war. — Ihr Benehmen wurde dem Fürsten von St. bekannt und seit seiner dermaligen Zurückkunft aus London soll das gute Einvernehmen gebrochen sein. — Dermal wird sie von einem jungen Manne, den man für einen Engländer hält, auf dem Kohlmarkt im Fassel, wo sie nun wohnt, oft besucht. Man gibt noch an, daß, da ihre Reize zu schwinden anfangen, ihre Finanzumstände sich verschlimmern. Wirklich soll sie dem Grafen Origoni noch die Miete schuldig sein. — Narbonne hat sie nur als ein alter Bekannter ihrer Mutter, der bekannten Mad. de Genlis besucht und ist auch außerdem nicht wieder zu ihr gekommen. —

Wien, den 15. Mai 1810.

IV

Über Elise Bürger, das berüchtigte Schwabenmädchen, befinden sich zwei Aktenstücke im Wiener Polizeiarchiv und zwar Nr. 1031 ex 1807 (siehe a) und V/a ad Nr. 2544/a ex 1809 (siehe b). Beide Male kam sie wegen ihres recht energischen Auftretens mit den Behörden in Konflikt und mußte deshalb die nachstehend abgedruckten Entschuldigungs- oder Verantwortungsschreiben an die Polizeibehörde richten. Im Jahre 1809 soll sie wohlwollend über die Franzosen gesprochen und sich als deren Anhängerin gezeigt haben. Nachstehend ihre beiden Briefe.

a.

Pour Monsieur le Baron de Sardagna lieutenant
Colonel au service de S. M. l' Empereur
à Salzbourg.

Monsieur

Je m'adresse à Vous qui est militaire et ainsi fait par l'ordre de la chevallerie de prêter secours au faible Sexe, pour vous demander satisfaction d'une offense qui m'a été fait par les directeurs du casino. Je suis fille d'un directeur general des magazins et colonel au service du defunt Duc de Wurtemberg, mon epoux était savant et professeur à Göttingen, moi même je suis auteur et etrangère dans cette ville. Avec tous ces titres suffisants pour être admise dans toutes les societés l'on vient m'annoncer que Mr. Ferrari doit me dire avec menagement que je suis exclue du cassino pour demain. Je suis si fortement blessée par cette defense, que je me sens obligée vis à vis de moi-même et du nom celebre que je porte d'insister que je sois invitée de la part des directeurs du cassino pour demain. Je parts vendredi pour Munic et je n'espere pas que le public de Salzbourg soit le seul dont j'eusse à me plaindre.

J'attend une reponse positive jusqu'à demain matin dix heures qui prouvera certainement que ce n'était qu'une Erreure me confondant avec des personnes qui habitent cette ville.

Votre esprit Monsieur m'est un sur garant que vous arrangerès cette affaire désagreable pour une etrangere qui a des droits sur l'hospitalité.

Avec les sentiments et ceux du plus parfait estime j'ai l'honneur d'être Monsieur Votre tres humble serv.
Elise Bürger née B. de Hahn.

Salzbourg de la Weintraube No. 6, le 16. Novemb. (1807).

b.

Auf die mir gemachte Eröffnung wegen einer aus Preßburg gegen mich gemachten Denuncation erwiedere ich Ew. Hochwohlgebohren folgendes:

1. daß ich ohne Paß von der Ungariſchen Hofkanzlei nach Preßburg reiſte, iſt allerdings ein Fehler, allein niemand von meinen hieſigen Bekannten praevenirten mich, daß ich einen

dergl. Paß haben müßte, ich war niemals in Ungarn, wußte es nicht und hoffe daher Entschuldigung. Sobald ich in Preßburg ankam, meldete ich mich bei dem dortigen Stadthaubtmann H. von Kettner, und als dieser mir sagte: Ich könne nicht sicher nach Ofen reisen, ohne einen Paß von der Ungarischen Hof-Kanzlei zu nehmen, so schrieb ich sogleich an Frau von Weißenthurn hieher, um mir diesen zu verschaffen. —

2. Habe ich in Preßburg mich im Hause des Herrn von Landerer, Buchhändler, zum ersten male in einer Gesellschaft befunden, wo sich ein sicherer Herr von Latschni, Hofrichter des Herrn Fürsten von Palfy befand. Ich wurde gebeten über Tische zu declamiren, nachdem vorher den Abend über musicirt und sehr wenig gesprochen worden war; Ich declamirte die Legende von Goethe; als ich in der Mitte des Gedichtes war, sprang der Herr Latschny auf und lachte auf eine unanständige Weise; wenn ich eine Predigt hören will, so gehe ich in die Kirche! rief er aus. Die ganze Gesellschaft staunte über diese Rohheit — ich ungewohnt so etwas zu hören, wenn ich aus Gefälligkeit der Gesellschaft ein Vergnügen mache, hörte sogleich auf und sprach nicht mehr von dem angefangenen Gedicht, indem ich der Gesellschaft sagte: Einmal gestört, kann ich nicht mehr declamiren. — Der Herr von Latschny sagte darauf anzügliche Reden und unter anderen: Nun ich gehe auch nicht hinein, wenn Sie öffentlich declamiren; „Da behalten Sie Ihre zwei Gulden und ich mein Talent, erwiederte ich, und wir sind eines so glücklich als das andere." Die Anwesenden fanden die Antwort treffend und sagten: Nun ist der Latschny gut ausgezahlt von der Frau von Bürger. — Wenige Tage darauf hörte ich von meinen Bekannten: Der Latschny wolle mir den Palfy-Saal zur Declamation verbieten, denn er sei grimmig böse und habe geschworen, sich zu rächen, weil ich ihn so bei Landerer ausgezahlt habe. — Bald darauf erfahre ich, er habe mit dem Herrn Vizigespann Bekanntschaft und dieser habe mich in Wien als eine verdächtige Person denuncirt. Ich lächelte und sagte: In Wien kennt man mich. Ich ward wieder zu Herrn von Landerer eingeladen, und dieser Mann gewis ein guter Patriot! sagte mir: der Latschny soll nie wieder einen Fuß in mein Haus sezen; wäre ich nicht

ein so accreditirter Mann, so würde er auch mir Verdruß machen. Ich spielte darauf im Schauspiel und als man mich applaudirte beim Schluß des zweiten Akts, so pfiffen einige Stimmen dazwischen. — Als ich im dritten Akt herauskam, so applaudirte man mir allgemein dreimal entgegen, und ich ward einstimmig am Ende hervorgerufen: — Ich sagte folgende Worte ans Publikum: „Unser verewigter Schiller sagt in einem seiner Gedichte folgende treffende Worte: Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk, mach es den würdigsten recht, manchem gefallen ist schlimm!!

Der Beifall verdoppelte sich und jedermann sagte mir am anderen Tage: — Rechnen Sie den Preßburgern nicht zu, was so ein elender Mensch wie Latschny gethan, er pfiff und leugnet es nicht, auch hat man es gesehen; Auch haben Sie nun die schönste Satisfaction erhalten, denn jedermann schimpft ihn ins Gesicht aus.

Mit ungemeiner Feinheit kam alsdann der Hr. Stadtrichter zu mir und bat mich nach Wien zu reisen, um einen Paß zu hohlen. — Ich that dies — und erfuhr noch vor meiner Abreise, daß Latschny sich mehrfach gerühmt, er habe sich an mir gerächt. — Hier finde ich dies bestätigt, da mir im Nahmen Seiner Majestät angekündigt wird, die Österreichischen Staaten zu verlassen. Ich gehorche in diesem Augenblick, wo wichtigere Ereignisse Sr. Majestät beschäftigen, sonst würde ich mich selbst zu den Füßen des Monarchen werfen und um Gerechtigkeit gegen einen Verläumder flehen; denn es muß mir erst durch Zeugen bewiesen werden können, daß ich, eine Deutsche, solche Worte gesprochen habe. Kann wohl ein vernünftiger Mensch mir zutrauen, daß ich, die in Österreichischen Staaten Schuz suche und Fortkommen in meiner Künstlerlaufbahn, solche unsinnige Worte reden könnte? Ich behalte mir demnach das Recht vor, sobald ich will und kann diese Sache weiter zu erörtern und ersuche die höchste Instanz der k. k. Ober Hof Polizei dieses ad acta zu legen, damit ich seiner Zeit mich darauf berufen kann.

Mit schuldigster Ergebenheit und Achtung

Elise Bürger geb. von Hahn.

Wien, am 15. Merz 1809.

Verzeichnis der Bilder zum ersten Band

* Bisher unveröffentlichte Originale

1. Joh. Fried. Reichardt. — Ant. Graff pinx., A. H. Riedel sculp., (1814). — K. k. Familienfideikommißbibliothek Vor dem Titel
2. Georg Benda. — Jak. Wilh. Mechau del., Chr. Gottl. Geyser sc. — K. k. Familienfideikommißbibliothek . Vor S. 17
3. Aug. Herm. Niemeyer. — Frz. Gareis pinx., H. Lips sc. — K. k. Familienfideikommißbibliothek . . Vor S. 33
4. Johannes von Müller. — C. W. Bock sc. — K. k. Familienfideikommißbibliothek . . . . . Vor S. 41
5. J. G. Naumann. — Jak. Cresc. Seydelmann pinx., G. W. Hüllmann sc. — K. k. Familienfideikommißbibliothek Vor S. 57
6.* Ferdinand Paër. — Silhouette von Franz Deiwel. — K. k. Familienfideikommißbibliothek . . . Vor S. 65
7. Wenzel Müller. — Nach einer Lithographie von Lavos. — K. k. Familienfideikommißbibliothek . . Vor S. 89
8. Anna Hauptmann, geb. Milder. — E. Fr. Leybold del., Gust. Leybold sc. — K. k. Familienfideikommißbibliothek Vor S. 105
9. Nathan Adam von Arnstein. — Nach einer Lithographie von Frz. Eybl. — K. k. Familienfideikommißbibliothek Vor S. 113
10. Josef Haydn. — Gemalt und gestochen von J. (T.?) Hardy. — K. k. Familienfideikommißbibliothek . Vor S. 121
11. Maria Sophie Fürstin Esterházy v. Galantha. — Joh. Ender pinx., Jos. Kriehuber delin. (1833). — K. k. Familienfideikommißbibliothek . . . . . Vor S. 125
12. Karl Friedrich Klemens Weinmüller. — Aquarell von Bernhard von Schrötter. — Präsident Josef R. v. Franck, Graz. Vor S. 129
13.* Josef Simoni. — Silhouette von Franz Deiwel. — K. k. Familienfideikommißbibliothek . . . Vor S. 137
14. Josefine Killitschgy. — G. Schauer lithogr., Druck v. W. Korn, Berlin. — K. k. Hofbibl. in Wien . Vor S. 153

15. Georg Friedrich Treitschke. — Lithographie von Josef Kriehuber (1830). — K. k. Hofbibliothek, Wien Vor S. 161

16. Katharina Paulowna Fürstin Bagration. — Nach einem Gemälde von Wladimir Borovikowsky. — Portraits russes, 1. Bd. Nr. 49 . . . . . Vor S. 169

17. Michael Youriewitsch Wielhorsky. — Nach einem Gemälde von Rockstuhl (1818). — Portraits russes, 4. Bd. Nr. 181 Vor S. 177

18. Phil. Ferd. Wilh. Graf Grünne-Pinchard. — Lithogr. von Andr. Staub. — K. k. Familienfideikommißbibliothek Vor S. 185

19. Wolfgang Mozart d. J. — Lithographie von Johann Stadler (1846). — K. k. Hofbibliothek, Wien Vor S. 193

20. Alexis Petrowitsch Yermoloff. — Nach einem Ölgemälde von Zakharoff. — Portraits russes, 3. Bd. Nr. 170 Vor S. 197

21. Konstantia oder Josefa Füger. — Friedr. Heinr. Füger sc. — K. k. Hofbibliothek in Wien . . . . . Vor S. 201

22.* Ludwig van Beethoven. — Nach einem anonymen Gemälde. — Schloß Grätz in Österr. Schlesien Vor S. 209

23. Karoline Fürstin v. Kinsky — Aquarell von Moritz Michael Daffinger. — Karl Fürst v. Kinsky, Wien . Vor S. 217

24. Anton Graf Apponyi. — Stich von Nik. de Barabas. — K. k. Familienfideikommißbibliothek . . . Vor S. 225

25. Kathinka Buchwieser, verehelichte Laszny v. Folkusfalva. — Stich von Johann Blaschke. — Städtische Sammlungen, Wien . . . . . Vor S. 233

26. Ignaz Schuppanzigh. — Lithogr. von Bernhard v. Schrötter. — K. k. Gesellschaft der Musikfreunde, Wien Vor S. 273

27. Joh. Nep. Hummel. — Stich von F. Fleischmann, nach F. H. Müller (1822). — K. k. Hofbibliothek, Wien Vor S. 277

28. Johann Andreas Streicher. — Nach einer Photographie der Originalbüste. — K. k. Hofbibliothek, Wien Vor S. 281

29. Stefan Baron Ertmann. — L. S. 1820, gedr. im lithogr. Institut zu Wien. — K. k. Familienfideikommißbibliothek . . . . . Vor S. 297

30. Adam Adalbert Hönig, Ritter von Henikstein. — Lithogr. von Henriette von Henikstein (1818). — K. k. Familienfideikommißbibliothek . . . . . Vor S. 305

31. Eingang zum sogenannten Bürgerspital beim Kärntnerthor. — Aquarell von Emil Hütter. — Dr. Aug. Heymann, Wien . . . . . Vor S. 309

32. Thaddäus Graf Amadé von Varkony. — Lithogr. v. J. Kriehuber (1840). — K. k. Familienfideikommißbibliothek Vor S. 313

33. Andreas Graf Rasumowsky. — Nach dem Ölgemälde von G. F. Waldmüller. — Graf Camillo Rasumowsky (Wien) Vor S. 321

Inhalt

des ersten Bandes

Einleitung . . . . . S. VII
Vorrede des Verfassers . . . . . S. 1

Erster Brief

S. 5—16.

Eisenach. Wilhelmsthal. Schöner Sommerlustsitz der regierenden Herzogin von Weimar. Liebenstein. Ein angenehmes romantisches Bad. Altenstein. Sommerlustsitz der regierenden Herzogin von Meiningen. Der kaiserliche Feldmarschall, Prinz von Koburg. Geheimer Rat von Thümmel aus Gotha. Sonderbare romantische Felshöhle. Fürstliche Geburtstagsfeier der Herzogin von Meiningen in Liebenstein.

Zweiter Brief

S. 17—24.

Gotha. Erinnerungen an die vergangene schöne Zeit und ihre wichtigen Namen: Ekhof, Seyler, Brandes, Koch, Benda, Schweitzer, Zach, Lichtenberg, Jacobs, von der Lühe, Prinz August, Reichard, Spohr, Hildebrandt, Preysing, Schlick, Strina-Sacchi.

Dritter Brief

S. 25—29.

Erfurt. Erinnerungen an den Fürstprimas. Regierungspräsident von der Reck. Weimar. Der Erbprinz.

Angenehme Stadtzirkel. Bertuchs Etablissement. Meyer. Goethe. Fernow. Das Theater unter Goethes Direktion. Demoiselle Jagemann. Strohmeyer. Park. Oberweimar.

Vierter Brief

S. 30—41.

Giebichenstein. Schöne Lage und Aussicht. Halle. Universität. Die Franckeschen Stiftungen, das Waisenhaus und Pädagogium. Kombinierte Schulen. Neue Badeanstalt des Oberbergrat Reil. Tanzsaal. Theater.

Fünfter Brief

S. 42—52.

Weg von Halle nach Leipzig. Das Beygangsche Museum. Das Fregesche Haus. Die Familien Löhr, Tischbein, Müller. Die Pflanzung um die Stadt. Die neue Bürgerschule, ihr Direktor Gedike und ihre Lehrer.

Sechster Brief

S. 53—65.

Weg von Leipzig nach Dresden. Meißen. Schöne Aussicht vom Domturm. Schöner Weg von Meißen nach Dresden. Schöne Einfahrt in die Stadt. Das Japanische Palais. Antikensammlung und Bibliothek. Herrliche Brükke. Italienische Opera buffa. Adelaide von Mayr. Mesdames Caravoglia und Angiolini. Benelli. Mickſch. Babbi. Schuster. Der Westfälische Gesandte, Staatsrat von Dohm. Kabinettsminister von Nostitz. Hofrat Böttiger. Graf von Vitzthum. Oberhofprediger Reinhard. Appellationsrat Körner. Demoiselle Stock. Ma-

jor von Rühle. Primatischer Gesandter, Graf von Hatzfeldt. Fürst Putjatine. Hofmarschall von Racknitz. Baron von Bülow. Graf. Seidelmann. Grassi. Rösler. Neumann.

Siebenter Brief

S. 66—78.

Dresden, verteidigt gegen Herrn von Uklanzki. Charakter der Einwohner und Sachsen überhaupt; ihre Lebensweise. Wahrscheinliche Bevölkerung. Die Singechöre der Schulen. Hartes Urteil mit andern im Kontrast. Selbstgewählte Einsamkeit des echten Kunstfreundes. Beschränkte Ansicht der Kunstsachen. Kleines Sommertheater. Große Ressource.

Achter Brief

S. 79—88.

Weg von Dresden nach Prag. Großer, königlicher Garten. Naumanns schrecklicher Tod. Pirna. Berggießhübel. Grenzzollamt in Peterswalde. Weg bis Aussig. Große Obstkultur. Rückblick aufs frühe Jugendleben in diesem Lande. Lustige Szenen. Vorzug des Fußreisens. Einfahrt in Prag. Zum Erzherzog Karl. Ständisches Theater. Das neue Sonntagskind. Allram. Demoiſ. Müller. Wenzel Müller. Phlegma der Einwohner. Sonderbare willkürliche Verzierung der abonnierten Logen im Theater.

Neunter Brief

S. 89—96.

Prag. Die vornehmsten Paläste und öffentlichen Gebäude. Die Aussicht vom Schloß. Die Universitätsbiblio-

thek. Die Karoliner Universität. Die herrschaftlichen Privatbibliotheken. Die Zeichenschule. Direktor Bergler. Öffentliche Gärten. Die vorzüglichsten, herrschaftlichen Gärten. Handel und Gewerbe. Landkutschen und Boten für den innern Verkehr. Diligencen nach dem Auslande. Etwas über den Adel und Bürger. Madame Duschek. Das Volkstheater. Swoboda. Ein lustiger Tanzkonvikt.

Zehnter Brief

S. 97—115.

Reise von Prag nach Wien. Iglau. Znaim. Kultur und Wohlstand immer zunehmend; weit größer als in Böhmen. Herrn v. C** hartes Urteil über die Böhmen. Riesbecks ganz verschiedenes Urteil dagegen. Zierliche Dörfer. Ankunft zu Wien im Römischen Kaiser. Änderung in der Lebensweise der Wiener. Das Burgtheater. Das Waisenhaus, eine Oper von Weigl. Dem. Milder. Bartholdy. Baron von Arnstein. Frau von Eskeles. Fräulein von Kurzbeck. Baron von Steigentesch. Herr und Frau von Sonnenfels. Fürst Acerenza. Frau von Severin. Schlichtegroll. Volkstanzsaal. Verschönerung der Stadt. Josephsplatz. Statue Josephs des Zweiten von Zauner. Major Schwarz. Graf Finkenstein. Baron von Arnstein. Mozarts Oper. Belmont und Constanze. Madame Campi. Dirzka. Unbequeme Einrichtung der Gasthöfe.

Elfter Brief

S. 116—133.

Glucks Iphigenia in Tauris. Demoiſ. Milder. Carpani. Collin. Seckendorf. Brada mante. Haydn. Beethoven. Salieri. Graf Fries. Hadrian von Weigl.

Dem. Fischer. Dem. Laucher. Vogl. Weinmüller. Don Juan im Theater an der Wien. Dem. Milder. Fürst Lobkowitz. Fürst Esterházy. Herr von Schüller.

Zwölfter Brief

S. 134—161.

Herr von Hartl. Iffland. Graf Palffy. Graf Czernin. Frau von Grotthuß. Fürst Lobkowitz. Wranitzky. Krafft. Graf Grünne. Herr von Hartl und dessen Familie. Vogl. Weinmüller. Treitschke. Signora Caro. Bergassessor Mayer. Gräfin Erdödy. Beethoven. Thé dansant bei einem Bojaren. Fräulein von Goubau. Baron von Hogendorp, Holländischer Gesandter und dessen Gemahlin und Schwägerin, Prinzessinnen von Hohenlohe. Lady Fitzgerald. Friedrich Schlegel. Frau von Pichler. Baron von Steigentesch. Herr von Eskeles. Die beiden Savoyarden und Milton im Burgtheater. Morgenkonzert. Radicchi. Anzeige vom Apollosaal. Die Kunst vorzuschneiden und Pauken zu schlagen, als freie Universitätskünste. Der Apollosaal.

Dreizehnter Brief

S. 162—179.

Quartett von Schuppanzigh. Beethoven. Prinz de Ligne. Prinzen von Hessen-Homburg. Altdeutsche Sitte der Großen. Weigl. Das Waisenhaus. Die Fürstin Bagration. Minister Graf Stadion. Liebhaberkonzert. Giuliani, Gitarrenspieler. La Sentinelle. Ouvertüre zu Collins Coriolan von Beethoven. Landgraf von Fürstenberg. Herr von Sauter. Prinz Rohan. Messe in der Hofkapelle. Der kaiserliche Hof. Winters und Collins Oper nach dem Ossian.

Vierzehnter Brief

S. 180—190.

Strenge Kälte. Bildersammlung des Grafen Czernin. Graf Lamberg. Familie des Fürsten von Lobkowitz. Graf Grünne. Fürstin Colloredo, geborne Prinzessin von Hohenzollern. General Lunin und dessen Tochter. Graf Wielhorsky. Iphigenia in Aulis. Demoiselles Milder und Laucher. Vogl und Radicchi. Quartett. Füger. Baron v. Arnstein. Frau von Pereira und Fräulein von Kurzbeck. Baron von Faßbender. Morgenkonzert von Madame Bigot. Adeliges Liebhabertheater. Guter, geselliger Ton. Wohlsein in Wien. Verminderung des Luxus im Essen, dessen Vermehrung in feinen Weinen.

Fünfzehnter Brief

S. 191—204.

Neue Einrichtung bei der Generaldirektion der Theater. Brockmann. Lange. Madame Weissenthurn. Dem. Adamberger. Schillers Totenfeier vom Grafen Bentzel. Morgenkonzert der Dem. Longhi. Dem. Fischer. Herr Radicchi. Legationsrat Griesinger. Madame Mozart und ihre beiden Söhne. Gräfin Lunin. Seidler. Das Krippenspiel. Das Leopoldstädtsche Theater. Die Schönen Wiens. Glucks Iphigenia in Aulis. Belvedere. Füger. Fürst Schwarzenberg. Graf Zinzendorf.

Sechzehnter Brief

S. 205—222.

Konzert von Beethoven im Theater an der Wien. Quartett bei Schuppanzigh. Privatlogis. Wohlfeilheit

in Wien für einen Nordländer; schöner Aufenthalt. Vortreffliche Polizeianstalten. Gute Beleuchtung, vortreffliches Steinpflaster. Große Reinlichkeit auf den Straßen. Bequemlichkeit für die Fußgänger. Ruhe auf den Straßen, auch beim großen Gewühle. Wohlfeiles Fuhrwerk. Konzert von Clement. Haydns Oratorium Tobia im Burgtheater. Schöne Ouvertüre von Neukomm. Dem. Marconi. Fräulein von Goubau. Gräfin Potocka. Fürst Kinsky. Bankier Henikstein und dessen Familie. Seligmann. Ries. Graf Rasumowsky. Paris und Helena, ein großes pantomimisches Ballett im Theater am Kärntnertor. General Nogarola. Graf Apponni. Major von Zinnique.

Siebzehnter Brief

S. 223—236.

Strenger Winter. Schlittenfahrt nach Rodaun. Angenehmes Diner. Bankier Schröter aus Riga. Bedeutende Züge von der Gutmütigkeit des österreichischen Volks. Neujahrsgratulationen. Bankier Henikstein. Herr und Madame Peschier. Seidler. Liebhabertheater. Graf Breuner. Gräfin Potocka. Gräfin Kuenburg. Landgraf und Landgräfin von Fürstenberg. Graf Golowkin. Ruhige Nacht in Wien. Etablissement des Grafen Rasumowsky. Madame Bigot. Die Familie Eskeles. Beethoven. Fräulein von Goubau. Gräfin Wojda. Fürst Clary. General Damas. Literatur.

Achtzehnter Brief

S. 237—248.

Paërs Camilla im Theater an der Wien. Dem. Buchwieser. Radicchi. Graf Apponyi. Musikabend beim

Fürsten Esterházy. Kreuzer. Grell. Schnelle Wetterveränderung. Quartett bei Schuppanzigh. Quartett und Konzert beim Fürsten Lobkowitz. Erzherzog Rudolf. Der kaiserliche Hof. Zugänglichkeit beim Fürsten. König von Preußen. Fürst Schwarzenberg. Spanische Nachrichten. Rüstung und Kriegsübungen. Eröffnung der Tanzsäle. Häufige Anschlagezettel. Gier des Publikums danach. Musikszustand in Wien.

Neunzehnter Brief

S. 249—258.

Eröffnung des Apollosaals. Beschreibung des Innern und des ersten Abends. Ordensfest der großen kaiserlichen Orden. Pracht in Equipagen und Pferden. Faniska im Kärntnertortheater. Demoiselles Fischer und Marconi. Madame Hendel in der Medea. Gemälde und Hetrurische Vasensammlung des Grafen von Lamberg. General Lunin. Beethoven.

Zwanzigster Brief

S. 259—268.

Postbeamte. Hausmeister. Vorzug des weiblichen Geschlechts. Kaffeehäuser. Madame Hendel und Madame Bürger. Oratorium: die Befreiung von Jerusalem, von Collin. Graf Moritz Dietrichstein. Graf Hardenberg. Baron von Collenbach. Zensur. Beschränkung der allgemeinen Leserei. Wie wenig diese nützt.

Einundzwanzigster Brief

S. 269—281.

Musikabend bei Frau von Bigot. Architekt Moreau und dessen Familie. Frau von Tschoffen. Baron von Viettinghof. Graf Palffy. Fürst von Aremberg. Herr

von Seckendorff. Madame Hendel in der Selbstbeherrschung und in der Margarete in dem Hagestolzen. Konzert der Dem. Fischer. Dem. Marconi und Madame Müllner. Krafft, der Sohn. Der Apollosaal am Sonntag. Hummel. Gräfin Apponyi. Frau von Pereira. Fräulein von Kurzbeck. Madame Streicher. Fürstin Kinsky.

Zweiundzwanzigster Brief

S. 282—290.

Gute Feueranstalten. Nationalcharakter. Talent zur Musik. Cerrini. Konzert beim Fürsten von Lobkowitz. Erzherzog Rudolf. Fürstin Kinsky. Fräulein von Goubau. Romeo und Julie von Zingarelli. Erzherzog Ferdinand. Adeliges Liebhabertheater. Anekdote von Lessing und Engel. Quartett des Violoncellisten Krafft.

Dreiundzwanzigster Brief

S. 291—304.

Schnell eintretendes Frühlingswetter. Spaziergänge um die Stadt. Prächtiger Eisgang. Großes Schauspiel für die Wiener. Gehemmter Postenlauf. Das neue Quartett von Krafft. Verschlimmerter Zustand der Musik überhaupt und der Theater seit Josephs Zeiten. Einige Gründe dafür. Wiederholtes Duett bei Streicher. Frau Baronin von Ertmann. Ruft aus Dessau. Neuer musikalischer Effekt auf einem Ball bei Frau von Henikstein. Tägliche Bälle und Schmausereien. Starkes Geschlecht. Verwüstungen durch den Eisgang.

Vierundzwanzigster Brief

S. 305—321.

Schwierigkeit für einen Fremden in Wien, einzelne Personen aufzufinden. Vorurteilsfreies Ohr der Wiener. Das Bürgerspital. Zmeskall. Frau von Ertmann. Streichers Fortepianos. Cerrini. Ries. Konzert beim Grafen Apponyi. Graf Amadé. Moscheles. Wert des großstädtischen Lebens. Vorzüge von Wien vor andern großen Städten. Der hohe Adel in Wien. Verschiedenheiten des jetzigen Wiens vom ehemaligen.

Fünfundzwanzigster Brief

S. 322—336.

Übermäßige Tanzlust. Große Bälle bei der Fürstin Lubomirska und dem Grafen Rasumowsky. Redoute. Apollosaal. Graf und Gräfin Stadion. Stunden des Diners und Theaters. Liebhabertheater. Musikalischer Abend beim Fürsten Kinsky. Mut und Vertrauen im Volke. Österreich in seiner vollen Kraft. Rüstungen. Wohlstand. Allgemeine Lustigkeit und Sicherheit. Weiber der Raitzen. Sicherheitsmaßregeln in Gasthöfen.

Anhang . . . . . S. 337—344
Verzeichnis der Bilder zum ersten Band S. 345—347
Inhalt des ersten Bandes . . . . . S. 348—357

Gedruckt für den Verlag Georg Müller in München von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Gebunden von E. A. Enders in Leipzig. Hundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen und in Ganzleder gebunden.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 163 613 3

ML
246
R271v
v. 1

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Return this material to the library
from which it was borrowed.

SRLF
QL

JAN 1 6 1990

QUARTER LOAN

OCT 17 1994